WILS
CLS
PT1337
.B53x
1914
od.13

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

BÜCHER VON SAMMLUNG

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung für Schule und Haus. Amtlich empfohlen. Enthält über 100 000 Wörter. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Nasenformer „Zello"

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4—8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello" kann jede, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und allerhöchsten Kreisen.** Jahresumsatz nachweisbar 30 000 Stück. Preis M[illegible] stellbar M. 5.—, des[illegible] schuk M. 7.—, Port[illegible] ersten ärztlichen [illegible] empfohlen. Lasser[illegible] serate täuschen, n[illegible]

[illegible]hmte In-[illegible]erreicht.

Einziges [illegible]

Spezialist L.M.B[illegible] [illegible]ldtstr. 34.

Vor d. Gebr.

Nach d. Gebr.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++++++++++++++++++++++++++++++

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh,
Verschleimung,
Rachen-Katarrh,
Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

HAUSFRAUEN

welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit

zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Humoreske „Weshalb ich in die Nervenheilanstalt mußte“
von W. Bahr. (S. 21)
Originalzeichnung von H. Grobet.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 ✦ Dreizehnter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ✦ Berlin ✦ Leipzig

Digitized by Google

Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

WILS, d S
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Weshalb ich in die Nervenheilanstalt mußte.
Humoreske von W. Bahr. Mit Bildern von H. Grobet 5

Der selige Major.
Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel) (Fortsetzung und Schluß) 24

Der Bienenmarkt in Veenendaal.
Von Th. v. Wittembergt. Mit 5 Bildern 87

Die Spinne.
Eine Schiffsgeschichte. Von G. Silvanus 97

Katzenpflege.
Von E. E. Weber. Mit 7 Bildern 139

Die silberne Braut.
Novellette von Ada v. Schmidt 151

Die österreichische Tabakregie.
Von Artur Achleitner. Mit 14 Bildern 176

Mannigfaltiges:
Der Wille zum Leben 206
Lästige Schönheit 210
Trends Todesurteil 212
Mit Bild.
Einträgliche Fuchszucht 216
An einem Haar 217
Merkwürdige Eheverträge 218
Krokodilgeschichten 219
Der gestrenge Großherzog 226

Seite

Neue Apparate auf dem Gebiete der Röntgentechnik 226
Mit 8 Bildern.

Rätselhaftes Zusammentreffen 229

Was ein New Yorker Wolkenkratzer kostet 230

Interessantes vom Hühnerhofe 232

Der Reisesnob 233

Die Montblancgruppe 235
Mit 2 Bildern.

Geniale Fälscher 237

Türkische Philosophie 238

Leute, die kein frisches Hemd anziehen möchten . . 239

Schlagfertig 240

Weshalb ich in die Nervenheilanstalt mußte.

Humoreske von W. Bahr.

Mit Bildern von H. Grobet.

(Nachdruck verboten.)

Seit acht Tagen weilte ich in Berlin und arbeitete angestrengt vom Morgen bis zum Abend in der Königlichen Bibliothek. Es war unsinnig und beinahe unverantwortlich, daß ich es tat, denn ich war überarbeitet, nervös, abgespannt — die Ärzte hatten mir Landluft oder Seeluft verordnet, Zerstreuung, Spaziergänge, absolutes Nichtstun oder einen kleinen Flirt und dergleichen. Aber ich war ehrgeizig, ich wollte etwas leisten, wovon man sprach, eine wissenschaftliche Tat vollbringen, meinen Namen bekannt machen. Ich schrieb für eine juristische Fachzeitschrift eine Abhandlung, die epochemachend wirken sollte, stellte schwieriges Material zusammen, sichtete und bewältigte es und gelangte zu ganz neuen Gesichtspunkten.

Es sollte sich bitter rächen.

Mein Nervensystem war schließlich zum Zerreißen überspannt, mein Schlaf schlecht, mein Appetit unregelmäßig. Ich wohnte in der Potsdamer Straße nach vorn heraus, zweite Etage — keine ideale Gegend für Ruhebedürftige. Zu meinen Füßen floß ohne Unterbrechung der Strom von Menschen und Fuhrwerken aller Art, und die Geräusche verstummten kaum in der

Nacht. Mein Vermieter war ein pensionierter Lehrer, der aber noch allerlei selbstgewählte Beschäftigung hatte — ich bekam ihn selten zu Gesicht und bekümmerte mich wenig um ihn.

Ich glaubte aber allen Gefahren der Gesundheit trotzen zu können und schlug die Warnungen in den Wind. Besaß ich doch einen robusten Körper und eine ausdauernde Arbeitskraft. Krankheit kannte ich nur vom Hörensagen.

Eines Tages — es war nachmittags um vier Uhr — fuhr ich mit Autodroschke nach Hause. Mein Wagenlenker gondelte geschickt durch die Verkehrswogen der Leipziger Straße und des Potsdamer Platzes, aber dann ereilte uns das Großstadtschicksal — wir stießen krachend mit einem anderen Gefährt zusammen. Greuel der Verwüstung — ein Chaos von Trümmern — Fluchen und Schimpfen — Menschenauflauf — Schutzleute.

So ungefähr jagten die Eindrücke der letzten Sekunden wie flüchtige Momentbilder durch mein Hirn. Ich stand heil auf meinen Füßen, und außer einem gehörigen Schlag vor den Kopf hatte ich keinen Schaden genommen. Überhaupt war zum Glück niemand ernstlich verletzt, nur der Materialschaden bedeutend. Der Wachtmeister verhörte und machte ununterbrochen Notizen.

Jemand hatte mich beim Arm gefaßt und führte mich aus dem Gewühl in ein nahes Café — nicht in eines der ganz großen und berühmten, sondern in ein kleines, gemütliches, und ich war ihm dankbar dafür. Denn ich spürte eine gewisse Schwäche in den Gliedern und ein Brummen im Kopf, das erst allmählich wich.

Der hilfreiche Herr nahm mit mir an einem Tisch Platz, fragte teilnehmend, wie ich mich befinde, und bestellte etwas Erfrischendes. „Streicher" stellte er sich mit einer Verbeugung vor.

„Doktor Stürmer," erwiderte ich artig.

„Das war ein böser Zwischenfall!" bemerkte mein neuer Bekannter mit ernstem Gesicht. „Sie können wahrlich von Glück sagen, daß die Geschichte für Sie so glimpflich abgelaufen ist."

Ich stimmte zu und sprach meinen Dank für seine Hilfsbereitschaft aus.

„Bitte sehr — gern geschehen," erwiderte Herr Streicher. „Dem Mitmenschen in der Gefahr beizuspringen, ist bei mir etwas Selbstverständliches." Er war ein großer Mann in mittleren Jahren mit kurzem Bart und einer mächtigen Glatze. „Es geht oft nahe am Tode vorbei," fuhr er fort, bei dem Thema mit

Vorliebe verweilend. „Die Unfälle nehmen erschreckend zu. Kein Tag vergeht beinahe mehr ohne Verletzungen mit tödlichem Ausgang. Die Unfallstatistik weist das unerbittlich nach.“

„Die unvermeidliche Folge des gesteigerten Großstadtverkehrs.“

„Sehr richtig.“ Er verbeugte sich. „Sie leben hier in Berlin?“

„Ich gedenke noch einige Wochen hier zu bleiben.“

Wiederum Verbeugung. „Es wäre eine unverantwortliche Vernachlässigung, ja es käme fast einem Selbstmord gleich, wollten Sie, verehrter Herr Doktor, der Sie doch täglich den unberechenbaren Tücken des Verkehrs ausgesetzt sind, sich die segensreichen Einrichtungen unserer fortgeschrittenen Kultur nicht zunutze machen. Ich bin Vertreter der bekannten Lebens- und Unfallversicherungsgesellschaft —“

„Ah so!“ sagte ich lachend. Mir ging jetzt ein Licht auf über seine hilfsbereite Menschenfreundlichkeit.

„Oder sind Sie bereits versichert?“ fragte Streicher schnell.

„Das nicht —“

Er rückte seinen Stuhl näher an den meinigen heran. „Vielleicht haben Sie selber schon den Fall einer Versicherung ins Auge gefaßt und wissen nur noch nicht, welcher Gesellschaft Sie sich anschließen sollen. Die Hispania, die ich die Ehre habe zu vertreten —“

„Ihre Mühe ist umsonst, Herr Streicher,“ unterbrach ich ihn lächelnd. „Ich habe gar nicht die Absicht, mich in eine Unfall- oder Lebensversicherung aufnehmen zu lassen.“

Er verbeugte sich so artig und verbindlich, als ob ich soeben mein Leben für hunderttausend Mark bei ihm versichert hätte. „Mein Vorschlag, bester Herr Doktor, wenigstens sich gegen Unfall sicherzustellen,

dient einzig und allein Ihrem Besten und dem Wohl Ihrer Zukunft. Ich gehe nicht auf den Klientenfang. Es liegt mir ganz fern, jemand zur Beitrittserklärung nötigen zu wollen. Verwechseln Sie mich nicht mit jenen lästigen Drängern und Schreiern, die sich wie Kletten dem Opfer an die Rockschöße hängen."

„Dennoch, Herr Streicher, möchte ich —"

„Die Hispania hat derartige Manipulationen nicht nötig. Die Gesellschaft verfügt über ein so gewaltiges Vermögen nebst Reservefonds, daß ihr Gedeihen und ihre Weiterentwicklung nicht von der Tätigkeit der Agenten abhängig ist. Die Zahlen sprechen für sich selbst. Erlauben Sie —"

„Sie überreden mich doch nicht, Herr Streicher."

Er zog eine dicke Brieftasche und ein umfangreiches Bündel Papiere aus der Rocktasche.

„Sehen Sie, Herr Doktor — die Hispania steht auf der Höhe der Zeit. Die Vorteile, die den Inhabern der Policen zufließen, sind bedeutend größer als bei anderen Instituten. Für einen relativ minimalen jährlichen Prämienbetrag —"

Ich stand auf, aber er ergriff mich sanft am Arm und drückte mich wieder auf den Sitz nieder.

„Die Versicherung ist nach verschiedenen Formularen zulässig. Für Sie würde sich Formular C meines Erachtens am besten eignen. — Um Vergebung — in welchem Alter stehen Sie, Herr Doktor?"

„Sechsundzwanzig."

„Ausgezeichnet. Eine Lebensversicherung nach Formular C würde für Sie sich folgendermaßen gestalten. Erlauben Sie, daß ich noch einige Schriften herbeihole, aus denen Sie ersehen können —"

Er lief zu seinem Überzieher, der am Haken hing, und suchte in den Taschen.

In diesem Augenblick trat ein anderer Herr an unseren Tisch, ein kleiner, untersetzter, mit funkelnden Brillengläsern. Auch er verneigte sich mit ausgesuchter Höflichkeit, und auch er besaß eine zum Erschrecken angeschwollene Brieftasche, die er in der Hand trug.

„Gestatten, daß ich mich vorstelle — mein Name ist Steinhoff. Ich bemerkte soeben, daß der Herr eine Lebensversicherung ins Auge fassen. Man kann bei der Wahl der Gesellschaft nicht vorsichtig genug sein. Darum, wenn Sie sich vor Schaden behüten wollen, so lassen Sie sich nicht mit der Hispania ein."

„Ich denke nicht daran —"

„Sehr wohl, mein Herr — wie ist der werte Name, wenn ich fragen darf?"

„Doktor Stürmer," sagte ich belustigt und ärgerlich zugleich.

„Sehr angenehm." Er klappte wieder zusammen. „Hören Sie nicht darauf, was der Streicher Ihnen vorschwatzt. Im Vertrauen gesagt, die Hispania —"

Streicher hatte das Gesuchte gefunden und kehrte zurück. Der Anblick des Herrn Steinhoff an meiner Seite versetzte ihn in gewaltige Erregung. „Mein Herr, wie können Sie es wagen, sich hier einzumischen?"

„Bitte sehr — der Herr Doktor war so liebenswürdig, zu gestatten —"

„Eine Unverschämtheit!"

„Herrrr!!"

„Haben Sie die Güte, Herr Doktor, dem Herrn da anzudeuten, daß seine Gegenwart durchaus unerwünscht und überflüssig ist."

Ungeniert hatte mein zweiter Quälgeist an meiner linken Seite Platz genommen und breitete ebenfalls seine Papiere auf dem Tisch aus.

„Ein Vergleich der Statuten," begann er sehr laut

und mit fabelhafter Zungengymnastik, „wird Ihnen sofort klarmachen, Herr Doktor, daß die Bretonia —“

Der zu meiner Rechten warf Wutblicke um sich und preßte seine Hand auf meine Stuhllehne. „Hören Sie nicht auf ihn!“ schrie er, mit der anderen Hand heftig auf den Tisch schlagend. „Alles, was aus seinem Munde kommt, ist Gift und Verleumdung. Herr, schämen Sie sich denn nicht —“

Der Dicke zu meiner Linken rückte ganz nahe heran, und ich saß so zwischen den beiden feuerspeienden Kratern eingeklemmt. Von beiden Seiten flogen die Injurien um meinen Kopf.

„Sie sind überhaupt Luft für mich, Herr Streicher!“

„Ein gemeingefährlicher Mensch sind Sie, Herr Steinhoff!“

Ich suchte aus der Umklammerung herauszukommen — vergeblich. Von zwei Seiten wurde auf das Opferlamm mit großer Lungenkraft eingeredet, und die Anpreisungen prasselten auf mich nieder wie ein Regenschauer.

„Aber meine Herren!“ rief ich dazwischen.

Mit verdoppelter Lungenkraft und verdreifachter Zungengeläufigkeit setzten sie ihre Bemühungen fort. Jeder wollte mich gewinnen. Ich kam mir vor wie ein Knochen, um den sich die Hunde zanken.

„Nun hören Sie aber auf!“ rief ich erschöpft und hielt mir die Ohren zu. „Das ist ja toll!“

Gleich darauf bekam ich Luft, denn die beiden Kampfhähne gingen jetzt direkt aufeinander los. Die eine Hand auf die Platte des Tisches gestemmt, mit der anderen heftig in der Luft gestikulierend, standen sie sich, mit den Westen einander fast berührend, gegenüber und kämpften wie die Löwen für ihre Gesellschaften.

Ich entschlüpfte glücklich. Ohne daß sie es merkten, schlich ich nach dem Hintergrunde des Zimmers, und einer der Gäste öffnete, meine bedrängte Lage mitfühlend und würdigend, eine Tür, die in ein Nebenzimmer führte, das augenblicklich leer war.

Ich fiel ganz ermattet auf ein Ledersofa.

„Haha!“ sagte mein Begleiter lachend. „Die Sache hat mir Spaß gemacht. Den Steinhoff kenn' ich ganz gut und den Streicher auch. Daß Sie denen in die Hände fallen mußten! Das sind die reinen Raubritter und Schnapphähne —“

Er bot mir eine Zigarre, die ich dankend annahm.

„So ein Beruhigungskraut wird Ihnen gut tun! — Der Herr Doktor hatten vorhin einen bösen Fall getan — ich sah es vom Fenster aus.“

„Es ist noch gut abgegangen, Herr —“

„Krummholz heiß' ich. — Hören Sie? Sie sind noch immer aneinander!“

„So etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen!“ rief ich aus. „Diese Unverfrorenheit übersteigt alles Erlaubte!“

„Ganz meine Meinung!“ sagte Herr Krummholz und setzte sich zu mir. „Auch beim Geschäft dürfen Noblesse und Rücksicht nicht außer acht gelassen werden.“

Gott sei Dank! Hier war ich in einem sicheren Hafen! Herr Krummholz klingelte den Kellner herbei und bestellte zwei Tassen Kaffee.

Die Erinnerung an das eben Erlebte zuckte noch in mir. „Wenn ich doch nicht will!“ grollte ich. „Man kann doch keinen Menschen zwingen!“

„Sind Sie denn ein geschworener Feind der Versicherung?“ fragte Herr Krummholz, indem wir unseren Kaffee schlürften.

„Das gerade nicht. Die Sache lag mir nur bisher fern — ich habe noch gar nicht recht darüber nachgedacht.“

„Nun, wenn Sie darüber nachdenken, Herr Doktor, werden Sie bald zu der Überzeugung geführt werden, daß das gesamte Versicherungswesen von immenser Bedeutung ist für die moderne Welt. Wer so klug ist, sich aufnehmen zu lassen, für den existiert eigentlich die Sorge um die Zukunft nicht mehr. Das Versicherungswesen hat eine ungeheure Ausdehnung erfahren — Sie können Ihr Leben versichern lassen, können sich gegen Unfall, gegen Einbruch und Diebstahl, gegen Hagel und Mißernte schützen durch Versicherung, Sie können —“

Ich schaute ihn mißtrauisch an. „Sie sind doch nicht —“

„Zu dienen, Herr Doktor. Ich vertrete die Lusitania.

Um es gleich im voraus zu sagen, bevor wir in ein weiteres Gespräch über die Materie eintreten, das hoffentlich zu einem beiderseitig zufriedenstellenden Abschluß führt —"

Mir standen die Haare zu Berge. Saben sich in diesem Lokal die Versicherungsagenten und Inspektoren von ganz Berlin ein Stelldichein, um mich armen Menschen zu Tode zu peinigen?

„Sie haben mich also auch nur in eine Falle gelockt!" sagte ich entrüstet. „Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mich nicht aufnehmen lassen werde, weder in die Lusitania, noch in die Bretonia, noch in irgend eine andere. Verstehen Sie?"

„Bester Herr Doktor — beruhigen Sie sich doch! In Ihnen zittert noch der Schreck und der Zorn von der Begegnung mit dem Streicher und dem Steinhoff. Man darf doch reden über die Sache, man kann Einsicht nehmen in die Statuten — nicht wahr? Sie sind kein geschworener Feind der Versicherung, wie Sie selbst sagten —"

„Lassen Sie mich zufrieden!"

Wieder lag ein dickes Notizbuch auf dem Tisch, wieder breitete eine geübte Hand Formulare und Druckschriften aus.

„Die Lusitania —"

Ich sprang auf und verschwand durch die Tür. Leider hatte das kleine Hinterzimmer keinen zweiten Ausgang. Ich mußte also notgedrungen noch einmal an dem dicken Steinhoff und dem langen Streicher vorbei.

Richtig — da waren sie! Grollend saßen sie jeder in einer anderen Ecke. Doch kaum hatten sie mich erblickt, als sie aufstanden und auf mich zukamen —

Ich war aber schneller als sie. Bevor sie meiner

habhaft werden konnten, entwischte ich unter Zurücklassung meines Schirmes, den ich in der Eile nicht gleich finden konnte. Im Menschenstrom draußen tauchte ich unter.

Mir war nicht recht wohl, und mein Kopf schmerzte. War es noch von dem Stoß, oder trugen die drei Versicherungshyänen die Schuld daran? Ein Spaziergang wird gut tun, dachte ich. Daher begab ich mich nicht sofort in meine Wohnung, sondern wanderte plan- und ziellos durch die Straßen, bald links, bald rechts abbiegend, bis ich nicht mehr recht wußte, wo ich war.

Ich schaute mir die Gegend an, die ich nicht kannte. Vor mir lag die Front eines großen Gebäudes, und als ich hinzutrat, um die Inschrift über dem Portal zu lesen, fand ich: Versicherungsgesellschaft —

Ich rannte fort, als ob jemand mit der Peitsche hinter mir drein wäre. Die Welt schien heute verhext. Wo ich ging und stand, begegnete mir das schreckliche Wort.

Zwei Menschen, die sich lebhaft unterhielten, gingen an mir vorüber, und der eine von ihnen sagte: „Ich versichere Sie —“

Nervös zuckte ich zusammen.

„Kollaps!“ sagte ich zu mir selber. „Du kannst nichts mehr vertragen. Deine Nerven streiken total.“

Mein Zustand erschien mir wirklich selbst im höchsten Grade besorgniserregend. Es durfte nicht so weitergehen. Wie konnte mich eine an sich doch höchstens zur Heiterkeit herausfordernde Bagatelle so packen und mitnehmen? Die Ärzte hatten recht — ich mußte ins Gebirge oder ins Seebad. Meine Arbeit und meine Studien in der Bibliothek mußte ich aufgeben.

Ich begab mich in meine Wohnung.

Dort warf ich mich auf das Sofa und starrte gegen die Zimmerdecke. Nach einer halben Stunde klopfte es.

„Herein!“ rief ich und stand auf.

Ein gebügeltes und gestriegeltes Herrlein im Zylinder und grauen Paletot verbeugte sich.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Doktor Stürmer zu sprechen?“ fragte der Hochpatente mit gewählter Aussprache. „Mein Name ist Rasemann.“

Mir stieg eine düstere Ahnung auf, und die Karte, die er mir einhändigte, bestätigte meinen Argwohn. Sie lautete: „R. Rasemann, Inspektor der Lebensversicherungsgesellschaft Etruria.“

„Ich bedaure sehr," sagte ich so höflich als möglich, meine Fassung wahrend.

Sehr bald sollte ich erfahren, daß mit diesem kurzen Bedauern meinerseits gegen den Herrn Rasemann nichts auszurichten war.

Im Vergleich mit ihm waren Streicher, Steinhoff und Krummholz blöde Stammler.

Ohne auf meine mehrfache Unterbrechung seines Redestroms zu achten, entwickelte er in wohlgesetzter Rede den Zweck seines Besuches und belegte meine Tischplatte vom einen Ende zum anderen mit Papieren und Reklamen; von allen grinste mich der Name „Etruria" freundlich an.

Eine grenzenlose Verachtung gegen die ganze Menschheit packte mich. „Scheren Sie sich zum Teufel!" wollte ich sagen, aber es kam kein Laut aus meiner trockenen Kehle und von meinen zitternden Lippen.

Wortlos packte ich seine Schriften zusammen und überreichte ihm den Haufen.

„Ich — ich danke Ihnen sehr, Verehrtester. Ich gehe in keine Versicherung. Ich bin herzkrank — hypernervös, keine Gesellschaft nimmt mich auf. Nicht wahr, Sie sehen das ein?"

„Herr Doktor scherzen," sagte der Beharrliche, und der Wortschwall ergoß sich von neuem.

Da stieg mir das Blut unheimlich zu Kopf, meine Schläfenadern schwollen zum Zerspringen an. „Gleich geschieht etwas Schreckliches," dachte ich dumpf.

Aber es geschah nichts. Ich habe ihn hinauskomplimentiert — wie, das ist mir nicht recht klar geblieben. Aber er ging — er war weg, und ich schloß die Tür ab.

„Dem nächsten, der kommt," ächzte ich, „drehe ich eigenhändig den Kragen um."

Es war sieben Uhr geworden, und draußen dunkelte

es. In meinen Überzieher gehüllt, wagte ich es, auszugehen und irgendwo in einem abgelegenen Bierstübchen ein einfaches Abendbrot zu verzehren.

Mit höchstem Mißtrauen betrachtete ich die anderen anwesenden Gäste. Rückte mir einer von ihnen auf den Leib mit Versicherungsanträgen — ich konnte das Wort nicht ohne Schauder aussprechen —, dann kam eine Katastrophe.

War ich schon wahnsinnig? Sicher war ich nahe daran, es zu werden.

Ich blieb unbehelligt. Mit beruhigterem Gemüte kehrte ich in mein Heim zurück. Schlafen mußte ich und ruhen — ah, wie beneidete ich die phlegmatischen, nervengesunden Menschen um ihren Schlaf!

Ich beschloß, früh zu Bett zu gehen, aber mein Hauswirt hinderte mich daran, der pensionierte Lehrer Ladewig.

Er kam gemütlich mit Käppchen und Schlafrock und langer Pfeife, und der Anblick wirkte wahrhaft wohltuend auf mich. Die personifizierte gute alte Zeit, dachte ich.

Freundlich lud ich ihn ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Wie gemütlich er redete, wie kindlich heiter und anspruchslos! Der Mensch war wie eine Oase in der Wüste, wie eine glückliche Insel, fern von aller Qual.

Da begann er: „Wenn's Ihnen nicht unangenehm ist, Herr Doktor — ich wollte schon immer mit Ihnen über die Angelegenheit reden. Ich bin nämlich Agent der Versicherungsgesellschaft Dalmatia —"

„Versicherungsgesell—"

Er nickte. „Jawohl. Ich habe die Prospekte gleich mitgebracht. Sie könnten sich die Satzungen ja einmal ansehen. Es eilt nicht."

Ich ſank zurück. Vor meinen Augen tanzten gelbe und rote Lichter. Ich lachte laut und gellend auf wie ein Irrſinniger.

Lehrer Ladewig ſah mich entſetzt an. „Sie ſind krank, Herr Doktor!“ hörte ich ihn ſagen, während er mir unter die Arme griff.

Willenlos ließ ich alles mit mir geschehen — ich hatte nur noch Kräfte wie ein Kind.

Als ich im Bett lag, befand ich mich körperlich wohler, aber der Geist war desto unruhiger und irrlichterte fürchterlich hin und her. Statt des erhofften stärkenden Schlafes kam nur ein gequälter Halbschlummer mit entsetzlichen Träumen. Da waren sie alle wieder, die mich bei Tage gepeinigt hatten, der große, lange Streicher und der kleine, dicke Steinhoff, der hinterlistige Krummholz und der geschniegelte Rasemann, und alle schwangen ihre Papiere und Programme wie Fahnen in der Luft und ängstigten mich, wie die Teufel in der Hölle die Verdammten. Zwischen ihnen sprang mein würdiger Hausherr im wehenden Schlafrock herum und sagte immer: „Es eilt nicht, es eilt ja nicht!“

Schweißgebadet und zermartert erwachte ich — im Bett konnte ich es nicht länger aushalten, das war zu fürchterlich. Ich kleidete mich an und legte mich auf das Sofa. Dort schlief ich noch einmal ein, diesmal fester, und wachte erst wieder auf, als die Tochter meines Wirts, ein niedliches, schelmisches, blondes Ding, mit dem Kaffee kam.

Sie erkundigte sich teilnehmend nach meinem Befinden.

„Besser,“ sagte ich, und ich fühlte mich auch wirklich wohler.

„Es ist auch ein Herr draußen —“

Ich fuhr in die Höhe mit rollenden Augen. „Wenn's ein Versich—“ das Wort wollte mir nicht aus der Kehle — „wenn es ein Agent von der Hispania oder Bretonia oder Etruria ist —“

„Der Herr ist ein Freund von Ihnen, Herr Joachim Köhler.“

„Herein mit ihm! Den kann ich gerade gebrauchen.“

„Morgen, alter Sohn," ertönte eine wohlbekannte Stimme.

Ich schloß ihn in die Arme, den guten und getreuen, den so lange nicht gesehenen alten Schul- und Studienfreund.

„Wie geht's, wie steht's?" fragte er.

„Schlecht, Joachim."

„Siehst auch elend verkatert aus," meinte er.

Wir hatten zusammen Jus studiert, und er war leider hoffnungslos an der Klippe gescheitert, die heutzutage so schwer zu umschiffen ist, an dem Referendarexamen.

Er war aber der alte lustige Bruder und unverwüstliche Optimist geblieben. Dem mußte ich erzählen, wie es um mich stand, und was ich ausgestanden hatte — der wußte für mich wahrscheinlich die richtige Medizin.

Allein er kam mir zuvor.

„Zunächst eine erfreuliche Nachricht, Bruderherz. Nach vielen Mißerfolgen leuchtet mir Fortunas hellster Stern. Ich bin mit wahrhaft fürstlichem Gehalt als Inspektor bei der Lebensversicherungsgesellschaft Albania angestellt. Was sagst du dazu? Natürlich wirst du dich mit mindestens dreißigtausend Mark —"

Erschrocken hielt er inne.

Ein richtiger Anfall von Tobsucht war bei mir zum Ausbruch gekommen. Ich schrie, ich heulte, ich verdrehte die Augen und verrenkte die Gliedmaßen.

Herr Ladewig kam im Schlafrock herbeigeeilt. Mit vereinten Kräften konnten sie mich kaum halten*).

Von dem, was weiter mit mir vorging, weiß ich blutwenig. Eine heilsame Umdüsterung des Geistes war über mich gekommen — am Denken wäre ich auch gestorben.

Sie brachten mich in eine Nervenheilanstalt, und

*) Siehe das Titelbild.

dort genas ich langsam. Dort gab es keine Versicherungsbeamten, keine Reklamepapiere und kein Formular C. Ich wurde wieder normal.

Nach vier Wochen konnte ich das Wort „Versicherungsagent“ ohne Anstoß aussprechen, und nach fünf wurde ich als geheilt entlassen.

Im Gefühl neuer Kraft und wiedergewonnener Gesundheit fuhr ich in die Welt hinein — nicht nach Berlin. Die unterbrochene Arbeit war auf spätere Zeit verschoben.

Ich wollte ins Seebad. In den Dünen wollte ich liegen und die Möwen in ihrem Zickzackflug belauschen. Von der Sonne wollte ich mich bräunen lassen und in der brandenden Sturzsee den Körper erfrischen.

Mir gegenüber im Wagenabteil saß ein reizendes Mädchen. Ein frisches Geplauder und neckisches Gefecht mit so einem jungen, lieben Ding gehörte auch mit zu den Maßregeln, die zu meiner völligen Genesung führten — so hatte mir der Anstaltsarzt beim Scheiden eingeprägt. Ein tüchtiger und verständiger Mann!

Wir fuhren lange zusammen denselben Schienenweg. Ich habe ihr meine ganze Geschichte erzählt, und sie hat mir sehr aufmerksam zugehört. Sie war ein kluges, strebsames Kind, sie hatte auch einen Beruf in der Welt.

Welchen — das sagte sie mir zuletzt und auch erst nach langem Zögern.

„Ich bin Versicherungsbeamtin — bei der Lombardia bin ich angestellt,“ kam es etwas kleinlaut und verlegen heraus.

Befürchtete sie bei mir einen erneuten Krankheitsausbruch?

Ich fühlte — jetzt kam die Probe, die Krisis. Be-

ſtand ich ſie, dann war ich gefeit. Und was meinen Sie? Ganz von ſelbſt, als ob ein anderer mir die Worte eingegeben hätte, floß es von meinen Lippen: „Bei Ihnen laſſe ich mich aufnehmen, mein Fräulein, und bei keiner anderen Geſellſchaft.“

Es geſchah alſo.

Seitdem ich aufgenommen war, fiel auch die letzte Schlacke von mir ab, und ich wurde wie ein anderer Menſch. Merkwürdigerweiſe hat mich aber auch niemals wieder ein Streicher oder Krummholz oder wie ſie ſonſt heißen mögen, angehalten und mir die Hiſpania oder Etruria angeprieſen. Es war, als ob ich ein Schild auf der Bruſt gehabt hätte mit der weithin leuchtenden Inſchrift: „Ich bin bereits verſichert!“

Zum Zeichen, daß ich völlig geneſen war, muß ich noch folgendes anfügen. Das hübſche Mädchen, das ich auf der Eiſenbahnfahrt kennen lernte, iſt meine Hausfrau geworden. Na, das hat ſelbſtverſtändlich jeder ſchon erraten. Aber daß ich jetzt einen ſehr verantwortungsreichen und demgemäß auch gutbezahlten Poſten bei der Lebensverſicherungsgeſellſchaft Lombardia bekleide, das vermutet man doch nicht ſo ohne weiteres. Es iſt aber ſo. Und ich bin mit Leib und Seele in meinem neuen Beruf.

Meine wiſſenſchaftliche Arbeit iſt unvollendet geblieben und wird es ewig bleiben.

Der selige Major.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Auf der Straße, dicht vor der Gartentür, traf Stettenborn mit einem Teil der vom Friedhof Heimkehrenden zusammen, darunter die Damen Mertens, Breunicke und Kalau.

Die Kommerzienrätin führte ihren Mann am Arm. Er hatte kalte und nasse Füße bekommen und fröstelte über den ganzen Körper, weshalb ihm von Frau Susanne ein vermehrter Blutumlauf durch Gehbewegungen verordnet worden war.

„Ich würde mich an Ihrer Stelle ins Bett legen," sagte Stettenborn, den kleinen Herrn betrachtend.

„Das ist die Folge dieser Art Prozessionen," bemerkte die Kommerzienrätin grollend. „Im nassen Grase stehen und nachher Fliedertee trinken müssen."

„Wenn man so hinfällig ist," sagte die Justizrätin, „bleibt man allerdings besser zu Hause."

Zu der Verlobungsspannung war noch ein Plus hinzugekommen. Als Frau Breunicke der Kommerzienrätin zur Großgrundbesitzerin gratulierte, ließ diese die boshafte Bemerkung fallen, daß ja auch der Justizrat als Notar ein schönes Stück Geld bei diesem Kauf verdient habe.

„Ich dachte," hatte Frau Breunicke den Stich

zurückgegeben, „daß Ihr Mann nicht ein, sondern drei Schäfchen geschoren hat, und zwar welche von der fettesten Sorte.“

Bärbel stand abseits. Die wilde, heiße Sehnsucht ihres Herzens nach einem Glück, das sie so oft verspottet hatte, gab ihren Augen einen wunderbaren, rätselhaften Glanz.

Da trat Stettenborn zu ihr, fort aus der Zungenweite der Damen, deren scheinbar liebreiche Fragen nach dem Befinden der Baronin ihn im Innersten verletzten.

„Ich sah Sie so lange nicht mehr lustig lachen — und Lachen ist das beste Mittel, gesund zu bleiben. Ihr Herr Bräutigam muß zurückkehren, damit Sie es wieder lernen.“

Die anderen gingen voran. So blieb sie allein mit ihm zurück.

„Ich glaube,“ fuhr er halb scherzend, halb ernst fort, die Unruhe in ihren Zügen bemerkend, „die Kleinstadtluft bekommt Ihnen auch nicht, sie verdickt Blut und Gemüt. Als ich Sie zuerst sah, kamen Sie mir wie eine Purpurrose vor, die alle Sonnenstrahlen an sich zu ziehen weiß und im Übermut auch ihre Dornen zu gebrauchen versteht. Ich möchte, Sie versuchten das letztere einmal wieder an mir. Ich halte still.“

„Die Luft hier —“ Sie brach ab. „Ich bin wie ausgewechselt, darin haben Sie recht.“

„Durch die Liebe?“ fragte er lächelnd. „Die ist ja allerdings die größte Zauberin.“

„Vielleicht auch,“ sagte sie, ihre dunklen Wimpern zu ihm erhebend und wieder senkend.

Ihr Wesen befremdete ihn. Er suchte den Grund in der allbekannten Unliebenswürdigkeit der schwieger-

elterlichen Familie gegen die mißliebige Braut des Sohnes. „Sie werden über alles ſiegen. Engherzigkeit und Intoleranz gehören zu den tauben Blüten; ſie verkümmern in ſich ſelbſt. Schaden an der geſunden Blume können ſie nicht anrichten.“

„Glauben Sie etwa, daß ich Furcht habe?“ fragte Bärbel, und ein Strahl alten, mutigen Trotzes blitzte aus ihren Pupillen hervor. „Vor niemand und vor nichts fürchte ich mich. — Nur vor mir ſelber,“ ſetzte ſie hinzu, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt, „wird mir bisweilen bange.“

„Weshalb?“ fragte er intereſſiert.

„Weil ich mich wie verirrt fühle, weil — Mutter hätte mich nicht fortgeben ſollen nach Berlin und dann mich wieder hineinpfropfen in das alte Stadt- und Hausbeet. Ich kann keine Wurzeln mehr darin ſchlagen. Ich will meinen eigenen Weg gehen, ich will mich nicht erſticken laſſen von Nutzbarkeitsgründen. Jeden Tag wird die Decke etwas tiefer über mich herabgelaſſen und die Luft beſchränkter.“

Es war, als ſprenge ihre Seele die Pforte auf und ließe herausſtrömen, was ſich verbitternd und der Mutter verſtändnislos darin angeſammelt.

„Ich war feſt und ſtark, als ich zurückkam, — jetzt bin ich wie ein Rohr im Winde. Es wird immerfort daran herumgebogen. Ich bin wie der, der das Fürchten durchaus lernen ſollte — und ich,“ ſie trat heftig mit dem Fuße auf, „ich lerne es nicht. Ich könnte mir das Leben,“ fuhr ſie mit zauberiſchem Lächeln fort, das ein ganz neues Schönheitsbild enthüllte, „ſehr ſchön, ſehr koſtbar denken, ſo ungefähr wie einen Feiertag oder wie eine Fahrt durch die Baumblüte. Wer um Himmels willen denkt denn im Blütenſchnee immer an die häßliche, alte Hülſe, die davon zurück-

bleibt? Und ich soll immer daran denken und mich schon vorher davor graulen. — Immer, wenn ich mich im Spiegel sehe," setzte sie mit einem Anflug ihres früheren Humors hinzu, „soll ich die alte, verrunzelte Schachtel sehen, die ich einmal sein werde."

Stettenborn hatte sehr viel aus ihren hervorsprudelnden Worten herausgehört, nur das nicht, was sich in ihrer Brust zu der seinen hinüberdrängte. Voll warmer Sympathie erfaßte er ihre Hand und fragte vorsichtig und schonend: „Sie lieben Ihren Verlobten, wie er Sie liebt?"

Was nun geschah in diesem einen Augenblick, unerklärbar und unausgesprochen, wie die plötzliche Schwingung einer Saite, die klingt und verhallt, gehörte zu den Wundern des Ahnungsvermögens, das aus unerforschten Tiefen der Seele jählings auftaucht. Nichts an ihr verriet sich unter seinem forschenden Blick unter dem Druck seiner Hand, und doch strömte die Erkenntnis ihm zu, doch wußte er, daß er es war, nach dessen Liebe sie sich sehnte mit all ihrer Jugendpracht, mit all ihrer Liebeskraft.

Einen Augenblick, von der Plötzlichkeit dieser Erkenntnis überrascht und in gewissem Sinne erschreckt, fehlte ihm die Sicherheit, das Richtige zu treffen.

Ob in ihrer Seele sein feingestimmtes Ahnungsvermögen zu eigenem Bewußtsein kam, entging seiner Kenntnis — er hoffte und wünschte dringend, daß es nicht der Fall war, denn nur so konnte er sie vor der Enttäuschung bewahren, die er ihr mit jedem Mittel ersparen wollte.

Etwas tiefer neigte er sich zu ihr, als er ihre Rechte fest umschloß. „Sie haben Vertrauen zu mir gehabt, weil Sie wissen, daß ich Arnolf Mertens' Persönlichkeit und Charakter hoch einschätze und Ihrer würdig halte

— von allen Männern nur ihn. Aber Sie ſollen nun auch meine Vertraute werden, Sie zunächſt ganz allein, weil ich weiß, daß Neuigkeitskrämerei und Klatſchſucht Ihnen ſo zuwider ſind wie mir.“

Sie fühlte, daß ihr Blut mit jedem Pulsſchlag ſchneller kreiſte.

Er fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Sie ſollen wiſſen, daß auch mein Herz nicht mehr frei iſt, wenn es auch vorläufig noch nicht ſprechen darf, ſondern ſchweigen muß.“ Er wartete keine Äußerung ihrerſeits ab, als er mit gewinnender Herzlichkeit ſagte: „Nun haben wir uns auf dem gleichen ſchönen Wege des Hoffens und Harrens getroffen, und wenn es da auch manchen Stachel noch abzubrechen gibt, die Hauptſache iſt, daß man ſich nicht fürchtet, ſondern feſt zugreift.“

Etwas in ihr war plötzlich lahmgelegt, ſo daß ſie ſchweigend die ſtillen Augen auf ihm ruhen ließ und wie einverſtanden nickte, indes ein tiefes Weh ihre junge Bruſt durchrieſelte. So wunderſam verworren drängte ſich Geträumtes und Erlebtes durcheinander und ineinander, Arnolfs Geſtalt trat ſo plötzlich und deutlich vor ſie hin, daß ſie unwillkürlich ihre Hand aus der ſeinen löſte. „Ich habe mich zu lange aufgehalten —“ Sie ſcheute ſich vor ihrer eigenen Stimme, die nicht zum Verräter werden durfte. Und alſo brachte ſie es über ſich zu lächeln. „Auf Wiederſehen!“ — —

Bärbel meinte, es ſeien Stunden geweſen, die in der trüben, nebligen Dämmerſtille verfloſſen waren, Stunden, die ſich auch jetzt noch an ſie klammerten, nun ſie ſchneller und ſchneller der mütterlichen Wohnung zueilte.

„Du haſt dich erkältet!“ rief Frau v. Kalau, Barbaras Bläſſe beſorgt betrachtend. „Das will ein Arzt ſein und nagelt die Leute bei ſolchem Wetter auf der Straße

feſt. Komm, trink eine Taſſe Tee! Der alte Mertens hat auch was Gehöriges abgekriegt.“

Die Luft im Zimmer war ihr zu heiß. In einem jähen Impulſe ging ſie hinaus, holte ihr lange nicht gebrauchtes Rad aus der Kammer und zog ſich um.

„Bärbel!“ rief die Majorin entſetzt. „Was ſollen die Leute denken! Jetzt willſt du allein losradeln?“

„Sie ſollen denken, was ſie wollen,“ ſagte ſie kurz. „Nachgerade müßten ſie wiſſen, daß ihre Meinung mir ſo gleichgültig iſt wie nichts in der Welt. Ich will eben radeln — und ich radle.“

Sie war ſchon die Treppe hinunter.

Der Wind machte ſich langſam wieder auf, und mit ihm zogen neue Wolkenſchwärme herbei. Das war für Barbara ein köſtliches Gefühl, den Luftzug wie eine breite, kalte Hand auf ihrer Stirn zu fühlen. Durch das ganze Leben hätte ſie ſo fortjagen mögen — ziellos und ungeſtört.

Niemand war auf der Landſtraße, nur ein paar Hunde kläfften ihr nach. Je einſamer es um ſie wurde, deſto wilder fuhr ſie dahin.

Sie fühlte, daß der Mißklang in ihr nicht austönen konnte, daß die falſchen Prophezeiungen ihrer Mutter ewig und allezeit hinter ihr dreinlachen würden, daß ſchließlich ſelbſt ein Augenblick kommen könnte, wo die verſpottete Altersfurcht auch ſie erfaßte und zur Lüge zwang.

Der Wind pfiff und ſchnaubte gegen ſie an, der Nebel begann zu ſprühen.

Sie aber dachte, was bis dahin nur ihre Gedanken beſchäftigt, von jener Backfiſchzeit an, wo ſie ihre Lippen von Arnolf hatte küſſen laſſen. Darum hatte ſie ihm ſpäter gegrollt. In dieſer Stunde der Vereinſamung trat ihr der Augenblick wie ein freundliches Bild vor

die Seele. Damals hatte sie ihn lieb gehabt. Später auch noch. Und alles wäre anders gekommen, wenn sich niemand dazwischen gedrängt hätte, nicht seine Eltern, nicht Stettenborn.

Stettenborn vor allem nicht. Sie war keine grüblerische Natur, darum grübelte sie dem Warum und Weshalb seiner Mitteilsamkeit nicht nach. Und wie schneidend sein Bekenntnis sie auch getroffen, ein befreiendes Gefühl rang sich doch ihrem Mädchenstolz ab. Sie beschlich jetzt die Scham, einen Mann begehrt zu haben, den sie selbst ungerührt ließ, und den Mann, dessen Liebe sie besaß, um dieser Verblendung willen zu Unrecht verletzt zu haben.

Die Pappeln am Wege ächzten im Winde und eine Dohlenschar strich krächzend über die feuchte Wintersaat. Die nahende Nacht spann die karge Färbung ringsumher in verschwimmendes Grau, durch das der Sprühregen fließend niederging.

Da lenkte Barbara, erschöpft an Kräften und wie verwirrt von allem Denken, ihr Rad heimwärts.

Sie haßte Christa v. Klüver nicht, sie haßte niemand außer sich selbst. Wie aus ihrem Dasein herausgehoben, sah sie alle Menschen um sich her interesselos ihrer Wege gehen. Den Weg aber, den sie ging, sollte niemand mehr kreuzen.

Achtzehntes Kapitel.

Im Hause des Kommerzienrats standen trotz der stürmischen Nässe die Fenster des Arbeitszimmers weit offen, so daß der Luftzug die weißen Gardinen aufblähte und aus den Falten zu reißen drohte, indes die grünumschirmte Lampe auf dem Schreibtisch ihre Flamme im Zylinder wie im Tanze auf und nieder reckte.

Die Kommerzienrätin hatte dieſe friſche Luftzufuhr angeordnet, als gleich nach der Rückkehr vom Friedhof das aſthmatiſche Leiden ihres Gatten mit ungewöhnlicher Heftigkeit ſich einſtellte und ihn mit qualvoller Atemnot heimſuchte.

Für jetzt war der Anfall vorübergegangen, und der kleine erſchöpfte Herr ruhte in der Nähe des Fenſters halbliegend in ſeinem Arbeitſeſſel, während die Kommerzienrätin ihm heiße Tücher um die Füße legte und von Zeit zu Zeit die kalten Hände in den ihren warm rieb.

„Siehſt du, David,“ ſagte ſie mit ihrer tiefen Stimme, „das kommt bei der Höflichkeit heraus, dafür gibt dir keine Katze einen Pfennig. Und wenn wir Stettenborn kommen laſſen, nimmt der ſicher ſeine zwanzig Mark. Und dann womöglich noch eine teure Apothekerrechnung! Wenn du, wie ich ſagte, zu Hauſe geblieben wäreſt, brauchteſt du jetzt nicht ſo zu japſen.“

Der Kommerzienrat atmete die kühle Luft ſchweigend ein. Seine Pergamenthaut ſpielte ins Graue hinüber, und die ſchweren Augenlider erſchienen teigig weiß.

„Weißt du, was die Juſtizrätin heute geſagt hat?“

Er winkte ſchweigend ab.

„Haſt du die Kalau heute beobachtet? Immer ſtand ſie beim Adel.“

Er winkte wieder ab.

„Emilie Klippers wollte ganz beſtimmt wiſſen, daß die Klüver ſchon jetzt ein Verhältnis mit Stettenborn gehabt hätte, und daß der Freiherr aus Gram darüber die Welt verlaſſen habe.“

Die Lippen des Kommerzienrats öffneten ſich. „Stettenborn —“ ſagte er kaum vernehmbar.

„Soll ich ihn holen lassen? Gut. Er rechnet sich das aber als Nachtbesuch.“

Er bewegte ungeduldig die Hand.

„Er wird gleich hier sein. Lege dich inzwischen nieder. Du bist durch und durch erkältet von dem albernen Herumstehen im Nassen.“

Er schüttelte den Kopf. Im Bett, das wußte er aus Erfahrung, bekam er gar keine Luft. Im Sessel am offenen Fenster würde auch dieser Anfall wie alle anderen zuvor am besten vorübergehen.

Während er allein in der stärkenden Kühle verblieb, erfaßte ihn ein bis dahin nicht gekanntes Reuegefühl, zu wenig für seine Gesundheit getan zu haben in Anbetracht der damit verbundenen Ausgaben. Jetzt aber wollte er eine Badereise, und sei es nach dem teuersten Ort, nicht scheuen. Wenn es allein nicht angängig war, mußte auch seine Gattin einmal die Kosten daran wenden. Später konnte alles durch Sparsamkeit ja wieder eingebracht werden.

So still brauchte es eigentlich nicht um ihn zu sein. Er hatte das seltsame Gefühl, als sei es die Last der Geschäfte, die ihm die Brust beschwerte. Warum legte er sie nicht auf jüngere Schultern? Weshalb war sein Sohn nicht zur Stelle? Weshalb lag er überhaupt allein hier im dunklen Zimmer?

Seine Gedanken gingen weiter ihren Weg. Sein Sohn hatte oft vor ihm gestanden hier in diesem Zimmer. Ein Augenblick trat ihm besonders lebhaft ins Gedächtnis, als der damalige Schüler weinend sagte: „Mach mich doch nicht so schlecht, Vater!“

Das Herz des Kommerzienrats schlug unruhiger. Er hätte es anders machen können. Das Schlechtmachen war vielleicht nicht das Richtige gewesen. Während er daran dachte, kam die Reisesehnsucht

wieder über ihn. Er sah im Geist Wälder und Felder in stetem Wechsel an sich vorüberziehen, und eine nervöse Unruhe packte ihn, aus diesem Lehnsessel, aus dieser Stube, aus dieser Stadt herauszukommen — ganz heraus, weit fort.

Die Tür tat sich auf. Die Kommerzienrätin trat mit Stettenborn zu ihm.

„Na, nun ist der Herr Professor da. Es geht dir aber schon wieder viel besser, David — nicht wahr?"

„Mich friert," sagte Mertens, den Kopf erhebend. „Die Fenster müssen zu."

Stettenborn gab einige Verordnungen, zu deren Ausführung die Kommerzienrätin sich entfernte, dann setzte er sich neben den Kranken und faßte seine Hand. „Sie haben sich tüchtig etwas geholt. Ich meine, es wäre gut, wenn Ihr Herr Sohn Ihre Frau Gemahlin etwas in der Pflege unterstützte. Auch geschäftlich wäre seine Anwesenheit vielleicht notwendig. So schwere Anfälle pflegen sich länger hinzuziehen."

Der Kommerzienrat nickte. „Er soll kommen."

„Es wird veranlaßt werden. Ich will das gleich mit Ihrer Frau Gemahlin besprechen." Er stand auf und ging ins Nebenzimmer.

Die Kommerzienrätin trat ihm mit der Frage entgegen: „Nicht wahr, die Sache renkt sich schon wieder ein?"

„Frau Kommerzienrätin," sagte er sehr ernst, wenn auch mit vollkommener Schonung, „Sie haben Ursache, Ihren Herrn Sohn sofort telegraphisch zu benachrichtigen, daß seine Heimkehr unbedingt notwendig ist."

Ihre robuste Natur dachte nicht im geringsten an den Ernst der Sachlage. Pimplich war ihr Gatte allezeit gewesen, aber zähe wie Eschenholz. „Nun, nun,

bis morgen früh dürfte es schon noch Zeit haben mit dem Telegramm. So spät abends —"

„Frau Kommerzienrätin," unterbrach Stettenborn sie mit fester Stimme, „wenn Sie noch etwas mit Ihrem Gatten zu besprechen haben, so tun Sie es jetzt — so bald als möglich. Ich muß Ihnen dazu raten, denn das Ableben steht nahe bevor."

Sie wurde weiß wie Kalk im Gesicht, aber sie glaubte ihm nicht. „Ich kenne meinen Mann besser als Sie und —"

„Ich habe meine Pflicht getan. Sie tragen Ihrem Herrn Sohn gegenüber die Verantwortung."

Er ging zurück ins Nebenzimmer.

Die zittrige Hand des Kommerzienrats streckte sich ihm entgegen. „Kommt Arnolf?"

„Er kommt," sagte er mit einem Blick auf die nachfolgende Kommerzienrätin.

„Ich habe schon telegraphiert," sagte sie und ging hinaus, um es nachträglich zu tun.

„Und dann reise ich," sagte Mertens mit schwacher Stimme. „Die stickige Bureauluft hat mir das Asthma zugezogen. Ich hätte früher ins Gebirge oder ans Meer gehen sollen. Dort werde ich gesund werden, ganz gesund —"

„Aber vorher, ehe Sie so weit von Hause gehen," sagte Stettenborn, „würde ich doch — Aber Sie haben vermutlich schon alle Verfügungen getroffen?"

Der Kommerzienrat, der vom Tode nichts wissen wollte und aus Aberglauben, durch Aufsetzung seines Testaments ein schnelleres Ende herbeizuführen, diesen Akt bisher verschoben hatte, schüttelte den Kopf. „Wenn ich wiederkomme."

„Gewiß. Wann kann Ihr Herr Sohn wohl hier eintreffen?"

„Wann —? Suſanne — ich muß ihr noch ſagen — Der Freiherr will kommen — ſeine Güter — Ich will reiſen —“

„David — David!“ Die eben wieder Eintretende beugte ſich über ihn, wie ſie es ihre ganze Ehe hindurch immer getan hatte, mehr energiſch als zärtlich.

Er nickte. Bewußtloſigkeit breitete langſam ihre Schatten über ihn aus.

— — — — — — — — — — — — — —

Diesmal waren es die Dienſtboten und Aufwärterinnen der ganzen Stadt, die in aller Frühe das Gerücht mit dem Frühſtücksgeſchirr in die Zimmer trugen, daß der Kommerzienrat Mertens ſeit geſtern abend im Sterben liege.

Frau v. Kalau, bereits am Kaffeetiſch ſitzend, ſchnellte wie eine Sprungfeder in die Höhe. „Himmliſche Güte! — Purzel, reden Sie ſich nichts an den Hals! Gerade wenn jemand tot geſagt wird, lebt er noch lange. Der arme Mann! — Purzel, alles Gold der Erde kann uns nicht vor der Grube retten. Beherzigen Sie das wohl, was mein ſeliger Mann ſo oft ſagte: Und wenn einer Gold pfiffe, es geht ihm doch an den Kragen.“

Frau Purzel machte Gebrauch von ihrem Schürzenzipfel vor Rührung über dieſes weiſe Vermächtnis des verſtorbenen Majors und ging gerade aus dem Zimmer, als Bärbel eintrat.

„Was ich geſagt habe!“ rief die Majorin ganz außer ſich vor Erregung, ohne das bleiche Geſicht ihrer Tochter zu beachten. „Wenn du mir doch gefolgt hätteſt! Bärbel, hätteſt du doch an Arnolf geſchrieben! Die Männer laſſen ſich ja ſo leicht mit einem bißchen zärtlichen Gequackel fangen. Dein Glück ſteht jetzt vor der Tür. Trink ſchnell! Wir müſſen uns Trauerkleider beſorgen.“

Barbara war ohne Neugier an den Tiſch getreten. Ihr ſchönes Geſicht erſchien in ſeiner Bläſſe unbeweglich.

„Bärbel,“ rief Frau v. Kalau beſtürzt, „wie ſiehſt du denn aus? Dein tolles Rasseln geſtern! — Mertens ſtirbt! Arnolf wird kommen.“

Ihr Ohr hatte nichts von dem Geſagten aufgefangen. „Wer kommt?“

„Na, wer denn ſonſt als der Sohn! Der einzige Sohn! Der Erbe! Mindeſtens ein Drittel kriegt er bar. — Du hörſt wohl nichts?“

„Arnolf kommt?“ fragte ſie, die dunklen Augen aufſchlagend. „Wann? Heute noch?“

„Aber, Bärbel!“ rief Frau v. Kalau, vor Haſt ihre Taſſe umſtoßend. „Träumſt du denn? Dem wird doch telegraphiert worden ſein. Stettenborn hat ſicher dafür geſorgt.“

„So, ſo — Stettenborn!“ ſagte ſie leiſe. „Dann alſo heute noch —“

„Ja, dem Himmel ſei Dank! Und dann vertragt ihr euch. Es iſt die ſchönſte Gelegenheit. Er iſt weich, und du biſt verſtändig — alſo wickelſt du ihn um den Finger.“

„Wenn Arnolf kommt,“ ſagte Barbara in tiefem Sinnen, „will ich ihn nicht ſehen.“

„Du —“ Die Sprache ging ihr aus. „Du willſt —“

„Er ſoll mich nicht ſehen,“ wiederholte ſie, vor ſich hin wie in weite Fernen ſchauend.

„Na, dann,“ ſagte Frau v. Kalau, ihre Tränen trocknend, „werde alſo eine ſitzengebliebene alte Jungfer, dann hutzele ein wie — wie dieſe Bohnenſtangen, dieſe Klippers. Und wenn ich nicht mehr bin, dann —“

„Du wirſt ſein, Mutter, verlaß dich darauf,“ ſagte Barbara mit feſter Stimme. „Vielleicht fragſt du einmal ſelbſt drüben an, wann Arnolf erwartet wird.“

Die Majorin nickte mit erneuter Hoffnung. „Ich mache mich gleich fertig und gehe. Vielleicht kann ich dabei von hinten herum etwas erfahren wegen des dritten Teiles oder des Ganzen. Bärbel," fügte sie mit bittender Stimme hinzu, „ich hab's an deinem seligen Vater erfahren, was ein einziger, richtig angebrachter Kuß ausrichten kann, glaube mir!" —

Es war ein kühler, unfreundlicher Morgen, der mit neuen Regenschauern drohte und, wenn auch ein Stückchen Himmelsblau sich hervorstahl, mit grauen Wolken wieder darüber hinwegstrich, wie ein Griesgram, den die Anmut des Lächelns zum Zorn reizt.

In dieses Nebelgrau blickte Barbara hinein, ungestört und in sich versunken. Tief in sich tauchte sie hinab mit schonungsloser Ehrlichkeit. Zu stolz, einem Manne nachzutrauern, der sie nicht begehrte, und in diesem Stolz auf ihre gefeierte Persönlichkeit tief verletzt, fühlte sie gleichwohl eine schmerzende Wunde in ihrem Herzen. Die Scham der Enttäuschung ätzte dieselbe, nicht zum mindesten auch die Scham, dem Manne, dessen Liebe sie selbst zurückwies, mit dem Bewußtsein eigenen Verschmähtseins entgegenzutreten.

Es war ihr, als sähe sie das Lächeln des Spottes auf Arnolfs Lippen, die lautlose Genugtuung in seinen Zügen. Und seine Weigerung, mit ihr den Ehebund zu schließen, erschien ihr so überwältigend gerecht, wie die Erinnerung an die Verlobungspraktiken ihrer Mutter ihr das Herz beschwerte.

Fort also! Aus dieser entwürdigenden Lage heraus! Wenn sie nur irgend ein Talent besessen hätte, wie leicht wäre dann der erste Schritt zur Freiheit getan! Aber sie besaß keines, sie war nur schön — schön und mutig genug, aus der Bahnenge auszubrechen.

Sie setzte sich vor ihrem Schreibtisch nieder, auf dem die Morgenzeitung lag, und ließ das Auge über den Anzeigenteil gleiten. Interesselos überflog sie dabei ein gesperrt gedrucktes Inserat: „Junger Mann von altem Adel, Landwirt, sucht eine Lebensgefährtin aus bester Familie, von angenehmem Äußeren und mit einem disponiblen Vermögen von zweihunderttausend Mark. Diskretion Ehrensache. Gefällige Offerten unter Chiffre —“

Was fragte Bärbel danach, unter welcher Chiffre dieser „Herzensbund“ geschlossen werden sollte!

Eine zweite Anfrage fesselte ihren Blick: „Gesellschafterin zu alter, kränklicher Dame bei hohem Gehalt sofort gesucht —“

Sie ließ das Blatt sinken. Die heitere Sorglosigkeit der in Berlin verlebten Jahre trat so unmittelbar wieder in ihre Erinnerung, daß sie die Zeitung mit leidenschaftlicher Hast von sich schob und sie doch mit hervorstürzenden Tränen wieder vor sich hinbreitete.

Im Begriff, einen Briefbogen herauszunehmen, verwechselte sie in der Eile die Schubfächer und riß jenes Fach auf, in das sie vormals auf Stettenborns Warnung ihren Taschenrevolver gelegt, dessen sicherer Handhabung sie sich ihm gegenüber mit feschem Übermut gerühmt hatte.

Die unfreiwillige Berührung ihrer Finger mit dem kalten Eisen des Laufes schreckte sie aus ihrer schwermütigen Stimmung auf. Wie ein Stich ging es ihr durch den jugendschönen Körper.

Ganz laut sagte sie, als spräche sie zu einem unsichtbaren Auditorium, das eine Rechtfertigung verlangte: „Wer den Tod fürchtet, stirbt ihn alle Tage hundertmal, wer ihn nicht fürchtet, nur einmal. Habe ich mich besonnen, als ich mich in das eiskalte Wasser stürzte, um das Kind zu retten?“

Da war es Arnolf gewesen, der sie ins Leben zurückzog — und dieser Gedanke machte ihre Hand im letzten entscheidenden Augenblick unsicher —

Niemand im Hause hatte den matten Knall gehört, niemand ahnte, was sich im Wohnzimmer der Frau v. Kalau zugetragen.

Als die Majorin heimkehrte, noch ganz erfüllt von den Begebnissen im Nebenhause und mit dem Entschluß, für ihre Tochter unter allen Umständen an der reichen Partie festzuhalten, sah sie Barbara neben dem Schreibtisch zu Boden gesunken, ein schmaler Blutstreif rieselte von ihrer Schulter herab, die Diele rot färbend.

Im ersten Augenblick stand Frau v. Kalau starr wie eine Bildsäule vor Schreck, dann stürzte sie zu der Stelle, wo das Opfer ihrer mütterlichen Fürsorge selbständig über ihre Zukunft hatte entscheiden wollen.

Verständnislos starrte sie auf das Unfaßbare, ihrer Denkart gänzlich Unbegreifliche. Es stand außer Zweifel bei ihr, daß ein unglückseliger Zufall vorlag, daß nur Bärbels unvorsichtiges Hantieren die Schuld trug.

Aber ihr Schmerz war unbeschreiblich groß und ihr Kummer aufrichtig tief, als sie neben der Tochter kniete und das blasse Antlitz mit Küssen und Tränen bedeckte.

Ein in der Nähe wohnender Arzt, der schleunigst herbeigeholt wurde, stellte zum Entzücken der Majorin fest, daß es sich nur um eine Fleischwunde handle, und daß nach Entfernung der in der linken Schulter steckenden Kugel durchaus keine Gefahr vorhanden sei.

Zu derselben Zeit, als der Kommerzienrat bei sinkender Abenddämmerung seine Augen für immer schloß, schlug Bärbel die ihrigen aus der Chloroformnarkose auf.

Himmlische Ruhe und gänzliches Vergessen hatten die Schleier der Bewußtlosigkeit um sie gebreitet. Nicht Schmerz noch Sorgen stahlen sich hinter diese weiße Stirn, von der ein Friedenshauch zu den leicht geöffneten Lippen herabglitt, die ihre schöne Röte langsam zurückgewannen.

Ganz zuletzt, als die Narkose im Entweichen war, zerfloß die absolute Ruhe in feingegliedertes Träumen.

Auf dem Spiegel des blauen, unendlichen Meeres glitt sie im rosengeschmückten Kahn langsam dahin. Um sie her flüsterten Wogenraunen und Windhauch — und die Rosen durchdufteten wonnig die leuchtende Luft, und aus dem kristallenen Wasser klang es wie ein leiser, leiser Sang — — Sie aber schwebte dahin ins Unermeßliche, ins Niegekannte, Unerreichbare. . . .

Da versank das strahlende Bild, die Wellenfläche verschwand. Vom Tische her kam Lampenlicht geflossen, und über ihrem Haupte hing die Zimmerdecke, nüchtern weiß.

„Bärbel!“

Sie hörte die Stimme im Halbtraum und lächelte. Alle Rosen, die sie gesehen, waren verweht — nur eine nicht. Die gab ihr jemand in die Hand, und sie gab ihm einen goldglitzernden Orden. Und diese Rose — wunderlich genug — war plötzlich keine Rose, sondern ihr Mund, und der Orden wandelte sich in ein Antlitz — und dieses Antlitz küßte ihren Mund.

Darüber mußte sie lachen und wachte auf.

„Bärbel!“

Sie wollte sich aufrichten, aber der Kopf war ihr schwer, und die Schulter schmerzte bei dem Versuch. Da ward es klar in ihrer Erinnerung — sie zog ihrer Mutter Haupt zu sich nieder.

„Armes Muttchen! Armes, liebes Muttchen!“

„Es ist nicht sehr schlimm geworden," sagte die Majorin, ihre Hände streichelnd. „Du hättest aber großes Unglück haben können. Das Schießzeug habe ich sofort in die Müllgrube werfen lassen. Ich habe noch keinen trockenen Faden an mir vor Angst und Schreck. Was hätte aus mir werden sollen, wenn ein Unglück geschehen wäre, mein liebes, einziges Bärbelchen!"

Und sie weinte jetzt erst ihre Herzensnot in einem Gemisch von Freuden- und Kummertränen aus.

Bärbels Augen schlossen sich vor Bewegung. Sie lebte noch. Das finstere Tor war nicht zugefallen hinter ihr, und der dunkle Schoß der Erde öffnete sich ihr noch nicht. War es Trauer, war es Freude, was sie bei diesem Gedanken durchbebte? Sie wußte es selbst nicht.

„Wer hat mich behandelt?" fragte sie leise.

„Doktor Müller von der nächsten Ecke. Bei Stettenborn dauert es immer zu lange, ehe er kommt, denn er klebt meistenteils irgendwo fest. Müller hat seine Sache sehr gut gemacht."

„Dann soll er ganz allein mich weiter behandeln. Ich will es so haben, Muttchen."

„Er ist auch viel billiger," sagte Frau v. Kalau einverstanden. „Und nicht so großspurig."

„Der alte Mertens ist —"

„Ist sanft eingeschlafen," sagte die Majorin mit bedeutsamem Kopfneigen. „Hat seinen Sohn nicht mehr erkannt. Die Kommerzienrätin geht umher wie ein Ladestock. Ich wollte ihr ein paar tröstliche Worte sagen, aber ich könnte ebensogut dem Tisch da eine Standpauke halten. Wenn der Mensch kein Gefühl hat, sagte dein seliger Vater, kann's ihm kein Teufel einprügeln. — Bärbel, mein liebes Bärbelchen,

Arnolf war ſchon hier, um nach dir zu fragen. Eine Seele von einem Menſchen! Und ich glaube, es iſt kein Teſtament vorhanden. Der alte Mertens ſoll gehofft haben, ſo lange zu leben wie der ewige Jude. Bärbel, wie dieſe Eltern zu dieſem Sohn gekommen ſind, das mag der Himmel wiſſen! Verdient haben ſie ihn nicht. Ich hoffe, er wird ein anderes Regiment einführen und das Goldeinpökeln unterlaſſen, wie dein ſeliger Vater ſagte.“

Barbara hörte nicht mehr, was der verblichene Major, der nie in die Lage gekommen war, ein einziges Zwanzigmarkſtück einzupökeln, über dieſen Gegenſtand zu urteilen beliebte, — ihre Mattigkeit gab ſie ſanft dem Schlaf zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Im Darſower Herrenhaus herrſchte ſeit der Rückkehr des Freiherrn eine an Bitterkeit und Ingrimm ſo reiche Stimmung, daß ſelbſt die unverwüſtliche Laune ſeines Jüngſten gegen dieſes vollgeladene Mißvergnügen nicht aufzukommen vermochte.

Vollrad v. Klüver wetterte ſeine Entrüſtung in allen Tonarten dem Verſtorbenen nach, als ob er ſie ihm noch zu Gehör bringen könnte, eine Dauerleiſtung, die ſeinen Sohn Juſtus mehr als einmal zum Lachen reizte, obzwar er ſehr wohl die nun unausbleibliche Subhaſtation des Gutes vor Augen ſah.

„Sag bloß, Alterchen, was rackerſt du dich ab wie ein Truthahn? Sechs Fuß Erde kannſt du doch nicht durchſchreien, und wenn die Sache hier noch ſo brenzlich wird.“

„Werde Stoppelhopſer!“ rief der Freiherr, ſchwerfällig auf und nieder ſchreitend.

„Bin ich ja schon," sagte Justus, seine schlanke Gestalt ans Fensterkreuz lehnend. „Und bin es gern. Ich würde ein ganz famoser Landwirt werden, wenn ich nur das nötige Kleingeld in den Fingern hätte. Man müßte erst das alte Nest hier schuldenfrei machen."

„Was du gescheit bist!" brummte der Freiherr, sich in einen Sessel werfend.

„Und dann eine ganze Zeitlang krumm liegen, keine unnötigen Ausgaben machen. Einen gewiegten Inspektor engagieren und ihn so 'n bißchen anders 'rum wirtschaften lassen. Aus Darsow ist immer noch was zu machen, die Karre muß dazu bloß auf einen soliden Untergrund geschoben werden."

„Behalte deine Weisheit für dich."

„Bloß Geld schaffen — Donnerwetter!" rief er heftig, auf das Fensterbrett schlagend, daß der Freiherr in die Höhe fuhr.

„Bist du verrückt, Bengel?"

Justus verließ seinen Fensterplatz und trat dicht vor den Vater hin. „Es war dumm von mir, daß ich nicht schon früher auf diese glorreiche Idee gekommen bin. Ich nehme eine reiche Frau."

„Du bist doch der richtige Hansdampf!" sagte der Freiherr rauh auflachend. „Das müßte ja ein wahrer Esel von Schwiegervater sein, der sich auf unsere Verhältnisse einließe. Ich kenne keinen."

„Ich auch nicht!" Justus lachte zur Gesellschaft mit. „Aber ich lerne ihn vielleicht noch kennen. Und wenn du erlaubst, stelle ich ihn dir dann in aller Form vor. Einen Augenblick nur!"

Er setzte sich vor den Schreibtisch und warf ein paar Zeilen aufs Papier.

„Da! Nun sage noch was gegen meine Intelligenz. Lies!"

Der Freiherr nahm das Blatt, drückte seinen Kneifer auf die Nase und begann halblaut zu lesen: „Junger Mann von altem Adel, Landwirt, sucht eine Lebensgefährtin aus bester Familie, von angenehmem Äußeren und mit einem disponiblen Vermögen von zweihunderttausend Mark. Diskretion Ehrensache —“

„Ich werde Lothar morgen eine Abschrift davon zusenden zu eigenem Gebrauch.“

„Dummes Zeug!“ sagte Vollrad v. Klüver, das Blatt hinwerfend.

„Wetten, daß eine anbeißt?“ fragte Justus, das Papier sorgfältig zusammenlegend. „Komm, Alterchen! Ich wette zwei Flaschen Sekt!“

„Aus meinem Keller natürlich, du Witzbold!“

„Nein, vom Vermögen meiner künftigen Frau. Schlag ein! Na also — abgemacht! Diese Geschichte hier geht heute noch ab. Morgen steht sie in drei Blättern.“

Der Freiherr war aufgestanden. Sein Familienstolz bäumte sich gegen diese Art Schacherhandel mit erneuter Bitterkeit auf. „Nur keine bäuerische Trulle,“ sagte er verdrossen. „Damit bleibst du mir vom Leibe. Oder —“

„Eine ganz feine Nummer selbstverständlich!“ fiel Justus lachend ein. „Und wenn — dann übernehme ich Darsow und setze dich aufs hochgeehrte Altenteil.“

Dem Freiherrn leuchtete dieses Vorhaben mit etwaigem glücklichen Erfolge schon bedeutend besser ein. Ein erfreulicher Gedanke kam ihm dabei zu Hilfe. „Höre,“ sagte er, seinem Jüngsten die Hand auf die Schulter legend, „wenn ich dir sowohl als Lothar meine Einwilligung zu einer solchen Heirat geben soll, geschieht es nur unter einer Bedingung. Solidarisch wie wir in unserem Unvermögen waren, so wollen wir es auch bleiben, wenn einer von euch zu Geld kommt.“

„Du willst also auch was davon abhaben?“ fragte Justus mit ungemeiner Heiterkeit.

„Ich sage, wer von euch reich heiratet, bezahlt für die beiden anderen die Schulden mit. Lothar sitzt reichlich voll — und ich habe auch noch einige Bären angebunden. Also — ohne diese Bedingung bin ich dagegen.“

„Meinetwegen!“ sagte Justus lachend. „Mir soll's recht sein, wenn es nur dem lieben Schwiegervater nicht über die Hutschnur geht. In diesem Falle hätten wir dann alle drei wieder nichts. Brrr, das wäre das Schlimmste. Also, versuchen wir unser Glück! Denn siehst du, mit deinem Plan, einen von uns mit der schönen Christa zu verheiraten, ist es Essig geworden, seit ihr mit der zweiten Ehe ein Riegel vorgeschoben worden ist.“

Der Freiherr schien nur auf dieses Stichwort gewartet zu haben, um aufs neue mit zornrauher Stimme seinem verblichenen Vetter die heftigsten Vorwürfe in die Gruft nachzuschleudern, während Justus sein Inserat, mehrfach abgeschrieben, in drei verschiedene Umschläge schob, die Zeitungsadressen sorgfältig niederschrieb, Freimarken aufklebte und mit diesen Erzeugnissen seiner Intelligenz elastischen Schrittes und seelenvergnügt aus dem Zimmer ging.

An der Schwelle wandte er sich noch einmal um.

„Alterchen, als Vorverkaufsgebühr lasse uns für heute abend ein Pülleken kalt stellen!“

Lachend schloß er die Tür.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Justizrätin Breunicke hatte es einen nicht geringen Seelenkampf gekostet, ihren Groll gegen die

Familie Mertens so weit niederzuzwingen, um ins Trauerhaus zu gehen und einen Kondolenzbesuch zu machen.

„Könnt ihr Weiber denn nicht ohne Krakeel miteinander auskommen?“ sagte der Justizrat, seinen Zylinder abbürstend. „Muß denn immerfort gekratzt werden? Einmal möchtet ihr euch vor Liebe anbeißen, und ein anderes Mal könnt ihr euch kaum von hinten ansehen.“

„Wenn man so getäuscht wird!“ murmelte die Justizrätin, einen Trauerschleier umbindend. „Ich könnte den jungen Mertens nicht sehen ohne Herzklopfen. Ganz nervös und aufgeregt hat mich diese Sache gemacht.“

„Na, dann rege dich wieder ab,“ bestimmte Herr Breunicke kurzweg. „Die Meta kommt auch noch ohne den an den Mann.“

„Meta hat jetzt etwas so Schwanenhaftes an sich, etwas Hinschwebendes und Vergehendes.“

„Ich finde, daß sie ziemlich püllig ansetzt, — und das ist ganz in der Ordnung. Sie futtert ja auch wie ein kleiner Scheunendrescher.“

„Sie nascht kaum,“ warf die Justizrätin unwillig ein.

„Na, ich danke — drei Butterbrote zum Frühstück und was dazu gehört. Aber junge Mädchen müssen rund sein. Wenn man sie anfaßt, muß man was in der Hand haben und sich keine blauen Flecke stoßen. Soll sich an dir ein Beispiel nehmen.“

Die Justizrätin lächelte geschmeichelt. Komplimente waren sonst nicht ihres Gatten Stärke, deshalb glitt ihr diese Seltenheit glatt und süß hinunter.

Im Trauerhause, dessen Treppenflur die wurmstichige Gipskatze nach wie vor aus gläsernen Augen

bewachte, war die Tür zu dem dreifenſtrigen Salon, der ſonſt wie ein Heiligtum feſt verſchloſſen gehalten wurde, weit geöffnet.

Die Schutz- und Schirmdecken von den Möbeln und vom Kronleuchter, dieſe häuslichen Leichentücher, waren verſchwunden, die Teppiche aufgerollt und an den Fenſterſcheiben die lichtabhaltenden Vorhänge aufgezogen.

Es war, als ob eine leichtere, freiere Luft die Räume durchfloß, nachdem Arnolfs Wille und Wunſch gewaltet.

Er ſelbſt ſtand in gehaltenem Schweigen neben ſeiner Mutter, ein ſtiller, ernſter Mann, der die Laſt ſeines Erbes im beſten Sinne zu tragen entſchloſſen war.

Die Tatſache, daß er trotz beſchleunigter Heimkehr den Vater lebend nicht mehr angetroffen, hatte ſeinem Herzen wehgetan. Gefühlsausbrüche waren aber in ſeinem Elternhauſe niemals Sitte geweſen, ſo zwang er ſich, nur die Hand des Toten zu küſſen und damit der äußeren Trauer zu genügen.

Vergebens erwartete er eine Träne im Auge der verwitweten Mutter. Wenn auch von Liebe zwiſchen den Langvermählten keine Rede geweſen war, ſo mußte doch die entſtandene Lücke eine Leere hinterlaſſen haben, die Kummer erregte. Aber wie an der Seite ihres kränklichen Gatten ging die Kommerzienrätin auch nun ebenen Schrittes ihren Weg allein. Sie bedurfte des Sohnes nicht dazu, das fühlte er. Und die Vereinſamung ſeines Seelenlebens gewann dadurch neue Nahrung.

Was ihm erſt gerüchtweiſe, dann als tatſächlich zu Ohren kam: Barbaras Verwundung durch einen unglücklichen Zufall, verſetzte ihn in die lebhafteſte Unruhe. Mitten in den Beſtattungsvorbereitungen und im Drange der Geſchäftsübernahme erübrigte

er so viel Zeit, persönlich in der Kalauschen Wohnung Nachfrage zu halten. Er konnte Barbaras leidendes Bild nicht aus dem Gedächtnis bringen, und die überströmende Mutterliebe und Angst der Majorin flößten ihm zum ersten Male wieder Sympathie für diese ihre Wünsche allzu praktisch verwertende Frau ein.

Durch sie erfuhr er, daß nicht Stettenborn der behandelnde Arzt sei — und so knüpfte sich an eine Begegnung mit diesem nur ein oberflächliches Erkundigen und Antwortgeben, eine feine Linie der Zurückhaltung, die Stettenborns Zartgefühl gezogen, und die er nicht mehr überschritt.

Wenngleich kein Mensch auf der Welt weniger Geräusch um sich verursacht haben konnte als der Kommerzienrat und weniger Anspruch auf räumliche Ausdehnung erhoben hatte als er, so erschien Arnolf doch nach seiner Rückkehr von der Beerdigung das ganze Haus in verdoppelter Größe und Leere.

Unter dem sinkenden Abendsonnenlicht saß er lange in seines Vaters Arbeitssessel, das Haupt in die Hand gestützt, und ließ das Bild des Verstorbenen in sich lebendig werden, ließ seine Kinder- und Jugendzeit, all die stille Kümmernis seines verschüchterten und sehnsüchtigen Herzens an sich vorüberziehen. Der bittere Zwang und Druck, der ihm das schönste Glück, Barbaras Neigung, unrettbar zerstörte, senkte seine Stacheln aufs neue tief in seine Seele. Der Ring an seinem Finger war ein Scheinding ohne Wert noch Inhalt. Er mußte ihn abstreifen um seinet- und Barbaras willen, je eher desto besser. Es würde sich schon ein Weg finden, Frau v. Kalau zu veranlassen, eine Summe Geldes von ihm anzunehmen und mit ihrer Tochter eine lange Reise anzutreten. Dann zurückgekehrt — wenn anders sie zurückkehren wollten

— umwucherte auch dieſe Verlobungsauflöſung die alles vergeſſen machende Zeit. In eines anderen Mannes Armen vergaß ihn Barbara frohen Herzens. Er mußte das für ſie erhoffen und wünſchen, — nur daß ihm die Bruſt, von dieſem Wunſche wie zuſammengepreßt, den Atem verſagte ...

An dieſem Abend, von der Deckenlampe traulich umleuchtet, ſaßen die Juſtizrätin und ihre Tochter am runden Familientiſch, — Frau Breunicke mit Stopfarbeiten beſchäftigt, zu welcher Tätigkeit ſie ſich von Meta die Familien- und ſonſtigen Anzeigen aus dem Inſeratenteil vorleſen ließ, ihrer Neigung gemäß, die Lektüre der Zeitung von hinten ſtatt von vorn zu beginnen.

Ein Hauptvergnügen war es für beide, wenn bei dieſen Gelegenheiten irgendwo ein bekannter Name auftauchte. Nur bei den Verlobungsanzeigen durchfloß ein ſüßſäuerlicher Beigeſchmack dieſe harmloſe Freude.

Fräulein Metas ſilberblondes Haar neigte ſich plötzlich tiefer gegen die Druckerſchwärze, und mit leiſem Erſtaunensruf tippte ſie mit dem Zeigefinger auf ein beſonders in die Augen fallendes Inſerat, als ob ſie es feſtnageln wolle.

„Was iſt denn?“ fragte die Juſtizrätin, von dem ſchadhaften Strumpf aufſehend. „Wieder ein Bekannter?“

„Nein!“ Fräulein Metas Wange bekam eine hübſche Röte, als ſie halb verſchämt die Stimme räuſperte.

„Na, lies doch!“ drängte Frau Breunicke. „Was tuſt du denn ſo zimperlich?“

„Eine Anzeige —“ flüſterte die Silberblondine, und die Röte vertiefte und verbreitete ſich in ihrem Antlitz.

„Von welchem Geſchäft?“ fragte die Juſtizrätin, die einen Stolz dareinſetzte, alle Einkäufe um zehn Pfennig billiger zu machen als andere Frauen, und im Abhandeln das Höchſterreichbare leiſtete.

„Von gar keinem Geſchäft,“ liſpelte Fräulein Meta lächelnd. „Ein Heiratsgeſuch.“ — Sie las: „Junger Mann von altem Adel, Landwirt —“

Frau Breunicke hatte zuerſt mißfällig und enttäuſcht den zweiten Strumpf über die Hand gezogen. „Na — und?“

„Und — gar nichts!“ flüſterte ihre Tochter, das Blatt feſthaltend.

„Gib mal her!“ Der Strumpf flog in den Flickkorb zurück. „So, ſo! Jung — alter Adel — Diskretion Ehrenſache —“

„Papa hat ja ſo viel Geld!“ ſeufzte Fräulein Meta. „Und ich brauchte mich nicht mehr wegen Arnolf Mertens über die Achſel anſehen zu laſſen. Alter Adel, Mama —“

„Man könnte ja einmal anfragen,“ ſagte die Juſtizrätin, ſich für die Sache erwärmend. „Ich bin immer dafür geweſen, daß man dem Glücke die Hand bietet. Wenn Papa nur dafür zu haben ſein wird — da liegt der Haſe im Pfeffer!“

„Ach, Mama,“ rief Fräulein Meta, die Hand ihrer Mutter ergreifend, „bei mir ſtimmt doch alles!“

„Ich ſollte wohl meinen,“ ſagte Frau Breunicke mit ſtolzer Betonung, „daß du aus beſter Familie und von angenehmem Äußeren biſt. Und was den Geldpunkt anbelangt, ſo können wir uns einen adeligen Schwiegerſohn ſchon leiſten.“

Sie wartete alſo nur ihres kegelſchiebenden Gatten mitternächtliche Heimkehr ab, um mit dem Hinweis auf ſeine unväterliche Geſinnung, falls von ſeiner

Seite keine Billigung vorhanden sein sollte, ihm die Pflicht ans Herz zu legen, sich vorsichtig hinter das Geheimnis des anonymen Inserats zu schleichen. Möglicherweise könne ihrer Tochter für die Mertenssche Hinterlist dadurch eine glanzvolle Entschädigung geboten werden.

Die gesunde Vernunft und der praktische Blick des Justizrats kämpften zwar zuerst mit derben Waffen gegen diese „Tollheit" an und führten allerhand dramatische Szenen herbei, aber die Schlafzimmerunterhaltungen seiner Gattin erhielten endlich die Oberhand.

„Um mal endlich Ruhe zu haben und dem Gemaule ein Ende zu machen," wie sich der Justizrat ausdrückte, fügte er sich mit stillem Grimm ins Unabänderliche und ließ die erforderlichen Ermittlungen anstellen.

Selbst auf das Äußerste überrascht von dem Resultat, suchte er seine Frau in der Küche auf, nahm ihr den Schaumlöffel aus der Hand und führte sie abseits in sein Zimmer.

„Weißt du, wer der anonyme Heiratskandidat ist? Einer, der auf dem letzten Loche pfeift."

„Wer?" fragte die Justizrätin mit brennender Neugier. „Ich habe heute nacht einen Traum gehabt, in dem ich Meta mit einem Paradiesvogel auf dem Kopfe sah."

„Dieser Paradiesvogel," sagte Breunicke mit gutem Humor, „muß sich sehr schäbig ausgenommen haben, denn die Federn sind ihm abhanden gekommen. Klüver heißt er. Justus v. Klüver, des verstorbenen Freiherrn Neffe, Vollrads jüngerer Sohn — auf Darsow."

Die Justizrätin schlug die Hände zusammen. „Der bildhübsche Mensch! Was für ein hübsches Paar!"

„Ihr Weiber wißt weiter nichts als hübsch, hübsch!"

sagte er grollend. „Mein Geld ist noch hübscher. Er heiratet doch nur mein Geld!“

„Neigung,“ fiel die Justizrätin mit dem festen Entschluß ein, den Widerstand ihres Gatten zu brechen, „ist eine Sache, die entwickelt sein will. Gerade wenn sie in der Ehe sich langsam einstellt, bleibt sie dauerhaft. Schwiegersöhne kosten immer Geld. Es ist sehr häufig der Fall, daß aus flotten Junggesellen großartige Ehemänner werden. Du selbst warst doch auch ein bißchen locker vor der Verlobung.“

Der Justizrat, auf solche Erörterungen keinen Wert legend, gab insofern nach, als er sich bereit erklärte, den Darsower Verhältnissen auf den Grund zu gehen.

„Jedenfalls behalte ich das Spiel in der Hand,“ sagte er entschieden, „und lasse mir von niemand drein reden, wenn ich nicht völlige Sicherheit für meine Tochter und mein Geld sehe.“

Ohne daß sein Name genannt wurde, ließ er durch einen Vertrauensmann die Klüversche Finanzlage genau feststellen und durch einen Sachverständigen die Beschaffenheit des Gutes prüfen.

Dabei ergab sich, daß nur die kolossale Mißwirtschaft von seiten des jetzigen Besitzers die Überschuldung herbeigeführt, und daß bei rationeller Bewirtschaftung der Wert des Gutes auf das Zwei- bis Dreifache gesteigert werden könne. Auch wurde ermittelt, daß Justus v. Klüver mit Passion Landwirt werden würde, wenn er nur Gelegenheit hätte, sich gründlich in diesem Beruf auszubilden.

Daraufhin ließ der Justizrat, immer noch unter Wahrung der Anonymität, durch seinen Vertrauensmann Justus folgende Bedingungen zustellen: Das Geld, durch das Darsow der Familie erhalten bleibt, wird auf den Namen der jungen Dame auf das Gut

eingetragen und deſſen Bewirtſchaftung einem zuverläſſigen, tüchtigen Inſpektor übergeben, ohne jegliche Einmiſchung des jetzigen Beſitzers. Eine noch zu beſtimmende jährliche Zulage wird zugeſichert. Die Schulden der beiden Verwandten werden gerichtlich geregelt unter der Bedingung, daß Juſtus v. Klüver ſich mit ſeinem ſchriftlichen Ehrenwort verpflichtet, fernerhin keinerlei Bürgſchaft für Vater und Bruder zu leiſten. Schließlich wurde feſtgeſetzt, daß Juſtus ſeine Lehrzeit als Volontär auf dem Gute eines durch ſeine Tätigkeit bekannten Beſitzers durchzumachen habe, und daß von dem Ausfall dieſer Probezeit die Höhe der Zulage und der Termin der Hochzeit abhängig gemacht werden ſolle.

Im Darſower Herrenhauſe gab es zwar eine ganz bedeutende Mißſtimmung, als dieſe Bedingungen zur Kenntnis kamen, und der alte Herr wetterte wie ein angeſchoſſener Eber über die Unverſchämtheit eines „protzenhaften Geldſackes“, — aber der gute Kern in Juſtus ſiegte. Er wurde ſich darüber klar, daß die Schranken, die ihm gezogen wurden, zugleich ſeine Schutz- und Schirmwände bedeuteten. Und da ihm das Waſſer zu hoch an der Kehle ſtand, als daß er noch Seitenſprünge hätte machen können, ſo nahm er ſchriftlich alle Bedingungen an und gab ſein Ehrenwort, ſie ſämtlich einhalten zu wollen.

Darauf erhielt er vom Juſtizrat ſelbſt eine Aufforderung, ſich perſönlich bei ihm einzufinden.

An dieſem Tage herrſchte im Breunickeſchen Hauſe eine von Stolz und höchſtgeſteigerter Spannung überladene Luft. Der Juſtizrat war zwar ziemlich kurz angebunden, als er ſeinen Damen verbot, bei dieſem erſten Beſuche ſichtbar zu werden, da er nicht die Abſicht habe, etwas von der wahren Sachlage ruchbar werden

zu lassen, aber Mutter und Tochter, die in der angrenzenden „guten Stube“ ein gründliches Abstauben für notwendig hielten, flüchteten mit Tüchern und Wedeln in dieses Observatorium, als pünktlich zur festgesetzten Stunde die Glocke gezogen wurde und Justus v. Klüver seine Karte dem öffnenden Mädchen zur Weiterbeförderung einhändigte.

Die Justizrätin, das Ohr an der Tür, Fräulein Meta, auf den Knien durchs Schlüsselloch guckend, machten sich auf diese Weise zu unsichtbaren Mitwissern und Teilnehmern der Unterredung, in deren Verlauf der zurückhaltende Ton des Justizrats sich sichtlich erwärmte.

Dem frischen und offenen Wesen des jungen Mannes gegenüber, der neben einer anerzogenen Portion Leichtsinn anständige Gesinnungen und guten Willen offenbarte, klang eine verwandte Saite aus Jugendzeiten in der Brust des Justizrats an. Er reichte Justus die Hand und schlug vor, daß eine erste Begegnung zwischen seiner Tochter und ihm am nächsten Tage bei Frau v. Klüver, deren Zustimmung er gewinnen wolle, stattfinden sollte, damit der Angelegenheit das Mäntelchen des Zufalls umgehangen werde.

Bei diesen Worten erhob sich Fräulein Meta mit eingeschlafenen Füßen und fiel ihrer Mutter schamhaft um den Hals — eine angehende Freifrau.

Die Justizrätin, ganz vergessend, daß sie noch vor kurzem mit aller Kraft nach Arnolf Mertens geangelt hatte, küßte ihre Tochter im höchsten Ausbruch schwiegermütterlicher Eitelkeit.

„So!“ sagte sie, und in ihrem engen Gesichtskreise fand nichts mehr Platz als Triumph. „Jetzt mögen sich die Kalaus ihren Mertens sauer kochen. Jetzt können sie uns leid tun mit ihrem Adel. Jetzt werden

wir ihnen mal zeigen, was Noblesse ist. — Du ziehst morgen dein rosa Gazekleid an und, wenn Vater ihn zu uns einlädt, dein blaues.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nun wurden die Tage schon lang. In der siebenten Abendstunde erst rötete sich der Himmel und übermalte die blassen Wolkenfahnen mit schaumigem Gold, daß sie, wie in Schönheit zerfließend, hinschwanden in die tiefe Bläue des Himmels, allwo das Silbergespinst des Mondes, farblos wie ein totes Haupt, in die Glutherrlichkeit des Westens hinüberschaute.

Die Tage waren lang, die Nächte aber noch länger in Christas schweigsamer Einsamkeit. Wenn draußen die Bäume miteinander flüsterten und die Fliederbüsche sich duftschwer zunickten, wenn über die Blütenkerzen der Kastanien das Bienenvolk hinsummte und Meisen und Rotschwänzchen auf dem sonnenwarmen Rasen ihre Nahrung suchten, dann ging auch durch das große, stille Haus ein Frühlingsahnen, und die junge Frau im schwarzen Trauerkleid öffnete die Fenster weit, all das Schreckliche und Jammervolle hinausschweben zu lassen in die blühende, glühende Lenzesluft.

Aber wenn die Nacht sank und das Rauschen ihrer Schleppe wie Seufzer hinter ihr hertönte, wenn kein besuchender Schritt mehr erscholl, das Licht aufflammte und niemand im Zimmer sich regte als sie selbst, dann schrie ihr Herz oft auf vor Angst und Reue. Dann lebte sie ihr verkümmertes Frauenleben wieder durch, und die Bilder des tötenwollenden Vaters und des toten Kindes wanden sich durch alle Gedanken, bis das ganze Haus davon erfüllt schien und sie hinauszudrängen trachtete.

Immer wenn die Herzensnot sie am härtesten bedrängte, gedachte sie ihres Versprechens, sich Stettenborns Rat und Willen gegenwärtig zu halten. Und dann sah sie ihn auch vor sich stehen, sah und hörte seine ermutigenden Worte — und ein unstillbares Sehnen ließ sie die Hände ineinanderdrücken und gegen die nach seiner Nähe verlangende Brust pressen.

Er kam nicht mehr.

Sie wußte es nicht, daß ihm Klatsch genug zu Ohren gekommen war, um äußerste Vorsicht zu üben, den Ruf der Geliebten vor jeder Mißdeutung zu bewahren. Und so zwang er seine Sehnsucht nieder, wie oft es ihn auch mit ungestümer Liebessorge zu ihr trieb.

Einmal, als sie sich zufällig auf der Straße trafen und in beider Herzen die Freude, dem anderen unbewußt, auflohte, fragte er: „Haben Sie gehalten, was Sie mir versprochen?“ Und da sie schweigend die Augen senkte, setzte er leiser hinzu: „Sie wollten meiner gedenken, um Ruhe zu finden.“ Ihre Seele lag allezeit offen vor seinen Blicken. So wußte er, daß ein Vorwurf darin sich gegen ihn regte. „Weil ich nicht mehr gekommen bin?“ fragte er, als habe sie ihm diesen Vorwurf laut gemacht.

Sie nickte. Die Zimmer des Freiherrn und das Kinderzimmer lagen fest verschlossen. Sollte sie ihm sagen, daß trotzdem, so oft ihr Fuß das Treppenhaus betrat, ein inneres Grauen sie zur Umkehr zwingen wollte? Und daß nur seine Person sie hier am Ort festhielt und bewog, das traurige Vermächtnis nicht zu veräußern und der stillen Qual der Erinnerungen zu entfliehen?

Er betrachtete ihr geliebtes Antlitz, das sich nicht erheben wollte. „Nicht wahr, weil ich nicht kam? Aber vielleicht hätte ich voraussetzen dürfen, daß Sie

ſich daran erinnerten, daß mir Ihr Wohl und Wehe zu ſehr am Herzen liegt, um es ſelbſtſüchtig der Mitwiſſenſchaft anderer preiszugeben, daß es mir heilig iſt.“

Seine Worte nicht, der Klang ſeiner Stimme erſchloß ihr das Verſtändnis. Die tiefe Röte ihrer Wangen bewies es ihm. „Sie haben recht,“ ſagte ſie leiſe.

Er nahm ihre Hand. „Wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich machen würde, Sie nicht mehr in dem Hauſe zu wiſſen, das Ihnen zur Qual werden muß! Kam Ihnen noch nicht der Gedanke, es zu verlaſſen für immer?“

„O ja!“ ſagte ſie, raſcher atmend. „Oft, oft habe ich ſchon daran gedacht, aber —“

„Aber?“ fragte er, ihre Hand ſanft drückend, bevor er ſie aus der ſeinen gleiten ließ.

„Es wird mir noch zu ſchwer —“ Sie brach ab. Wie durfte er wiſſen, was ſich in ihrem Herzen dagegenſtemmte?

Sein Auge ſuchte das ihre und hielt ihren Blick feſt. „Eines Tages wird es Ihnen leicht werden. Ich habe die feſte, die glückliche Zuverſicht. In dieſer Hoffnung —“

„Es iſt wirklich zu hübſch, Herr Profeſſor, daß auch Sie unſere arme, liebe Frau v. Klüver zu tröſten verſuchen,“ ſagte die ſcharfe Stimme der Herzlieben, deren überſehenes Nahen ihr dieſen Genuß verſchaffte. „Wir geben uns alle dieſelbe herzliche Mühe, aber was iſt unſer Wiſſen und Können gegen ſolche Autorität! So roſige Wangen hat unſere liebe Baronin ſchon lange nicht mehr gehabt. Da ſieht man, wie ungeſchickt wir anderen ſind, und wieviel beſſer Sie es verſtehen.“

Stettenborn hatte ſie ausſprechen laſſen, ohne von

Christas Seite zu weichen. Mit einer Schärfe, die selbst dieser Berufsklatscherin das Blut in die Schläfen trieb, sagte er: „Es würde empfehlenswert sein, Ihre Beobachtungsgabe etwas anderem zuzuwenden als diesem Gegenstand. Ich glaube, damit auch einem Wunsche der Frau Baronin zu entsprechen.“

„Sie werden das doch nicht übelgenommen haben?“ rief Fräulein Emilie Klippers, sich mit einem schrillen Lachversuch ihrer Verlegenheit entreißend. „Das wäre ja noch schöner! Worüber sich alle freuen! — Aber ich will gewiß nicht weiter stören. Bitte sehr, sich nicht stören zu lassen.“

Christa war es, als sei auf eine reine, duftende Blume ätzender Meltau gefallen. Das Herz tat ihr weh davon. Sie sah der mit auffälliger Hast sich Entfernenden nach, die vielleicht schon an der nächsten Ecke ihrem Ingrimm auf Kosten einer schutzlosen Frau Worte lieh, und ihre Stimme zitterte, als sie leise sagte: „Ich verkaufe so bald als möglich und gehe fort — weit fort von hier.“

Stettenborns finster blickende Augen waren derselben Richtung gefolgt, bis dahin, wo die Herzliebe in ihrer boshaften Eile fast gestolpert wäre. Ein verächtliches Lächeln glitt um seine Lippen. Was hatte seine Zurückhaltung, die er sich mit eisernem Zwange auferlegt, nun genützt? Welchen Schild hatte er damit vor die Geliebte gehalten? Und welcher Schild war nicht durchlöcherbar von den spitzen Giftpfeilen der Verleumdung? Schließlich war sogar der Freiherr in den Tod gegangen eines Liebesverhältnisses halber zwischen seiner Gattin und ihm, Stettenborn. Schließlich war die unnatürliche Verschleuderung und Verschenkung seines Besitzes der Lohn, den er ihrer Untreue angedeihen ließ.

Das Blut ſtieg ihm zu Kopf bei dieſen zermalmenden Gedanken, die ſo viel Keimendes und Glückliches ſchon entzaubert und erſtickt hatten. Nur konnte er ſich nicht gleich zurechtfinden in dieſer aufgewühlten Unſicherheit, die ihm das Wort auf der Zunge feſtbannte, nicht gleich Herr werden über ſich ſelbſt.

Er reichte Chriſta nicht die Hand zum Abſchied. Die herrliche Frühlingsluft ſchien ihm wie angefüllt von Neugier und Verleumdung, wo ſie ſonſt mit allen Zweigen und Blüten ins tiefſte Geheimnis der Natur, in die Liebesfreude, mit Strömen ſüßen Duftes zu locken wußte. Er fühlte, daß er in dieſem Augenblick nichts ſagen durfte, ohne die Selbſtbeherrſchung zu verlieren.

Der laue Wind ſpielte um ihren Trauerſchleier, den ſie dicht vor ihr Geſicht gelegt, als ſie den Weg zu ihrem Heim zurückkehrte. Ohne Verzug wollte ſie den Verkauf ihrer Villa in die Wege leiten. Es würde ſich ja irgendwo in der weiten Welt ein Plätzchen für ſie finden, wo ſie vergeſſen lernte.

Wenn andere Frauen vom Grabe des Kindes ſich gefeſſelt fühlen und am Grabe des Gatten ſich zur Ruhe weinen, ſtieß es ſie von dieſen Stätten mit immer neuem Schaudern zurück. Und wenn der Mond über die Gipfel der Bäume ſtieg und ſein verſchwiegenes Licht über die Gartenſteige ſtreute, darauf das verwachſene Gebüſch ſo tiefe Schatten malte, ſpähte ſie dem düſtern Etwas nach, das jeden Augenblick hervortreten konnte, um ihr Herzblut ſtocken zu machen — wie einſtmals.

Wie Abſchiednehmen glitt es ihr jetzt ſchon durch die Seele, als ſie, ans Fenſter gelehnt, das Abendläuten, vom Wind getragen, verklingen hörte.

Der Vorhang regte ſich, und eine Tür ging leiſe zu.

Digitized by Google

Sie fuhr aus ihren Träumen empor — Stettenborn!

Noch stand er nicht vor ihr, da überströmten schon heiße Tränen ihr Antlitz.

„Sie mußten es doch wissen, daß ich kam, daß ich kommen mußte," sagte er, ihre zitternde Hand erfassend und ans Herz drückend. „Ich habe die Stunden gezählt. Nie, nie ist es mir so schwer geworden, mit meinen Gedanken den Pflichten meines Berufes standzuhalten. Ich war ein Tor, ein zaghafter Tor, dem ausweichen zu wollen, was doch so nichtig, so kläglich ist dem gegenüber, was meine Seele bewegt. — Was sie bewegt hat," fuhr er mit tiefster Innigkeit fort, „vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, wo Sie mir so unerreichbar wie unglücklich erschienen, so ganz verloren in die Gewalt Ihres Schicksals, das Ihr weiches Herz zerhämmerte. Damals," er zog ihre Hände an seine Lippen und küßte sie mit heißer Inbrunst, „damals ergriff mich, wie oft, die Sehnsucht, Sie aus aller dieser Not herauszuheben, Ihnen die Sonne des Lebens wiederzugeben, Sie froh und glücklich zu wissen."

Er beugte sich zu ihrem blonden Haupt nieder, das sich im Ansturm dessen, was an Seligkeit über sie hereinbrach, tief und tiefer neigte.

„Und was tat ich?" sagte er mit glückverlorenem Flüsterton. „Statt mich zu beugen vor Ihrem stillen Leid, habe ich Sie gescholten, habe Sie mutlos und verzagt genannt. Mit der brennenden Sehnsucht im Herzen, Ihnen mehr zu sein, als wir uns gestehen durften, habe ich Sie hart angefaßt, weil ich Ihnen helfen wollte. Und habe endlich, statt Ihnen, als Sie es hören durften, mein Empfinden offen zu bekennen, mich hinter Kleinlichkeiten zurückgezogen, —

jetzt, in dieser Stunde, weiß ich selbst nicht mehr warum."

Ihr war es, als ob das Abendläuten eine Feier einläutete für die ganze Welt, für alle Zeit. Wie Frieden senkte es sich in ihre Brust und tönte darin fort, so süß, so wonnig, daß sie die noch von Tränen feuchten Augen aufschlug — zu ihrem Glück, zu ihrer Liebe.

„Christa," sagte er, sie an sich ziehend, „wir brauchen uns nichts zu gestehen, wir wissen —"

„Doch," sagte sie mit zitterndem Lächeln, „ich will es dir sagen —"

Sie dachte an Heinrich Antons Werbung unter dem Gläserklingen der Tafelrunde, an diese Werbung, die ihrer kindlichen Eitelkeit so folgenschwer zu schmeicheln vermochte — und mit ausbrechendem Angstgefühl vor ihrer eigenen Torheit schlang sie die Arme um Stettenborns Hals und drückte ihre Wange an seine Schulter.

„Nur eines, nur eines glaube nicht," flüsterte sie, so an ihn gelehnt, „daß ich mich des Klüverschen Reichtums halber hingab. Du hast es geglaubt, aber es ist falsch."

„Ich glaube es nicht mehr," sagte er, ihr blondes Haar küssend. „Du warst ein schlecht beratenes Kind. Das wolltest du doch sagen?" fragte er mit zärtlichem Blick in ihr tief errötendes Antlitz.

Sie nickte.

Es war ihr, als seien die acht Jahre zwischen jener Werbung und dieser Stunde versunken, als sei alles, was sie darin erlebt, nur ein Traum gewesen, als trüge sie wieder den Frühlingskranz der ersten Jugend in ihrem lockigen Haar, den Kornblumenkranz.

Wie verwandelt fühlte sie sich in seiner Nähe und

erbebend in tiefſtbewußter Seligkeit flüſterte ſie ſeinen Namen — „Bruno!“

„Nun biſt du mein,“ ſagte er, ſie feſt an ſeine Bruſt drückend. „Jetzt, wo wir uns in Liebe gefunden haben, trennen wir uns mit froher Hoffnung. Meine Liebe bleibt bei dir zurück, und deine Liebe geht mit mir. Das iſt das Opfer, das uns noch vorbehalten iſt.“

„Ich weiß es,“ ſagte ſie lächelnd. Plötzlich ernſt werdend, umfaßte ſie ſeine Hand. „Ich verliere, das mußt du wiſſen, im Fall meines Wiederverheiratens —“

Er ſchüttelte abwehrend das Haupt. „Hältſt du das für ſo nötig, mir mitzuteilen? — Oder ſoll es eine Warnung ſein?“ fragte er ſcherzend. „Mein Lieb, ich erwerbe genug für uns beide. Und dürfte ich dich ſo mit mir nehmen, wie du vor mir ſtehſt, gleich auf der Stelle, mein Glück wäre um ſo größer.“

„Oh, Bruno! Geliebter!“ flüſterte ſie mit verſagender Stimme.

Er hielt ſie in ſeinen Armen und beugte ſich über ihr Antlitz. „Ich will dir alle meine Gedanken ſagen. Hierher führe ich dich nicht zurück, an dieſe Stätte deiner Leiden nie mehr. Mir iſt kürzlich in einer Univerſitätsſtadt eine ähnliche Stellung angeboten worden. Ich nehme ſie an. Und wenn der Tag gekommen ſein wird, den wir erſehnen, dann habe ich uns ein neues Heim geſchaffen — und dort, dort biſt du mein.“

Er umſchloß ſie voller Liebe und küßte ihren glücklich lächelnden Mund.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die friſchgeſäte Saat war ſchon im üppigen Aufgehen. Fräulein Emilie Klippers hatte mit wirkender

Kraft dafür gesorgt, die Begegnung auf der Straße pikant und anziehend zu gestalten, als eine andere Kunde, eine Neuigkeit ohnegleichen, alle Gemüter in Erregung versetzte.

Man hatte wohl durch aufmerksame Mitbewohner erfahren, daß der jüngere Herr v. Klüver auf Darsow im Hause des Justizrats Breunicke gesehen worden sei, aber dieses Ereignis auf Rechnung des absonderlichen freiherrlichen Testamentes und den möglichen Beginn eines Prozesses geschoben, als plötzlich Fräulein Metas Verlobung mit Justus v. Klüver wie eine Bombe einschlug.

Was noch an Zweifeln sich regte, wurde von den hocheleganten Anzeigen niedergeschlagen: „Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Meta mit dem Freiherrn Justus-Adelbert v. Klüver —“ Die Justizrätin fand die moderne Zusammensetzung zweier Namen besonders entzückend — „Rittergutsbesitzer auf Darsow und Leutnant der Reserve beehren sich“ und so weiter.

Den drei Fräulein Klippers standen einen Augenblick die Zungen still vor Staunen, aber sie traten um so mehr wieder in Tätigkeit, als das junge Paar, sehr hübsch anzusehen, in Begleitung der Mutter die Straßen zum Bahnhof durchschritt.

Man bemerkte, daß das sonst etwas phlegmatische Fräulein Breunicke bei dieser Gelegenheit in Haltung und Sprache ungleich mehr aus sich herausging, und daß die Justizrätin den Kopf merklich höher trug, als sonst schon ihre Gewohnheit zu sein pflegte.

Frau Breunicke hatte lange geschwankt, ob nicht der Anzeige das großstädtische: „Empfang am Sonntag von fünf bis sieben Uhr“ nachgesetzt werden solle. Als aber der Justizrat die Meinung von sich gab, derartige Albernheiten müsse er sich entschieden verbitten,

und sie hätten ruhig stillzusitzen und abzuwarten, ob jemand käme, ließ die Justizrätin diesen Gedanken fahren, saß neben ihrer Tochter täglich im Salon und nahm mit lächelnder Selbstverständlichkeit die mehr oder minder gutgemeinten Glückwünsche entgegen.

Harmlosen Gemütern fiel es weiter nicht auf, daß der freiherrliche Name wie eine Art Leuchte durch die Unterhaltungskunst der Schwiegermutter erglänzte, weniger harmlose hielten sich dafür nach Schluß der Tür um so schadloser.

„Wenn diese blonde Wachspuppe," sagte die Herzliebe zu Frau v. Kalau, als sie nebeneinander die Treppe herabstiegen, „nicht so schwer wöge, würde der Herr Justus-Adelbert ihr etwas gehustet haben."

„Ich darf wohl sagen," entgegnete die Majorin, beifällig nickend, „daß, wenn ich die gute Breunicke wäre, mir das Gewissen schlagen würde, meine Tochter so mir nichts dir nichts in diese siebenzackige Gesellschaft verpflanzt zu haben. Mein seliger Mann nannte solche Geldheiraten immer ein Risiko. Nie würde er geduldet haben, daß ich unsere Barbara so an den Mann brächte."

„Wie geht es denn Fräulein Bärbel?" fragte die Herzliebe, diese letzte Behauptung lächelnd in Zweifel ziehend.

„Sie ist seit gestern aufgestanden. Der Verband liegt noch, aber die Schmerzen sind fort."

„Der Herr Bräutigam kommt wohl täglich?" fragte Fräulein Emilie mit lauernder Dringlichkeit. „Das kann man sich ja denken."

„Er hat sie noch nicht sehen und sprechen dürfen — der Arzt verbot es. Und außerdem — ach, nein, das war nicht möglich! Arnolf hat auch jetzt so viel zu tun im Geschäft."

„Ist denn das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn nun ein besseres?“ forschte die Herzliebe freundlich.

„Ich habe mir den Grundsatz meines seligen Mannes zur Richtschnur genommen,“ erwiderte Frau v. Kalau mit würdevoller Ablehnung, „mich nie um ungelegte Eier zu kümmern, wie er sagte. Eine Seele von Sohn und eine Pyramide von Mutter!“

„Pyramide ist sehr gut,“ bekräftigte Fräulein Emilie. „Haben Sie denn gehört, was die Breunicke erzählte? Daß ihr Mann von Frau v. Klüver gebeten worden sei, den Verkauf ihrer Villa tunlichst schnell in die Wege zu leiten?“

„Was Sie sagen! Da ist es also mit Stettenborn nichts? Sie meinten doch —“

„Essig ist's, Liebste! Courmachen, o ja! Das ist ganz amüsant, auch für den Herrn Professor. Aber als ich ihn dabei ertappte — so stand er mit ihr, Hand in Hand — geben Sie mal Ihre Hand her! — so, und sie karmoisinrot vor Verlegenheit — da kriegte er doch Angst ums Festgehaltenwerden.“

„Wo will sie denn bleiben?“ fragte die Majorin, ganz Auge und Ohr für diese Neuigkeit, welche sie Bärbel heimtragen konnte.

„Weg! Nach dem Süden! Geld hat sie ja — vorläufig. Und ein zweiter wird sich so schnell nicht finden.“

„Sehr richtig!“ versicherte Frau v. Kalau, obwohl sie mitten im Zugwind der offenen Haustür standen, ohne sich trennen zu können. „Das Sprichwort behauptet zwar: Einmal ist keinmal, aber mein seliger Mann sagte immer, das sei eine ganz nichtsnutzige Spitzbüberei. Er war immer für das Keinmal.“

„Ihr goldener Mann!“ sagte Fräulein Emilie mit gut gespielter Rührung. „Kommen Sie doch heute

auf ein Täßchen Kaffee zu uns, da können wir uns mal ſo recht ausſprechen. Ihre Bärbel erlaubt es gewiß. Man iſt ja wie vollgepfropft von allen Neuigkeiten. — Aber," ſetzte ſie, nach erhaltener Zuſage, gewiſſermaßen als Troſt und Hoffnung hinzu, „aber das kann ich Ihnen ſagen, der Juſtizrat hat blechen müſſen, daß ihm die Augen übergehen. Dem koſtet dieſer ſiebenzackige Juſtus-Adelbert einen anſtändigen Batzen. Zufall — Neigung! Es könnte einem ſchwach werden bei ſolchem Quatſch. — Alſo Sie kommen! Ich erzähle Ihnen dann ausführlich, wie der gute Profeſſor beinahe grob wurde vor Verlegenheit. Es war zu drollig."

Frau v. Kalau eilte die Straße nun allein hinunter, einen ganzen Sack voll Neuigkeiten in der Bruſt. Wie eine trachtbeladene Biene flog ſie in ihr Heim zurück, um der Tochter Unterhaltungsſtoff zu bringen und ihr die Stunden damit zu verkürzen.

Aber ihre Enttäuſchung war groß und ihr Kummer noch größer, als Barbara, im Lehnſeſſel des verſtorbenen Majors am Fenſter ſitzend, ohne ein Wort der Teilnahme die Mitteilungen der Herzlieben in betreff des juſtizrätlichen Geldbeutels und der ſonſtigen Verlobungsumſtände über ſich ergehen ließ.

Nur als die mütterliche Beredſamkeit das Kapitel Chriſta und Stettenborn aufſchlug und im Eifer des Gefechts die neueſten Vermutungen darüber ſchon als Tatſachen hinſtellte und ihrer Kritik eine ſcharfe Spitze gegen die Gewiſſenloſigkeit der Männerwelt verlieh, glitt über Barbaras Stirn ein ungläubiges Zucken, und in ihren dunklen Augen ſtieg ein träumendes Zürnen auf.

„Nichts iſt wahr davon," ſagte ſie, und es war, als ſtiege ſie mit dieſem wunderſamen Blick tief in ihr eigenes Herz hinab. „Stettenborns Liebe gehört ihr

und wird ihr immer gehören. Ich weiß es, denn er hat es mir gesagt. Sie werden einander besitzen und glücklich sein. — Sage nichts mehr, Muttchen! Lügen sind mir so zuwider. Was geht es uns an, was andere Leute tun?“

Frau v. Kalau begab sich zum Kaffee. Als es still um Barbara geworden war und sie allein im Zimmer saß, das schwere Haar gelöst, ein rotes Band leicht darum geschlungen, im weißen, lose anliegenden Hauskleid, ganz locker und bequem um die Taille gegürtet, bemächtigte das Vernommene noch einmal sich ihres ganzen Denkens und Empfindens.

Schamvoller Wahnsinn einer Verzweiflungsstunde, um einen Mann, der sie nicht liebte, in den Tod gehen zu wollen! Aber eines hatte die finstere Macht, die sie angerufen, mit der körperlichen Wunde zugleich in ihrem Herzen ausgeheilt: die irrige Leidenschaft. Wie eine abgestreifte Hülle lag sie zu ihren Füßen. Und frei davon und tief beschämt ging sie den neu begonnenen Weg, wohin er auch führen mochte.

Der blühende Veilchentopf am Fenster badete sich im warmen Sonnenlicht, davon sich alle Kelche duftvoll öffneten, ein kleiner, verirrter Falter schwirrte leise gegen die Scheiben an, und durch die wandernden Gedanken hinter der weißen Mädchenstirn tickte die Wanduhr ihren gleichförmigen Schlag.

Draußen wurde die Türglocke gezogen.

Barbara wußte, daß ihre Mutter den Befehl gegeben, während der Zeit ihrer Abwesenheit jeden Besuch abzuweisen als lästig und gefährlich für ihre Ruhe. Deshalb änderte sie ihre bequeme Lage nicht, blieb tief zurückgelehnt im altmodischen Sorgenstuhl sitzen und sah nicht auf, als jemand, wie sie meinte, die Aufwartefrau, ins Zimmer trat.

Digitized by Google

Der kleine, weiße Falter war herabgeglitten, hilflos zappelte er auf der feuchten Blumenerde und regte umsonst das dünne Flügelpaar.

Barbara beugte sich darüber. Mit ihren rosigen Fingerspitzen hob sie sanft und sorglich das Tierchen in die Höhe. Es flog davon — und sie erschrak.

Bis ins Geheimste ihrer Seele erschrak sie vor Arnolfs Nähe. Sie hatte ja fest geglaubt, ihn nie wieder vor sich sehen zu müssen. Nun stand er da. Wie ihr schlechtes Gewissen blickte er auf sie hin, daß sie das Wort nicht fand, kein einziges, ihn gleichmütig anzusprechen.

Ihm selber war das Herz so schwer beklemmt von dem, was er nicht glauben mochte und doch als unwahrscheinlich nicht von sich weisen konnte, daß ihm die Hand, die er ihr reichen wollte, regungslos zur Seite hängen blieb. Aber was er nicht ausdrücken konnte, das lag in seinen Augen: ein tiefes, ahnendes Trauern, mit dem er ihr gesenktes Antlitz fest umschloß.

Der Schlag der Wanduhr riß das Schweigen auseinander.

„Ich wollte mit dir allein sein," sagte er mit weicher Stimme. „Darum komme ich jetzt. Und weil ich es sein wollte, sein muß, darfst du mich nicht abweisen. Es sei denn, du habest kein Verständnis mehr für —"

Sie hob die dunklen Wimpern nicht. Das Schuldgefühl zwang sie nur tiefer herab.

„Damit, daß du lebst, hast du kein Atom Gram von mir genommen. Ich habe gehört, was alle anderen gehört haben, und will es glauben, — ja, ich gäbe um diesen Glauben — — Barbara, wenn es nicht so wäre! Wenn du die possenhafte Komödie unserer Verbindung zum Trauerspiel machen wolltest — ohne Gedenken, ohne Schonung —"

Ein Zittern ging durch ihre Glieder. Sie drückte die geschlossenen Hände gegen die Augen.

„So schonungslos — nicht wahr? — Das konntest du nicht sein?“ fragte er, dicht zu ihr tretend, daß sein Fuß ihr weißes Kleid berührte. „Auf meine Seele konntest du die Dauerlast nicht legen wollen, daß du um meinetwillen —? Schon einmal, Barbara — sieh, das reißt mich immer wieder in alle Zweifel zurück! — Schon einmal galt dir dein Leben nichts. Ich mußte mir doch sagen —“ Er unterbrach sich erregt. „Das ist nun gleich. Etwas ganz anderes treibt mich zu dir, ein Vorschlag, den ich dir machen will. Und wenn dir noch ein Rest Vertrauen geblieben ist, wirst du es mir nachfühlen, daß dies die einzige und allerbeste Lösung ist. Darf ich es dir sagen? — Die Hände nimmst du aber von den Augen,“ bat er sanft. „Ich kann dich, gerade dich, so mutlos nicht sehen.“

Sie ließ die Hände sinken. „Ich bin nicht mutlos, nur traurig, über alles traurig,“ sagte sie, und Tränen verschleierten ihren Blick.

„Das wird vorübergehen. Dafür will ich eben sorgen. Es ist ja nicht nötig, daß wir als Feinde scheiden. Ich wollte, daß wir uns in Frieden und Freundschaft heute oder anstandshalber vielleicht noch einmal sehen und sprechen — der Leute wegen. Und nun mein Vorschlag. Du hast es nötig, Barbara, in andere Luft zu kommen, seelisch und körperlich ist es dir ein Bedürfnis. Nimm von mir die Mittel zu einer Reise an, zu einer jahrelangen Reise, nimm sie von mir als deinem Freunde an. Es ist für mich der schönste Ausblick in die Zukunft, dir deine Frische und Lebenslust wieder zurückzugeben. Es soll nichts weiter sein — ich meine dein Einwilligen — als ein Beweis, daß du dem Spielkameraden, nicht dem Bräutigam, noch

immer deine harmlose Neigung schenkst. — Schlag ein!“ Er hielt ihr seine Rechte hin, indem er langsamer fortfuhr: „Ein Jahr ist eine lange Zeit. Darin verblutet sich manches. Weshalb denn nicht ein Verlöbnis? Vieles, sehr vieles kann geschehen. Man muß nur erst zum Entschluß kommen. Ich wollte eigentlich mit deiner Mutter darüber sprechen. Heute aber kam mir der Gedanke: warum nicht ehrlich sein und sie selbst darum bitten? Nun bitte ich dich, Barbara, gib mir einen Beweis deines Vertrauens — soviel ich weiß, habe ich das wenigstens noch nicht verscherzt — und laß mich für deine Genesung sorgen.“

Sie hatte ihn mit keiner Bewegung ihres Körpers unterbrochen. Plötzlich ergriff sie seine Rechte und umschloß sie mit heißem, zitterndem Druck. „Nein — nein!“ stieß sie zwischen den zuckenden Lippen hervor.

„Nein?“ fragte er, sich ergriffen zu ihr neigend. „Du willst mich abweisen?“

Es ging ein Sturm durch ihre Seele, der tiefst Durchkämpftes aufrüttelte und nach oben riß. Sie mochte es niederdrücken, wie sie wollte, die innere Gewalt, die Nötigung ihrer stolzen, mutigen Natur war stärker. Es stieg bis an die Lippen. Hinüber mußte es, was auch danach geschah — gleichviel. Nur diesem Mann, der seine edelsten Gedanken und Gefühle klar vor sie hingebreitet, nicht mit Verschleierung und Irrung lohnen.

Und also zog sie ihn nieder auf den Sitz ihr gegenüber. Und ob die Scham auch eine fliegende Röte über ihr Antlitz breitete, sie hielt stand.

Wie sie begann, sie wußte es nicht, niemals konnte sie sich dessen entsinnen, aber sie fand das erste Wort. Und danach drängte sich die Wahrheit, bald laut, bald flüsternd, oft kaum verständlich, über ihre Lippen.

Von ihrer Schwärmerei und Leidenschaft für Stettenborn sprach sie, rückhaltlos und unentstellt, von ihrer Sehnsucht, ihm anzugehören — bis zu dem Augenblick, da er sich dieser Neigung bewußt wurde und seine Liebe zu Christa v. Klüver ehrenhaft dazwischenstellte. Von dem, was ihren Stolz bis in die letzte Fiber hinein erschütterte, sprach sie, von dem, was sie im Andenken an seine, Arnolfs, einstige Liebe dabei zu Boden drückte, von ihrem Entschluß, ihr Brot im Dienste fremder Leute zu erwerben, von ihrem Kleinmut, den Versuch zu wagen, von ihrer Herzensnot, der Verzweiflung, von ihrem Sehnen nach Ruhe und Vergessen — bis zu dem Schuß, der fehlging.

Er hatte, dieweil sich das entrollte Seelenbild seinem Gehirn einprägte, mit starrer Ruhe vor sich hingeblickt. Weh, über alles Maß weh tat ihm jedes Wort. Wie ein Verirrter erschien er sich selbst, wie einer, der mit verbundenen Augen nicht sah, was doch so nahe lag, so nahe, daß jetzt, nun die Binde fiel, seine Blindheit ihn mit Selbstvorwürfen neben tiefer Trauer erfüllte.

Daß sie ihr Herz entdeckte, war es ihre Schuld? War es seine? Wann hatte sie ihm Liebe vorgeheuchelt? Wann nicht die seine zurückgewiesen? Und jetzt, wer und was zwang sie, ihm, gerade ihm, schwer Durchlebtes zu beichten? War es Hohn? War es Schadenfreude? War es Eigensucht, auf seine Kosten sich zu erleichtern?

Er blickte auf und in ihr bleiches, von Selbstüberwindung und Seelenleid sprechendes Antlitz. Nicht eine unedle Regung war darin zu lesen. Wer so insgeheim sein Leben ablaufen lassen will, der trägt sich nicht mit Gefühlsschwindeleien, der will nicht rühren, nicht spotten.

Ihre Hände hielten nicht mehr die seine umschlossen.

Je länger sie sprach, um so mehr zog sie sich von ihm zurück. Das Tropfenpaar, das einzige, das an ihren Wimpern gehangen, glitt über ihre Wangen. Sie merkte nichts davon.

„Barbara," sagte er, und seine eigene Stimme erschien ihm fremd in der Qual, die ihn beherrschte, „Barbara, so hast du es — gewollt?"

Sie nickte. „Gewollt — ja!"

„Oh, Barbara, ist das denkbar! Ich wollte dich ja freigeben. Was wolltest du noch mehr? Nicht Zwang, noch Nötigung von meiner Seite — und dennoch! Du tatest es um Stettenborn, nicht um meinetwillen."

Sie schüttelte den Kopf, und wie sie es tat, umhüllte das lose, dunkle Haar sie wie ein Schleier. „Nicht um ihn — um ihn allein nicht. Ich fand den Ausweg nicht mehr."

Er beugte sich vor, die Wahrheit von ihren Lippen zu lesen. „Du liebst ihn noch?"

Sie atmete tief auf. Was galt das bißchen Schmerz in der Wunde, die noch brannte. „Nein, das ist tot! Und weil es tot ist —"

„Was ist, weil es tot ist?" fragte er sanft.

„Nichts," sagte sie, ihm ins Auge sehend. „Es ist tot!"

Von einem neuen Impulse getrieben, erfaßte sie noch einmal seine Rechte. Wenn sie zuvor mit fliegender Hast gesprochen, jetzt prägte sie jedes Wort mit klarer Deutlichkeit.

„Ich habe mit mir gerungen, bis ich es dir sagen konnte. Und hätte ich eines nicht gewußt, würde ich es dir erspart haben, wie schwer es mir auch geworden wäre. Wehtun wollte ich dir gewiß nicht. Du solltest nur wissen, was kein anderer weiß, weil ich dir Dank schuldig bin von früher und auch von neuester Zeit her.

Denn du warst rücksichtsvoller und besser, ja, ehrlicher und besser, als ich es war."

Sie umschloß seine Hand noch einmal fest — dann erhob sie sich langsam.

„Barbara," sagte er, da sie seine Hilfe abwies, „was hast du gewußt? Ich finde den Schlüssel nicht."

Sie sah ihm mit tiefem Ernst fest ins Auge. „Daß du mich nicht mehr liebtest, das wußte ich. Darum konnte ich es dir sagen — sonst nie!"

Ihm zuckte es wie ein Stich durchs Herz. Doch er bezwang sich und sagte scheinbar gelassen: „Das hast du gewußt? Wer sagte es dir?"

„Du selbst. Und das war richtig."

Er nickte gedankenverloren. „Wann war das?"

„Ich bitte dich," sagte sie leiser, „laß das ruhen. Mir ist so müde zumut — besinnen kann ich mich jetzt nicht. Nur laß das mit der Reise. Ich gehe nicht fort. Sage meiner Mutter nichts, gib mir die Hand darauf!"

Er reichte ihr die Hand. „Ich will dich ja nicht quälen. Dein Bestes wollte ich und sonst nichts."

„Mein Bestes ist," sagte sie und neigte das Haupt, das von der seelischen Überanstrengung zu schmerzen begann, „mich ruhig den Weg finden zu lassen. Ich kann es, denn ich muß es können."

„Gewiß." Er fühlte, daß ihre Hand in der seinen zu zittern begann, und hielt sie stützend um so fester. „Du wirst aber den Freund dabei nicht übersehen?" Er wollte, um sie zu schonen, seine Erregung nicht merkbar werden lassen, und es gelang ihm, wenn auch schwer. „Eines noch, Barbara, das nur in diese Stunde hineingehört, in keine sonst: Ich danke dir — ich danke dir für deine Aufrichtigkeit. Es war ein Opfer. Als solches ist es mir verständlich und lieb. Ich werde es immer im Gedächtnis behalten."

„Du sollst es vergessen," sagte sie, sich ihm entziehend, und ging aus dem Zimmer. — —

Als die Majorin, gesprächig und gut orientiert über ein halbes Dutzend fremder Familienangelegenheiten, von ihrem Kaffee zurückkam, erfreute sie ein heiterer Strahl in Bärbels Augen über die Maßen.

„Siehst du, Bärbel," sagte sie, die Wange der Tochter streichelnd, „Ruhe ist der beste Arzt. Ich kann wohl sagen, daß er auch der billigste ist. Denke dir, bei Breunickes soll die Hochzeit erst übers Jahr sein. Wahrscheinlich ist bis dahin, meinte Fräulein Emilie, die ganze Geschichte schon wieder auseinander. Der Justizrat hat auch bereits einen Käufer für die Villa Klüver gefunden trotz des hohen Preises, den die gute Baronin herausschlagen will. Dabei wird er wieder einen guten Schnitt machen. Na, der weiß überhaupt, wo er bleibt. Zwischen Stettenborn und der Klüver — das wolltest du nicht glauben — soll es einen tüchtigen Klaps gegeben haben. Fräulein Melanie hat gesehen, wie die beiden mit einem förmlichen Gruß aneinander vorübergingen. Außerdem packt die Baronin auch schon."

Das drückende Gefühl, das Barbara bisher empfand, sobald der Name Stettenborn genannt wurde, und ihr den Weg zur inneren Ruhe versperrte, war jetzt von ihr gewichen, und kein Mißbehagen machte sie mehr fröstеln.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Oft, wenn Barbara bei ihren ersten Ausgängen in dem kleinen Hintergarten auf und nieder schritt und durch den Gitterzaun des Nebengartens sah, hinter dem ihre und Arnolfs Kinderbekanntschaft sich entspann,

traten ihr die Stunden wieder nahe, in denen sie lustig und ausgelassen mit ihm getollt hatte.

Der Mann, der aus dem scheuen Knaben geworden war, der zielbewußte, dem engen elterlichen Gesichtskreis abgewandte Mann, erschien ihr dann wie eine andere Persönlichkeit, zu der ihre jugendlichen Erinnerungen den Übergang nicht fanden.

In ihrer eigenen hochgemuten Seele verstand sie sehr wohl, weshalb er es jetzt — nach ihrem Geständnis — für eine edelmännische Pflicht hielt, des öfteren bei ihnen zu erscheinen. Er wollte sein Wort durch die Tat wahr machen, daß er nicht Groll noch kleinliches Gekränktsein gegen sie im Herzen hegte.

Deshalb konnte sie gar nicht anders, als diesen Besuchen, kurz und schonend, wie sie waren, mit Dankgefühl entgegenkommen. Auch den Rosensträußen, die er aus seinem Gartenreichtum zu bringen oder zu schicken pflegte, wohnte dieselbe Anerkennung ihrer Offenheit inne, deshalb nahm sie auch diese Zeichen großzügigen Verständnisses mit schweigsamer Befriedigung entgegen.

Daß nach ihrer körperlichen Genesung und nach der Wiederherstellung ihres seelischen Gleichgewichts ihre blühende Schönheit eine geistige Wandlung erfahren und dem, was dieselbe bis dahin blendend und berückend machte, den Schmelz weicheren und vertieften Empfindens beimischte, ahnte sie jetzt am allerwenigsten, wo ihre Gedanken neugeschaffene Wege gingen, die aus der Alltagsoberfläche in die Zuversicht erreichbaren Lebenszweckes führten.

Wenn der Sommer zu Ende war und der Winter begann, wollte sie in irgend einem Zweige des Frauenberufs ihr Heil versuchen — zum Entsetzen der Majorin, die alle Kernsprüche ihres seligen Mannes und die

Bedeutung ihres alten Adels zu Hilfe rief, ohne den geringſten Eindruck auf Bärbels Entſchluß damit auszuüben. —

An einem Spätnachmittag, als Bärbel wieder einmal an dem Gitter des Nachbargartens vorüberging, ſah ſie, daß in dasſelbe eine Tür gebrochen war, eine regelrechte, feingeſchmiedete Pforte, an der ein Schlüſſel hing.

Wie ſie ſtaunend davorſtand, kam Arnolf den Gartenſteig entlang, das wellige Blondhaar kurzgeſchnitten, im Geſicht braun gebrannt von der heißen Sonne, im offenen, hellen Sommerjackett mit weit zurückgeſchlagenem Halskragen.

Als er Barbara erblickte, verdoppelte ſich ſein raſcher Schritt. „Komm!“ rief er ihr entgegen. „Du ſollteſt es bequemer haben. Das iſt das Ganze.“

Er drehte den Schlüſſel um und öffnete die Tür. Da ſtand ſie wieder wie ehemals im kurzen, weißen Kleid an der Jasminhecke, und um ſie herum dufteten die Blumenkelche in allen Wohlgerüchen.

Sie hatte ſich ſo daran gewöhnt, Freundſchaftsdienſte von ihm zu empfangen, als könne es nie anders geweſen ſein. „Ich danke dir,“ ſagte ſie, ihm die Hand reichend. „Das iſt ſchön!“

„Nun können wir das Spiel von damals wieder anfangen,“ ſagte er lächelnd, auf ein Tulpenbeet zeigend. „Da jagſt du mich hinein, und nachher kommt der Gärtner und ſchreit Zetermordio.“

„Hübſch war es doch!“ ſagte ſie mit voller Überzeugung.

Damals wußte ſie ganz genau, daß ſie für den blaſſen, ſtillverliebten Knaben den idealen Inhalt des Lebens bedeutete.

Wie eine Wolke trat ihr jetzt ſo oft die Vorſtellung

nahe, daß zwiſchen ihnen beiden, die nun den Steig entlangſchritten, von dem Hauptgeſetze der Natur die Rede geweſen, das Mann und Weib zur Gemeinſchaft verbindet. Je öfter ſie daran dachte, deſto mehr erſchien es ihr wie ein Traum.

„Du wirſt ſo ernſt," ſagte Arnolf, ſie betrachtend — und hinreißend ſchön erſchien ſie ihm in dieſer weichen Nachdenklichkeit.

Ein tiefes Rot verſchönte ſie noch. „Es kommt oft ſo wunderbar im Leben —"

„Sehr wunderbar," ſagte er. „Und ſchließlich iſt es noch das Beſte daran. Das Gerüſt muß ſolide ſein, aber ſchön iſt es, wenn ſich Blumen darum ranken. Dann wird die Pflicht um ſo viel leichter. Mir wenigſtens geht es ſo."

„Mir auch."

Wie ſie offen zu ihm aufſah, beugte er ſich zu ihr nieder. „Das wunderbarſte iſt, daß wir uns jetzt ſo gut verſtehen."

„Der Zwang iſt von uns genommen," ſagte ſie, und der Gedanke, daß ſie vor der Umarmung dieſes Mannes zurückgebebt war, trieb abermals die Röte über ihre Wangen.

„Das iſt er."

Sie dachte an den Kuß, um den ſie ihm ſpäter ſo herbe gegrollt, und faßte ſeine Hand. „Ich habe dir etwas abzubitten," ſagte ſie halb lächelnd, halb ernſt. „Denn du biſt damals nicht mehr daran ſchuld geweſen als ich. Hätte ich nicht gewollt, ſo wäre es unterblieben."

„Was denn?" fragte er, ihre Hand in ſeinen Arm legend. „Was habe ich getan?"

„Ach, ich meinte den dummen Kuß dazumal!" ſagte ſie mit einem reizenden Anflug ſchalkhafter Verlegenheit. „Das war mir ſo peinlich ſpäter, nun du uns

so fremd geworden warst — und dann zurückkamst. Wenn das nicht geschehen wäre, ich würde nicht so widerborstig — na, so wie ich zu dir war, nicht gewesen sein. Wir wären gute Freunde geblieben, wie jetzt."

Er schwieg, weil ihm die Liebesfülle, die er in der Brust trug und unterdrückte, das Herz bedrängte. Endlich sagte er mit leisem Zögern: „Mir war es ein schönster Trost damals. Daß du es später anders fühltest, glaube ich gern. Wäre ich damals — das weißt du ja alles." Er bückte sich und pflückte eine Rose vom Strauch. „Nimm! Ich wollte noch sagen, daß ich dich nicht geringer einschätze, weil meine glänzenden Vermögensumstände deine Antipathie nicht umstimmen konnten. Im Gegenteil, es würde mir zum Unglück geworden sein, wenn du des Geldes halber —" Er brach ab, fuhr aber dann rascher fort: „Du kannst es Selbstüberhebung nennen, wenn du willst, aber etwas ist doch in mir, auf das ich höheren Wert lege als auf mein Erbe —"

„Ich auch," sagte sie ohne Besinnen. „Da hast du recht, ganz recht."

„Wirklich?" Ihm gehorchte die Stimme nicht so ganz wie sonst. „Das hast du also auch gemerkt? Man muß bei mir ein bißchen tiefer zusehen. Das ist aber nicht jedermanns Sache, und darum ist ein Urteil über mich selbst mir auch erst spät gekommen, als ich — das interessiert dich aber nicht!"

„Doch — sehr!" sagte sie lebhaft. „Ich habe mir deinen Charakter und deine Wesensart jetzt oft auf meine Weise zurechtgelegt — so eines ins andere gerechnet, um ein Ganzes herauszubekommen."

„Und?" fragte er leiser. „Das Resultat?"

„Ich bin noch nicht ganz fertig. Sag, was du sagen wolltest — es interessiert mich sehr."

„Es hätte um meine Jugend etwas mehr Wärme sein können," fuhr er nachsinnend fort. „Das kam daher, ich galt für unbegabt und träge. Und beides war ich nicht."

„Gewiß nicht!" warf Bärbel hastig ein. „Bei mir glauben die Leute, wunder was dahinter steckt, und es ist nur ein bißchen gesunder Menschenverstand, sonst spottwenig."

„Trotz aller Härte danke ich es meinem Vater," sagte Arnolf mit festem Nachdruck, „daß er mich auf den Weg gewiesen hat, den ich ihm nachgehe. Die Freude am Beruf, die man sich erkämpfen muß, ist wirksamer als ein Naturgeschenk. Und wenn auch etwas Außermertensches sich dem Geschäftssinn einfügt, es wird nicht hindern, daß ich mein ganzes Wollen und Können für das einsetze, was ich zu leisten habe. Jetzt weiß ich erst, wie kostbar das Leben ist für den, der es nutzen muß. Dir ist es nichts."

Sie war stehen geblieben und ließ ihre Hand aus seinem Arm sinken.

Das dunkle Tor, davor sie dicht gestanden, und all die Irrungsnot, die sie durchkämpft, erschien ihr wieder wie ein finsterer Traum. Denn ringsumher umglühte und umblühte sie das heitere Daseinsglück in tausendfacher Pracht.

In ihren Augen leuchtete ein Abglanz dieser Lebensfreude auf. „Doch," sagte sie und küßte die Rose wie zu stillem Dank, „jetzt ist mein Leben mir auch sehr lieb. Ich lebe es gern, möchte es nicht mehr missen."

Sein Blick ruhte mit tiefster Innigkeit auf ihrem geneigten Antlitz. „Ist das dein Ernst? Und wolltest dich doch in Abhängigkeit —" Er brach hastig ab. „Hier wird es nun einsam werden um mich, wenn meine Mutter das Haus verläßt und auf ein Gut der

einstigen Klüverschen Besitzungen hinauszieht. Es ist ihr kein Bedürfnis, mit mir zu leben, insofern ich Änderungen beschlossen habe, die Räume heimischer und freundlicher zu gestalten."

„Oh, tu vor allem die alte Gipskatze weg!" rief Bärbel, überrascht von dieser Neuigkeit. „Und den alten Kasten auch! Wer es nicht wußte, hielt ihn für einen Sarg."

„Sicher! Und — wenn es dir Spaß macht, könntest du mir deinen guten Rat geben, wie alles hübscher werden kann."

Ein Verlegenheitsschatten glitt über ihr Gesicht. „Das kann ich nicht. Siehst du, dann würden die Leute gleich —"

„Was würden sie?" fragte er, eine Ranke vom Boden aufhebend.

„Nun, wir sind doch noch anscheinend — die wissen ja nicht —"

„Ja, so! Aber eben weil sie es nicht wissen, sehe ich keinen Grund, darauf Rücksicht zu nehmen. Was uns beide ganz allein angeht, kann niemals dem Gutachten anderer unterliegen."

Sie nickte.

Er nahm ihr die Rose aus der Hand, die sie geküßt hatte. „Welk! Ich schicke dir einen ganzen Korb voll frischer. — Gute Nacht! Gute Nacht, Barbara!"

Den ganzen Himmel umhüllte violetter Purpur, goldgesäumt — und davon leuchtete auch Bärbels Gewand lichtrot umflossen, als sie ihm die Hand reichte.

„Auf morgen! Wieder um dieselbe Zeit? Willst du?"

— — — — — — — — — — — — —

„Ich kann wohl sagen, Bärbel," rief die Majorin, als sie ihre Tochter ins Zimmer treten sah, „diese Gartenluft macht einen ganz anderen Menschen aus

dir, so elastisch kamst du eben herein, so frisch! Weißt du, daß die Kommerzienrätin fortzieht?“

„Sage bloß, woher weißt du denn das?“ fragte Barbara erstaunt. „Arnolf erzählte es mir soeben erst.“

„Emilie Klippers war hier. Die alte Mertens geht auf das Gut. Die sind wir los!“

Über Bärbels Lippen glitt ein Seufzer. Wenn das alles früher so gekommen wäre! Jetzt hatte es für sie wenig Wert, wie die Zimmer im Mertensschen Hause eingerichtet wurden. Was ging es sie noch an?

Es war schonend und freundlich von Arnolf, daß er ihr den Vorschlag machte. Ihr unnatürliches, gezwungenes Verhältnis bedingte solche Ablenkungen von persönlichen Interessen, und sie wollte gewiß das Möglichste tun, um in dieser letzten Zeit, die sie noch daheim war, den Ton der Freundschaft festzuhalten.

Wunderlich war es doch, daß ihr der Tag jetzt so lang wurde und die Sonne so wenig Lust zum Niedergange zeigte. Nachträglich ärgerte es sie, den dummen Kuß von damals erwähnt zu haben. Vielleicht sah er darin etwas ganz anderes als —

Als was? Das war's! Sie wußte es nicht.

„Ich glaube, Bärbel,“ sagte Frau v. Kalau, ihr Strickzeug fortlegend, „du hast jetzt den Verlobungsring ein dutzendmal abgezogen und wieder aufgesteckt. Das Gelenk muß dir ja weh tun.“

„Mir tut etwas anderes weh als das bißchen Gelenk,“ sagte sie aufsehend. „Ich möchte aus meiner Haut heraus — ganz und gar. Es ist mir so unbehaglich darin, als wäre sie mir überall zu enge.“

„Du wirst wieder stärker, Bärbel. Da hat man bisweilen das Gefühl einer zu starkgefüllten Wurst.“

Bärbel lachte hellauf, ihr altes, fröhliches Lachen. „Ach, Muttchen, du bist so köstlich als Herzenskündigerin!

Schau — die zu starkgefüllte Wurst hat bei mir noch gute Wege!“ Sie hielt ihr den schönen, schlanken Arm hin.

Frau v. Kalau umfaßte ihn mit mütterlichem Blick. Im stillen beglückwünschte sie den Bildhauer, der ihm ein marmornes Dauerleben zu geben berufen wäre. Sie fuhr aber auf, als die Türglocke ertönte und der dienstbare Geist eine Karte brachte.

„Frau v. Klüver! Sie will adieu sagen. — Sehr angenehm! — Bärbel, ich will bloß nebenan meine Schürze ablegen.“

Einen Augenblick hatte es Barbara durchzuckt. Im nächsten stand sie ruhig von ihrem Platze auf. Nichts mehr von geheimer Abneigung oder Eifersucht ließ ihren Puls schneller schlagen. Wie ein vergessener Traum sich ins Gedächtnis zurückdrängt, trat ihr der Irrtum jener Tage flüchtig vor die Seele.

Sie wußte es selbst nicht, wieviel sympathischer sie Christa erschien im sinnenden Glanz ihrer dunklen Augen, sie wußte nur, daß keine Herzensregung dieser von Stettenbern geliebten Frau ihr jemals mehr Kummer oder Schmerz bereiten konnte.

Und also drückte sie der Baronin die Hand warm zum Abschied.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Neben den weißen Jasminblüten prangte jetzt der Feuerstrauch im Schmuck seiner Purpurblumen. Wie kleine Kamelien schwammen sie im dunklen Grün. Die Fliedersträucher öffneten ihre schweren Dolden und überdufteten den ganzen Garten.

Aus ihrem heißen Zimmer ging Barbara den Schattenweg entlang. Gestern hatte die Kommerzien-

rätin ihr altes Heim verlassen. Nie mehr würde ihre harte Stimme darin erschallen. Die Fenster standen noch weit geöffnet vom Umzug her. Es war, als solle der Knausergeist, der Geist der Unfreude, aus dem Hause entweichen. Die Abendsonnenstrahlen fielen schräg hinein wie lichte, gute Geister, die Einzug halten wollen.

Arnolf hatte seiner Mutter das Geleit gegeben. Es war unbestimmt, wann er zurückzukehren gedachte.

So ging Bärbel allein durch all die duftende Pracht, in der das Volk der Insekten wie Chorgesang summte und surrte.

Wo der Springbrunnen ins Marmorbecken plätscherte und seinen Silberstaub verstreute, stand sie still und horchte auf die innere Stimme, die sich nicht wollte zum Schweigen bringen lassen.

Die Schritte auf dem Kies verloren sich im Wasserrauschen. Sie kamen näher, ohne daß Barbara es merkte. Da erst, als sie ihren Namen neben sich nennen hörte, wandte sie sich gedankenverstört um.

„Du bist es! Ich dachte nicht —"

„Was dachtest du nicht? Daß ich so rasch zurückkehren würde? Ich hatte keine Ruhe mehr. Es trieb mich heim."

„Das glaube ich," sagte sie sinnend. „Mir wäre es auch so gegangen. Ein Abend hier ist doch das allerschönste. Wenn ich es nicht mehr haben werde, wird mir bange danach sein."

Er ließ den Blick fragend auf ihr ruhen. „Wenn du es nicht mehr haben wirst? So werden deine Gedanken also hier bleiben?"

Ein wundervolles Erröten flog über ihre Züge. Sie schwieg.

„Barbara," sagte er plötzlich sehr ernst, „auch meine Gedanken waren hier, sind hier geblieben. Ich hätte wohl eine Frage an dich —"

„Frage! Wenn ich darauf antworten kann."

„Du allein und niemand sonst. Vor allem möchte ich — Gib mir den Ring zurück."

Sie erglühte über und über. Mit unsicherer Hast streifte sie den Reif vom Finger. „Hier!" Sie legte ihn in seine ausgestreckte Hand.

Er nahm ihn und hielt ihn fest. In seiner Stimme spiegelte sich die tiefe Erregung wider, die ihn beherrschte. „Du hast es ja gewollt — das, was uns bis jetzt zusammenhielt, sollte auseinandergehen. Getrennt ist es. — Ich hege aber eine Hoffnung. Ich hege sie, weil ich nie aufgehört habe, dich zu lieben. Ich hege sie, Barbara, weil ich den Glauben habe, daß auch in dir — Nicht, Barbara? Das kann kein Irrtum sein?"

Sie hatte die Jasminblüten in ihrer Hand fallen lassen. Mitten im blauschimmernden Immergrünbeet glänzten sie wie weiße Tropfen. Ein aufquellendes Gefühl des Erschreckens und der Freude durchzitterte ihr Herz — und wie ein Schleier fiel es von ihm ab.

„Du hast mich zu deinem Freunde gemacht, Barbara. Wie keinen hast du mich in deiner Seele lesen lassen. Und wenn dir jetzt das Leben wieder lieb ist —" Er faßte ihre Hand und drückte sie an seine Brust. „Du bist ganz frei — aller Zwang ist fort. Wenn ich noch einmal diesen Ring dir geben darf und du ihn annimmst, weil du mein sein willst aus Neigung, nicht aus Überredung —"

„Davon nichts!" sagte sie mit glücklich-hastiger Abwehr. „Ich habe dich ja nicht gekannt."

„Und jetzt?“ fragte er, sie an sich ziehend. „Darf ich den Ring noch einmal —“

Sie nickte. Ihre Augen senkten sich tief in seinen Blick. „Wenn du mich haben willst —“ flüsterte sie mit reizendem Lächeln.

Er küßte ihr die Worte von den Lippen.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Herbst lief das Gerücht um, Professor Stettenborn habe einen Ruf an die Universität Marburg erhalten und angenommen. Er verließ bald darauf die Stadt.

Als die Schwalben wieder ins Land zogen, las man in den Zeitungen seine Verlobung mit der Freifrau Christa v. Klüver — statt besonderer Meldung. Worauf alle drei Damen Klippers es sich angelegen sein ließen, ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß die zehntausend Mark Renten nunmehr für die Baronin verloren gingen.

Barbara und ihre Mutter hatten zu dieser Zeit so viel mit Hochzeitsvorbereitungen zu tun, daß diese Nachricht kein besonderes Interesse erregte.

Der Vermählungstag stand vor der Tür. Das neu und modern eingerichtete Haus erwartete die junge Herrin.

Die letzte im Brautschmuck war Fräulein Meta. Der Justizrat, trotz aller Überredungskünste seiner Gattin und aller Tränen seiner Tochter, erließ dem freiherrlichen Schwiegersohn keinen Tag seiner Lehrzeit, bis er sich einen guten Vorrat landwirtschaftlicher Kenntnisse erworben hatte. Auch dann noch hielt er die Zügel fest in der Hand und leitete den jungen Mann, zuletzt auch dessen Bruder zu einem soliden Leben an.

„Ich kann wohl sagen,“ versicherte bei dieser und

ähnlicher Gelegenheit Frau v. Kalau, „daß, wenn man das Ende vorausſehen könnte, man den Anfang anders eingerichtet haben würde. Wie mein ſeliger Mann zu ſagen pflegte: Wir wiſſen nichts, als daß wir alle einmal um die Ecke gehen.“

So ſagte der ſelige Major. Wer will ihm widerſprechen?

Ende.

Der Bienenmarkt in Veenendaal.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Auf die Frage: „Haben Sie schon Holland besucht?“ wird nur in sehr seltenen Fällen eine bejahende Antwort erteilt werden. Denn Holland oder, wie es staatsrechtlich heißt, das Königreich der Niederlande, liegt außerhalb der Reiserouten, die die Schar der Touristen mit Vorliebe wählt. Gleichwohl bietet es mit seinen von zahllosen Kanälen durchzogenen und von Windmühlen besetzten Marschen, seinen stillen Geestlandschaften und Eindeichungen, seinen sauberen Städten, allenthalben verstreuten, prächtigen Landhäusern und betriebsamen Fischerdörfern eine Fülle eigenartiger Reize. Dazu kommen die gefällige Tracht der ländlichen Bevölkerung, ihre ausgeprägte Geistesartung sowie ihre eigenartigen Sitten, Bräuche und mancherlei Einrichtungen, die ebenfalls das Interesse des Reisenden wecken.

Eine derartige eigentümliche Einrichtung, die sich sonst nirgends wiederfindet, ist unter anderem der Bienenmarkt in Veenendaal.

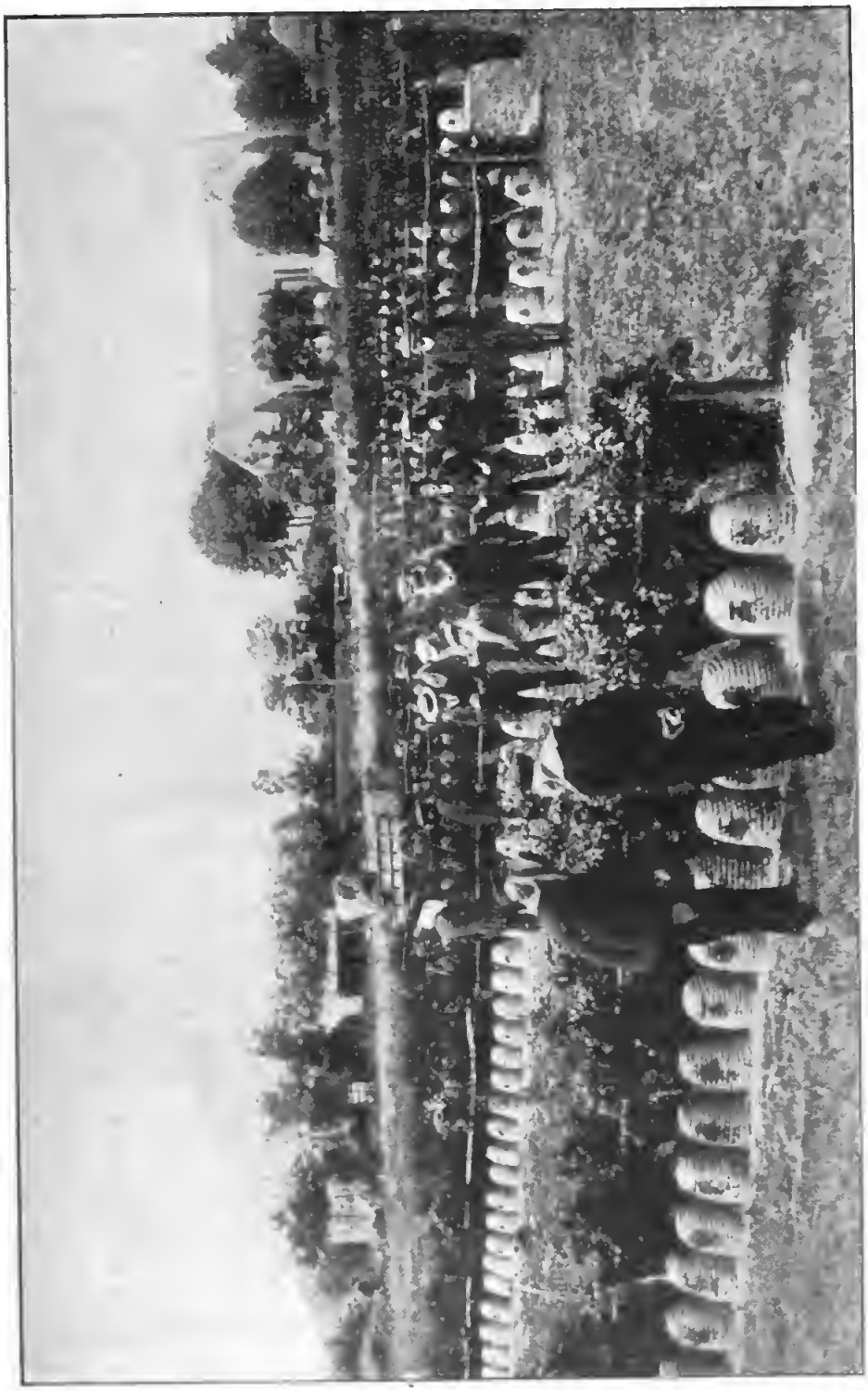
Veenendaal liegt an der Eisenbahnlinie Arnheim—Utrecht und zählt gegen sechstausend Einwohner. Es ist durch seine natürliche Lage für die Bienenzucht sehr begünstigt. Nordöstlich zieht sich zwischen Rhein und Yssel die große Heide bis zur Zuidersee hin, die den

Namen Veluwe führt und den Bienenvölkern reiche Nahrung gewährt. Südlich von Veenendaal erstreckt sich die Marsch mit ihren weiten Wiesenflächen, deren blühende Kräuter wiederum den ausschwärmenden Bienen vielfältige Gelegenheit zum Einsammeln des süßen Nektars geben. Ferner sind die Siedlungen von Obstplantagen mit Kirsch-, Apfel- und Birnbäumen umgürtet, und endlich wird auch in neuerer Zeit die Blumenzucht bei Utrecht und Arnheim rege betrieben.

Der Bienenmarkt in Veenendaal wird mit ungefähr zweitausend Bienenstöcken beschickt, und aus allen Teilen des Landes strömen Verkäufer und Käufer zu ihm herbei. Zwar bildet in Holland die Bienenzucht nirgends den Haupterwerbszweig, sondern man pflegt sie nur nebenher, aber gleichwohl beläuft sich der Wert der Bienenstöcke auf rund $2^1/_2$ Millionen Mark, und die jährliche Honigproduktion beträgt 2500 Tonnen.

Holland ist nach verschiedenen Seiten hin für die Bienenzucht bevorzugt. Außer der schon genannten Veluweheide finden sich noch zwei andere große Heidegebiete vor, von denen sich das eine von der Oosterschelde bis zur Waal bei Nimwegen hinzieht, das andere sich durch die Provinzen Gelderland, Overyssel und Drenthe erstreckt.

Aber die Heiden allein würden, auch wenn sie in der Blütezeit für die Bienen das ergiebigste Sammelfeld darstellen, nicht genügen. Der zweite, für die holländische Bienenzucht förderliche Umstand ist, wie schon bei der Lage Veenendaals angedeutet, das Vorhandensein ausgedehnter Wiesenflächen. Mehr als ein Drittel des Königreichs wird zur Viehzucht verwendet, besteht demnach aus Wiesenland. Für den Erfolg der Bienenzucht ist es aber von höchster Bedeutung, daß die Bienen die ganze warme Jahreszeit hindurch gleich-



Blick auf den Bienenmarkt.

mäßig einzutragen vermögen. Gerade dieſe Möglichkeit gewährt aber das Beieinanderſein von Heide und Wieſe.

Schon frühzeitig blühen auf den Wiesen der rote Klee, der weiße kriechende Klee, der Goldklee, die Wiesenplatterbse, die Zottelwicke, die Kuckucksnelke, der Hahnenfuß, die Flockenblume, der Knöterich, die Dotterblume und der Gundermann, die nach der Mahd zum Teil

Eine Gruppe von Bienenzüchtern.

neue, honigliefernde Blüten ansetzen. Nach dem Schnitt des Grases aber entfalten die Heiden im Juli und August ihre Blütenpracht, so daß nun in diesen Monaten die Bienen hier auf die Weide fliegen können.

Auf diese Weise findet eine Trachtverlängerung statt, durch die die Honigproduktion ansehnlich vermehrt wird. Tragen doch bei guter Tracht 20 000 Arbeitsbienen

täglich $^1/_4$ Kilogramm, 30 000 täglich $^3/_4$, 40 000 täglich 2 und 50 000 täglich 3 Kilogramm Honig ein. Je

Ein Imker zeigt seine reichgefüllten Bienenkörbe.

länger also die Honigpflanzen blühen, desto größer wird auch der Gewinn an Honig. Blühen die von den Bienen besuchten Pflanzen alle innerhalb einer kurzen Periode,

so haben zwar die fleißigen Sammlerinnen zeitweilig Überfluß an süßem Nektar, dafür leiden sie aber in den übrigen Monaten Not, so daß sie sogar unter besonders ungünstigen Verhältnissen mitten im Sommer verhungern können.

Die Verkäufer und Käufer, die sich auf dem Markt von Veenendaal einstellen, haben bei der Reizbarkeit der durch den Transport beunruhigten Bienenvölker über den Kopf eine sogenannte Bienenhaube gezogen. Sie besteht aus einer Leinwandhülle mit langem Kragen, wodurch Kopf und Hals vor Stichen geschützt werden. Vor dem Gesicht ist ein Drahtgeflecht angebracht, das in Mundhöhe mit einem verschließbaren Loch versehen ist. Durch dieses Loch wird die Imkerpfeife gesteckt, deren Rauch gleichfalls zur Abwehr der stechlustigen Insekten dient.

Allenthalben entwickelt sich ein eifriges Feilschen. Die Verkäufer preisen ihre Stöcke an, während sich die Käufer über die Besetzung der Stöcke zu unterrichten suchen. Denn wenn Stöcke mit schwachen Völkern auch billiger und solche mit starken Völkern teurer sind, so sind trotz des höheren Preises die letzteren vorzuziehen, da erfahrungsgemäß bei diesen der Honigertrag wesentlich größer zu sein pflegt, und zwar nicht bloß im Verhältnis zur Kopfzahl der betreffenden Stöcke.

Wie es unsere Bilder ersehen lassen, gebraucht man in Holland vorzugsweise Strohkörbe. Dasselbe ist der Fall in der Lüneburger Heide, wo sie „Stülper“ genannt werden. Die Körbe werden aus Stroh und Rohr geflochten. Da die Waben darin festsitzen, ist in ihnen nur der sogenannte Stabilbau möglich im Gegensatz zu den hölzernen Kastenstöcken. Hier sind im Innern herausnehmbare Rahmen angebracht, zwischen denen

die Bienen die Waben einbauen. Man bezeichnet dieſe Bauweiſe als Mobilbau.

Bienenkaſten mit Honigwaben.

Der Strohkorb hat gegenüber dem Kaſtenſtock ſowohl Vorteile als auch Nachteile. Er iſt billig und

leicht anzufertigen, und die Außentemperatur macht sich auf die Bewohner weniger geltend als beim Kastenstock, da Stroh ein schlechter Wärmeleiter ist. Auch entweichen die wässerigen Dünste durch das durchlässige Stroh leichter als durch die dichteren Holzwände. Infolgedessen werden die Strohkorbvölker seltener von Stocknässe und Schimmelbildung heimgesucht als die Kastenvölker. Da ferner der Strohkorb die Wärme nicht entweichen läßt, so geht die Entwicklung der Brut in vorteilhafter Weise vor sich. Die Strohkorbvölker erstarken deshalb im Frühjahr schneller und schwärmen auch gewöhnlich früher als die Kastenvölker.

Diesen Vorteilen gegenüber sind aber sehr gewichtige Nachteile in Anschlag zu bringen. So läßt sich der Brutraum nicht im Verhältnis zur Volksstärke einengen oder erweitern. Ferner ist das Ausfangen und Einsetzen der Königin recht schwierig. Außerdem lassen sich die Honigvorräte nicht so genau abschätzen wie bei den herausnehmbaren Rahmen der Kastenstöcke, und ebenso ist bei den letzteren ein besserer Überblick über den Stand der Brut und des Volkes zu gewinnen. Endlich sind im Strohkorb Erkrankungen schwerer zu erkennen als im Kastenstock. Aus diesen Gründen hat der Kastenstock den Strohkorb vielfach verdrängt und auch in Holland verschiedentlich Eingang gefunden.

Aufsehen erregt es natürlich auf dem Markt in Veenendaal, wenn, wie es vorkommt, ein Photograph erscheint, um von dem Leben und Treiben in einem Bienenkorb eine kinematographische Aufnahme zu machen.

Vielleicht schwebt unseren Lesern die Frage auf der Lippe, ob denn die verkauften Bienen bei dem Rich-

tungs- und Ortsſinn, die dieſen begabten Inſekten eigen ſind, nicht nach ihrer Heimat zurückkehren? Da die

Kinematographiſche Aufnahme eines Bienenkorbes.

Bienen nach dem erſten Reinigungsflug ihren Standort nicht vergeſſen und immer wieder nach ihm hinfliegen, ſo verödet allerdings ein Stock allmählich, der im Um-

kreis von etwa einer halben Stunde nach einem neuen Bienenstand verbracht wird. Wird dagegen der gekaufte Stock nur eine bis zwei Stunden von seinem früheren Standort entfernt aufgestellt, so tritt eine Abwanderung nicht ein, sondern die Bienen gewöhnen sich an die neue Aufstellung und suchen den Korb nach dem Ausflug gewissenhaft wieder auf.

Die Spinne.

Eine Schiffsgeschichte. Von G. Silvanus.

(Nachdruck verboten.)

Ein glühendheißer Tag ist vorüber. Unglaublich schnell versinkt der Sonnenball mit purpurner Pracht. Nun liegt der Zauber südlicher Nacht über dem kleinen Hafen von Oran. Die vorhin noch im Sonnenglast grell rotgelb leuchtenden Felsmassen ringsum recken jetzt ihre gigantischen Konturen gleich ungeheuren Silhouetten zum Nachthimmel empor. Nur die in Serpentinen jäh ansteigende Felsenstraße glitzert und funkelt mit ihren vielen Laternen auf dem dunklen Bergmassiv wie eine Perlenschnur, bis sie sich hoch oben mit der Lichterreihe der Stadt vereinigt. Gegenüber, auf noch größerer Höhe, wo die alles beherrschende Zitadelle sich dem Felsen angliedert, lagert die Nacht, blitzen die Sterne. Und trotzdem erkennt man bei einiger Aufmerksamkeit gegen den Nachthimmel noch die riesige Engelsfigur auf dem einsamen, weißen Kirchlein Santa Cruz, das, bei Tage gesehen, nur aus Turm und Engel zu bestehen scheint.

Um diese Zeit beginnt es sonst auf den mit Weinfässern und Ballen bedeckten Hafenanlagen recht ruhig zu werden. Heute abend aber ist ganz Oran hier versammelt, und zwischen den langen Faßreihen und Säckestapeln drängt sich eine lustig schwatzende Menge. Franzosen, Muselmanen in Fes oder Turban, Neger und am

zahlreichsten die weißen Gestalten der Araber. Und inmitten dieser gaffenden, trotz der Dunkelheit noch recht bunten Menge liegt stolz und ragend im Glanze des eigenen Lichtes der weiße Riesenleib der „Ariadne“.

Am Morgen war das deutsche Prachtschiff angekommen. Dann hatten seine Passagiere in langer Wagenreihe einen Ausflug unternommen. Nun sind sie eben zurückgekehrt; etwas müde zwar und sehr staubig, aber noch mehr befriedigt von allem, was ihnen die wenigen Stunden gebracht. Und auch das Oraner Volk war nicht leer ausgegangen. Denn kaum war die Ankunft des deutschen Schiffes ruchbar geworden, da begannen auch schon die mehr oder weniger schüchternen Versuche, den Dampfer zu besichtigen. Gern hatte man die Neugierigen an Bord gelassen.

Nun scheinen sie sich alle versammelt zu haben und danken zu wollen für das gezeigte Entgegenkommen. Kopf an Kopf steht die gedrängte Menge, ruhig und würdig, als gäbe es keine Franzosen, als wären sie alle arabischen Blutes. Oben aber, auf der ganzen Länge des Promenadendecks stehen die Passagiere noch in derselben Verfassung, wie sie gekommen. Interessiert sieht man auf die Menge herab.

Auf der Kommandobrücke ist der Kapitän mit seinem Offizier in voller Tätigkeit. Am Bollwerk schlüpfen die stählernen Trossen aus den schweren Eisenringen; der Telegraph spielt seine Befehle nach allen Winkeln des Schiffes, dann schlagen die Schrauben an. Und während sich unmerkbar langsam das schwimmende Gebäude vom Bollwerk trennt, da schwebt auch die lange, vielstufige Schiffstreppe nach oben. Nun rollen drei schauerlich tiefe Rufe der Dampfsirene über Hafen und Stadt als Abschiedsgruß. Im selben Augenblick setzt die Schiffskapelle ein mit den flotten Klängen der Marseillaise.

Plötzlich tiefes Schweigen ringsum, Überraschung, Freude — und nun der Dank! In unbeschreiblichem Enthusiasmus klatschen da drüben, während der Spalt des dunklen Wassers immer breiter wird, Tausende von Händen Beifall. Und auch von der „Ariadne“ applaudiert man mit gleichem Eifer. Man will nichts schuldig bleiben. Das ist eine Ovation, begeistert und erhebend für beide Teile, ehrlich improvisiert und dem besten Gefühl entsprungen. Ein Vorgang, wie er sich in dem sonst so prosaischen Oran vielleicht lange nicht zugetragen haben mochte.

Da entsteht plötzlich am Lande ein Wirrwarr. Man ruft, schreit und gestikuliert. Schließlich entdeckt man zur allgemeinen Bestürzung, daß sich da drüben zwei Passagiere in der unangenehmen Lage befinden, zurückgelassen zu werden. Auch die Herren auf der Kommandobrücke haben es gesehen. Nun geht ein Zittern durch das Schiff, das eben in Fahrt kommen wollte. Mächtig quirlen die rückwärts schlagenden Schrauben, und drüben atmet das Pärchen auf, als es das Schiff langsam näherkommen und auch die Landungstreppe nochmals niedergehen sieht. Immer noch jubelt der Enthusiasmus; man weiß nicht, gilt er den Klängen des Nationalliedes oder dem Entgegenkommen der Schiffsleitung.

Jetzt eilt eine weibliche Figur in hellem Staubmantel und hinter ihr ein Herr mit hastigen Sprüngen die Treppe hinauf. Von oben empfängt man die beiden mit einer Flut scherzhafter Fragen.

„Willkommen, Frau Doktor — das war aber die höchste Eisenbahn — wir haben Ihren Gatten bereits als Strohwitwer proklamiert — ja, wo ist er denn? — Über Bord gegangen! — Ach nee! — Na und Sie, Assessorchen? — Sie waren schon aufgegeben. — Wär'

doch reizend gewesen, zwölf Stunden Bahnfahrt bis Algier! — Sind nun mal ein geborener Glückspilz —“

„Kinder, nu laßt uns doch endlich auch reden! — Ihr wißt, daß unser Wagen oben in dem Walde Pech gehabt und Geheimrat Christoph und Doktor Werner als die beiden gewichtigsten Personen umgeladen werden mußten.“

„Pfui, Herr Assessor! Mein Mann hatte angenommen, daß Sie selbst sich würden, umladen' lassen!“

„Verzeihung, meine Gnädigste, dann wären Sie jetzt sicher noch nicht an Bord. Denn dann hätten Sie doch vorhin ebenso sicher alle sechs Ansichtskarten im Laden da oben fertig geschrieben; na und dann — lebwohl Ariadne! So aber treten Sie Ihren unausstehlich rücksichtslosen, ergebensten Diener mit Füßen.“

„Ja, ja, Assessor, Sie sind eben wieder das Opferschaf — nein Lamm — Lämmchen!“ rief man lachend durcheinander. „Platz da für den armen Herrn Strohwitwer! Hier sind die Missetäter, Herr Doktor!“

Und wie sich der behäbige Oberlehrer mit der Ruhe seines Standes durch die ausgelassene Reisegesellschaft schiebt, um seine queckſilberne Ehehälfte in Empfang zu nehmen, zieht die „Ariadne“ bereits mitten durch die dunklen Fluten des Hafens. Drüben sieht man die Menge nicht mehr, aber ihr Klatschen klingt noch deutlich herüber. Und die Musik spielt noch immer.

Da sprüht am Ufer plötzlich grünes Licht auf; irgend jemand am Kai hat eine bengalische Flamme entzündet. Nun sendet das am Tage so herrlich kobaltblaue, jetzt unheimlich schwarze Wasser blendende Reflexe. Dazwischen glitzern alle die kleinen Lichtpünktchen der Stadt und Bergstraße wie tanzende Leuchtkäfer in der Finsternis. Dazu die unvergleichlich milde Luft. So

genießt man mit allen Sinnen den Zauber des nächtlichen Hafenbildes von Oran.

Nun rauscht das stolze Schiff hart am Molenkopfe vorüber. Die Musik bricht ab. Am Lande sind die vielen Lichter wie durch Zauber verschwunden. Man ist auf hoher See.

Energischer zittert jetzt die Kraft der Maschine durch den Schiffskörper, eilfertig — unermüdlich — unwiderstehlich. Unter dem Bugspriet beginnt es zu rauschen. Der Nachtwind scheint zu kommen. Aber es ist nur die schnellere Fahrt, die das Schiff im freien Meere macht. Gespenstig steigt und fällt das weiße Bugspriet in gleichmäßigem, sanft pendelndem Rhythmus auf seiner nächtlichen Bahn.

Das lange Promenadendeck liegt vereinsamt, und die vielen Klappstühle, die überall herumstehen, machen die Öde nur noch vollkommener.

Auf der Brücke aber wachen zwei schweigsame Männer, der Kapitän und sein Offizier.

Ab und zu richten sie ihre Blicke auch einmal auf die einsame Gestalt da ganz vorn an der Spitze des Vorderschiffes. Durch ihre Nachtgläser haben sie es längst erfahren, daß dort die große, kräftige Figur des pommerschen Oberlehrers steht. Aber nur das hat ihnen ihr Glas verraten. Wäre der Mond schon oben, dann hätten sie auch das ernste Gesicht des Doktors wahrgenommen. Was aber im Innern des einsamen Mannes vorging, das hätten sie auch dann noch nicht geahnt. Denn der da vorn steht, ist ja, wie schon so mancher ihrer Passagiere, einer von jenen glücklichen Menschen, die ihre Hochzeitsreise machen.

Auch Werner denkt daran. Schon auf der Unterelbe hatte es Manja in ihrer hastigen, unüberlegten Weise ausposaunt. Überhaupt — wie hatte sich ihr Wesen

gerade in den letzten vierzehn Tagen, seit man an Bord war, so vollständig geändert. Unwillkürlich fliegen seine Gedanken zurück nach der deutschen Heimat, nach dem stillen pommerschen Provinzstädtchen.

Damals hatte er das interessante Mädchen im Hause seines alten Freundes kennen gelernt. Stundenlang saß er damals in dem altertümlichen Apothekerhause am Markt, wo Manja die beiden kleinen Mädchen seines verwitweten Freundes unterrichtete und erzog. Die Kinder waren Zwillingsschwestern. Zunächst konnte es vielleicht sein pädagogisches Interesse gewesen sein, das ihn bewog, dem Mädchen näherzutreten. Aber schon nach der ersten Begegnung empfand er etwas Ungekanntes — etwas, das ihn nicht mehr verlassen wollte. Selbst während des Unterrichts ertappte er sich mit seinen Gedanken dort, wo er ihrer hellen Stimme gelauscht. Gerade dieser Stimmfall wirkte faszinierend, bezwingend auf ihn. Denn Manja war Polin. Und nicht bloß das. In Werners Augen war sie der edelste Typus einer Vollblutpolin. Schlank, elastisch und elegant in jeder Bewegung, in ihrer rassigen Lebhaftigkeit mehr sprühend als strahlend, mehr hypnotisierend als fesselnd. So war er trotz seiner achtunddreißig Jahre unter dem Banne ihrer dunklen Augen, ihrer eigenartig blonden, schwach rötlich leuchtenden Haarfülle fast über Nacht ein anderer geworden.

Und dann kam jener denkwürdige Tag.

Apotheker Fahrenholtz feierte den zehnten Geburtstag seiner Zwillingstöchterchen. Um den großen Ausziehtisch im Eßzimmer saß wohl ein Dutzend lärmender Altersgenossinnen. Lustig klapperten die Tassen, klimperten die Löffel, und über die vielen Kinderköpfe und stattlichen Kuchenberge strichen die blassen Lichter der Märzsonne. Die Seele des Ganzen aber war

Manja. Und jedesmal, wenn sie an dem großen Bogenfenster vorüberkam, flammte es goldig auf in ihrem Blondhaar. Im Wohnzimmer aber saß er mit seinem Freunde. Durch die weitgeöffneten Flügeltüren übersah man den ganzen Trubel der Geburtstagsgesellschaft. Da klingelte es. Fahrenholtz wurde hinunter nach der Apotheke gerufen. Mit großen Zügen leerte der Freund seine Tasse und ging.

Er war allein.

Wie gebannt hingen seine Blicke an der mütterlich sorgenden lichten Mädchengestalt im Nebenzimmer. Und nun kam sie so ganz plötzlich hereingehuscht, rot vor Freude und Aufregung von der Wirtschaft da drinnen.

„Aber Herr Doktor — so allein, und noch bei der vollen Tasse?“

Manja wollte eben Platz nehmen. Da kam es über ihn wie ein Rausch. Aufspringen, ihre beiden Hände ergreifen und das Mädchen mit ein paar hastigen Schritten tiefer ins Zimmer ziehen — — wie das so schnell geschehen, er wußte es nicht mehr.

Nun stand er vor ihr, so nahe wie noch nie.

„Manja — lassen Sie mich in diesem kostbarsten Augenblick meines Lebens Ihnen sagen, daß ich ohne diese kleine Hand nicht mehr —“

Da — ein Krachen und Klirren, Schreien und Kreischen.

„Fräulein — Fräulein — die Lili Dauber hat den Krug umgeworfen!“

Eine Minute später saß Freund Fahrenholtz wieder bei ihm, und sprach nur seine Verwunderung darüber aus, wie er sich, noch dazu als Pädagoge, durch einen solchen, unter Kindern leicht vorkommenden Unfall derartig die Stimmung rauben lassen könne.

Am nächsten Morgen las Manja im Briefe alles das, was er ihr gestern zu sagen nicht mehr Gelegenheit gefunden. Mit kindlicher Offenheit und frei von jeder Überschwenglichkeit hatte er ihr seine tiefe Neigung gestanden. Gewissenhaft bekannte er weiter, daß er in der Aufregung des Augenblicks vielleicht nicht ganz korrekt gehandelt habe. Schließlich bat er, nicht länger als drei Tage im ungewissen verharren zu dürfen; er würde dann selbst kommen und ihre Entscheidung entgegennehmen. Er wolle es ihr auch möglichst leicht machen, ohne peinliche Auseinandersetzung. Trüge sie das gestrige helle Kleid, so würde er ohne weiteres in seinem Glück Gelegenheit zur gegenseitigen Aussprache schaffen; trüge sie aber ein dunkles Gewand, dann wolle er sie in schonendster Weise bald wieder verlassen.

Und wieder einen Tag später saß er in seiner Quinta, und den Jungen fiel es auf, daß er wohl hundertmal ein kleines weißes Kärtchen las.

Es standen nur wenige Worte darauf, groß und steil, wie von Männerhand: „Will von nun an immer hell gehen. Ihre Manja."

Abends war er dort. Nicht um die Welt hätte er noch zwei Tage warten können. Seither zweifelte der kluge Apotheker Fahrenholtz an seiner eigenen vielgerühmten Menschenkenntnis.

Wie viele unsäglich glückliche Stunden verlebte er nun in seinem Hause! — — —

Werner blickt um sich, als müsse er erst nachdenken, wo er sich befindet. Dabei merkt er, daß der Mond inzwischen aufgegangen ist. Noch immer sitzt er allein auf Deck. Hin und wieder klingen gedämpfte Akkorde aus dem Speisesaal bis zu ihm hin, und nun träumt er weiter von den wenigen Tagen seines Glücks — — —

Was hatte er nicht alles getan, um sie wunschlos

glücklich zu ſehen! Kam er ſich nach ſeiner Verlobung nicht vor wie ein junger Stürmer von vierundzwanzig Jahren?

Oſtern verbrachte er mit ſeiner Braut in Poſen bei ihrer Mutter. Welches Glück wohnte doch damals in dem beſcheidenen Witwenheim da draußen auf der Schrodka, jenem Viertel der Armut und der Oeſtillen jenſeits der Warthe! Hier ſtand auch einſt die Wiege Manjas.

Ihr Vater beſaß in der Walliſchei auch ſo eine Oeſtille; als er ſtarb, war ſie erſt fünf Jahre. Seit dieſer Zeit gab ihre Mutter, die aus einer großpolniſchen Lehrerfamilie ſtammte, den Kindern polniſcher Familien Muſikunterricht. Frau v. Woiczichowska war trotz ihrer Jahre noch immer eine intereſſante Erſcheinung; groß und ebenmäßig wie Manja, nur das Haar noch heller durch die vielen Silberfäden, dabei eine Dame von eleganten Umgangsformen. Vor allem anderen aber war ſie Polin bis zum Fanatismus. Deshalb wurde in ihrem Heim ausſchließlich Polniſch geſprochen. Und wäre die Schule nicht geweſen, Manja hätte niemals die deutſche Sprache richtig erlernt.

So ſetzte ihn auch die in tadelloſem Franzöſiſch geführte Begrüßung nicht in Erſtaunen, denn Manja hatte bereits vorgearbeitet. „Wollen wir doch lieber zur allgemeinen Bequemlichkeit Deutſch ſprechen, Mama," hatte er damals halb harmlos, halb herzlich gebeten. „Pro — sce," kam es gedehnt zurück. Damit war der nationale Faden zerriſſen, der Bann gebrochen, und als man zur Bahn fuhr, war der letzte fremde Unterton verſchwunden.

Manja blieb auf die Bitten des Apothekers noch bis zur Hochzeit in ſeinem Hauſe. Welch eine herrliche, unvergeßliche Zeit war das in der altersgrauen Stadt-

apotheke! Schon die eigenartige würzige Luft in diesem Hause, die ihm bereits beim Türöffnen auf dem breiten, behäbigen und ziegelbelegten Hausflur entgegenwehte, empfing ihn wie glückverheißend. Diese Ideenverbindung, Kräuterduft und Glück, war seither unausrottbar geworden. Und wie unglaublich schnell rollte die Zeit dahin, bis er schließlich mit Freund Fahrenholtz nach Posen reiste.

Heute vor drei Wochen war's, da fuhr er mit ihr nach der weißen Kirche weit draußen am Ende der Stadt, wo die Wälle beginnen. Und dann kniete er vor dem Hochaltare des Doms neben seiner Manja und ließ sich den Ring fürs Leben an den Finger stecken.

Es waren nur wenige Gäste geladen, und noch weniger erschienen. Nähere Verwandtschaft von seiner Seite hatte er nicht. So repräsentierte sein Freund Fahrenholtz allein das Deutschtum; die anderen Hochzeitsgäste waren Stockpolen. Bei direkter Unterhaltung radebrechten sie wohl etwas Deutsch; im übrigen aber bediente man sich ungeniert des Polnischen. Und als der brave Apotheker bei der Tafel seine zu Herzen gehenden Worte gesprochen, da hielt es auch ein polnischer Verwandter für angebracht, in seiner Muttersprache ebenso zu reden. Niemand empfand es, daß er als Bräutigam verständnislos zuhören mußte. Am allerwenigsten schien es seine Frau Schwiegermutter zu merken. Und Manja? — Sie saß da, still und andächtig, mitunter Beifall nickend, aber nicht daran denkend, daß der, der neben ihr saß, kein Wort verstand.

Da fiel der erste Schatten auf sein Glück — er fühlte die erste Vernachlässigung seiner Person, noch dazu am Hochzeitstage. Und deutlich erinnerte er sich auch jetzt noch des fragenden Blickes seines Freundes. Zum ersten Male hatte er Manja in ihrer Muttersprache reden,

ſich als echte Polin fühlen und benehmen ſehen. Da war es ihm plötzlich erſchienen, als wäre ſie ihm fremder geworden, als ſtände eine unſichtbare Scheidewand zwiſchen ihr und ihm. War ihm vorhin ihre Nationalität intereſſant und feſſelnd erſchienen, jetzt wirkte ſie befremdend, entfernend. Es war ja auch zu auffallend, wie ſo ganz anders ihr dunkles Auge funkelte, wenn ſie mit den polniſchen Gäſten ſprach und deren temperamentvolle Blicke und Gebärden aufnahm. Erſt im Bahnzuge fühlte er ſich, allein mit ihr und dem treuen Freunde, wieder im alten Gleiſe, als er lediglich die milden Laute deutſcher Unterhaltung vernahm.

Die erſten Tage ſeiner jungen Ehe verliefen glücklich, aber doch nicht ganz ſo, wie er ſich das alles ausgemalt hatte. Manja war, trotzdem er ſich in Aufmerkſamkeiten erſchöpfte, entſchieden ſtiller geworden, ernſter, weniger temperamentvoll als ſonſt. Dann kamen die Vorbereitungen zur Hochzeitsreiſe. Die Welt hatte er ihr zeigen wollen; das Meer und fremde Länder ſollte ſie ſehen, und das alles mit ihm allein, ungeſtört — im Glück zu zweien. Alle ſeine Erſparniſſe wollte er für dieſe teure Reiſe aufwenden, nur glücklich, vollkommen glücklich wollte er ſie ſehen. Und Manja ſchien es zu fühlen. Sie wurde wärmer zu ihm.

So betrat er vor vierzehn Tagen mit ihr dieſe Planken. Manja war entzückend, ausgelaſſen, ſprühend. Man ſchwamm noch auf den Waſſern der Elbe, da wußten es wohl die meiſten der Paſſagiere, daß das Paar auf der Hochzeitsreiſe ſei. Und wie dann der Trompeter ſein Signal geblaſen und ſich alle zum erſten Male um die langen Tafeln des Speiſeſaales gruppierten, da war Manja vielleicht die am meiſten gekannte und beobachtete Perſönlichkeit. Ihm war das peinlich. „Nur nicht auffallen — möglichſt für uns

bleiben“ — wie viele Male hatte er das von ihr erbeten. Umsonst! Die Ovationen fremder Leute schienen ihr, seit sie an Bord war, zum Bedürfnis geworden zu sein. Sie sei ja nun eine verheiratete Frau, meinte sie einfach auf seine Bitten.

Ihnen gegenüber, auf der anderen Tischseite, hatte sich eine lustige Herrengesellschaft zusammengefunden. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein alter Geheimrat und ein auffallend lebhafter, dunkelhaariger junger Mann, der „Herr Assessor“. Nun nahm man Platz. Der Assessor hatte es einzurichten verstanden, daß Manja ihm gegenübersaß. Und da stellte er sich, kurz aufspringend, vor: „v. Dudzinski!“

Über Manjas Züge flutete es bis hinauf ins leuchtende Goldhaar wie eine zarte rosige Wolke. „Ah — ein Landsmann!“

Was nützte seine sichtbare Schweigsamkeit während dieser ersten Schiffsmahlzeit. Manja unterhielt sich großartig mit ihrem Gegenüber und war guter Dinge trotz seiner Verstimmung. Sie schien genau so wenig davon zu merken wie damals in Posen während der Rede des Verwandten.

Aber oben an Deck, als sie es sich im Liegestuhl bequem gemacht, da hatte sie doch gefragt: „Du warst ja so still vorhin, Schatz; es muß sogar Herrn v. Dudzinski aufgefallen sein.“

Jetzt war es Zeit zur ersten Lektion, und so erwiderte er scheinbar gleichgültig: „Warum sollte ich euch stören in eurer Unterhaltung!“

Mit einem mokanten Ruck hatte sie sich dann zurückgelegt.

Abends gab es die ersten Tränen beleidigter Unschuld. Und er mit seinem warmen Herzen — bat um Entschuldigung.

So schien während der folgenden Tage jede Trübung am Glückshimmel des jungen Paares verschwunden zu sein. Aber wenn er von seinem gewohnten Platze im Liegestuhl Manja mit ihrem Landsmanne das lange Promenadendeck umrunden sah — wie einsam kam er sich da vor! Wohl hatte sie stets eine schalkhafte Bemerkung für ihn übrig, wenn sie vorüberkamen, aber seine Blicke, die ihnen folgten, blieben ernst. Es war ihm auch nicht entgangen, daß die Unterhaltung der beiden seit einiger Zeit in polnischer Sprache geführt wurde. Das machte ihn besonders unglücklich; das marterte ihn geradezu.

Dann kam der erste Landausflug. Man fuhr von Lissabon hinaus nach dem vielgepriesenen Cintra. Kaum dort, saß Dudzinski im Wagen neben ihnen. Man kam nach Madeira, wiederum saß der Pole in ihrem Carro. Und wie man in den engen Wägelchen der Elektrischen auf Tenerife Platz genommen, um Laguna zu besuchen, hatte es der Assessor wieder verstanden, an ihre Seite zu gelangen. „Wir Tischgenossen wollen doch zusammenhalten!“ War diese stereotype Redensart immer noch harmlos zu nehmen? Was war dagegen zu tun, ohne die konventionellen Grenzen und — Manja zu verletzen? Nichts, wenigstens vorläufig nichts! So ließ er es geschehen, daß Dudzinski in Tanger mit seinem Esel zur Linken Manjas ritt, und daß auch heute in Oran diese lebendige Klette wiederum als ganz selbstverständlich in seinem Wagen Platz genommen hatte.

Wie unbegreiflich aber kam ihm jetzt sein eigenes Verhalten nach dem Wagenunfall vor!

„Wir beiden Gewichtigsten müssen 'raus, Herr Doktor,“ hatte ihm kurz der Geheimrat zugerufen, und — da war er auch schon draußen mit ihm und in einem

der anderen vorüberfahrenden Wagen untergebracht. Nun saß seine junge Frau zum Gaudium der übrigen mit einem anderen in einem Vehikel, das vielleicht gar nicht mehr weiter konnte.

In welcher Stimmung war er an Bord zurückgekehrt! Mit welcher Erregung hatte er nach ihrem Wagen ausgeschaut, währenddessen ihm die anderen als Strohwitwer kondolierten! Am liebsten wäre er die lange Schiffstreppe wieder hinuntergerannt. Und dann sein Schrecken, als der Ruf der Dampfsirene ertönte, das Schiff vom Lande absetzte. Schon wollte er in seiner Herzensangst zum Kapitän stürzen, da hatte man die Nachzügler entdeckt. Und dann saß er in seiner Kabine und wartete auf ein Wort der Entschuldigung. Nichts von alledem! Manja erzählte während des Umkleidens von ihrem Postkarteneinkauf und bedauerte ein über das andere Mal, daß nun diese Karten erst vom nächsten Hafen aus aufgegeben werden könnten.

Da blies der Trompeter das Tischsignal.

„Gott sei Dank! — Komm, Paul, ich hab' einen barbarischen Hunger mitgebracht."

„Ich nicht! Mir ist der Appetit vergangen — geh nur diesmal lieber allein, Manja."

Er war über sich selbst erschrocken. Nun war's heraus — allerdings etwas übereilt, aber vielleicht doch ganz gut so. Jetzt mußte sie ihm doch endlich kommen!

„Dann sei so gut und setz dich wenigstens mit an den Tisch. Was sollen sich denn sonst die Leute denken!"

„Ah — die Leute! Hast du vielleicht schon einmal darüber nachgedacht, was dein Mann über so manches denkt?" hatte er förmlich in sie hineingeschrieen. „Gehören denn immer und immer wieder diese fremden Menschen zwischen uns beide?"

Da pochte es an die Tür. „Zu Tisch, meine Herrschaften!“ rief draußen eine Stimme.

Schon hatte Manja geöffnet. „Wir sind auf dem Wege, aber nur teilweise. Denken Sie nur, Herr v. Dudzinski, mein Mann fühlt sich nicht wohl; er möchte mich am liebsten allein gehen lassen.“

War das nötig? Mußte das, was er ihr eben unter vier Augen gesagt hatte, schon wieder ausposaunt sein? Eine ungekannte Gleichgültigkeit überkam ihn plötzlich, und mit lachender Miene vermochte er zu sagen: „Ja, ja, geht nur — vielleicht komme ich noch nach.“

Und — fort waren sie beide!

Dann hatte auch er nach einiger Zeit seine Kabine verlassen. Wie im Traume stieg er die Treppen hinauf. Vom Speisesaal her umschmeichelten ihn Leharsche Weisen — er empfand sie wie Hohn. Nur hinauf in die frische, wohltuende Luft der freien See! —

Und nun sitzt der stille Passagier noch immer dort ganz vorn, wo wie aus erster Hand die kühlende Nachtluft durch alle Fäden seines dünnen Anzuges fächelt, und er ahnt es nicht, wie lange er dort schon weilt.

Auf der Kommandobrücke hat man jetzt die Überzeugung, daß da vorn etwas nicht in Ordnung ist. Entweder ist Doktor Werner krank, oder —

Keiner der beiden Männer will seinen zweiten Verdacht aussprechen.

Voll und klar schaut der Mond vom Himmel. Sein Silberlicht verbreitet Tageshelle über das Deck, die weißen Aufbauten, die vielen weißen Rettungsboote und den riesigen, hellgelben Schornstein. Dazwischen blitzt es silbern in den Fensterscheiben und goldig auf den blanken Messingbeschlägen. Weit drüben zur Rechten schimmert die Steilküste Afrikas, aus der das Mondlicht beinahe eine Winterlandschaft gezaubert hat.

Werner ſieht das alles — und ſieht es nicht. Wie liebte er von jeher das Mondlicht, wie hätte er dieſe wundervolle Mondnacht auf ſich wirken laſſen können! Ringsumher konnte jetzt ſein ſchönheitsdurſtiges Auge Motive ſehen, die er bisher nur in Theaterdekorationen für möglich gehalten. In magiſchem Lichte glitzert weit vorn die unendliche Meeresfläche, bis ſie ſich am Horizont in einen feinen Silberfaden auszieht. Und auf der anderen dunklen Seite hinter dem Schiff, da ziehen unheimlich ſchwarze Rauchſchwaden wie fliehende Dämonen über das aufblitzende Kielwaſſer. Drüben das träumende Feſtland, als Vordergrund die hoch aufragenden, grellbeſchienenen Deckſteile des Ozeandampfers, und über der ganzen Szenerie die ſamtne, ſchwarzblaue, ſternengeſchmückte Wölbung des ſüdlichen Nachthimmels.

In Gedanken verſunken, hatte er zuerſt von all der Schönheit nichts geſehen. Und nun ſitzt er da wie ein glücklicher Träumer, völlig im Banne ſeiner Umgebung, losgelöſt von allem Gram und aller Sorge.

„Da haben wir ja den Vermißten!“ ruft plötzlich eine Männerſtimme vom Promenadendeck herab, und gleich darauf kommt der Aſſeſſor in Begleitung Manjas mit haſtigen Schritten nach dem Vorderſchiff.

Paul ſchrickt auf — er iſt der Wirklichkeit wiedergegeben.

* * *

Mittagshitze — Sonnenglut!

Solange die „Ariadne“ in Fahrt war, hatte man ſie gar nicht ſo läſtig empfunden. Nun aber liegt das weiße Prachtſchiff bewegungslos im Hafen. Kein kühlender Lufthauch ſtreicht über das hellgrüne Waſſer; müde hängen Wimpel und Flagge herab. Von drüben aber flimmert und glitzert das unvergleichliche Stadt-

bild von Algier herüber. Unten am Waſſer die zahlloſen Bogen der Galerien und Arkaden. Darüber die lange, gleißende Reihe weißer Paläſte am Boulevard, unterbrochen vom üppigen Grün der Palmenplätze. Ganz oben über Häuſergewirr und ſchlanken Minaretten die alte trotzige Kasbah — alles, alles ſchlummert im zitternden Glanze der mittäglichen Backofentemperatur.

Und trotzdem haſten die Reiſenden wieder die Schiffstreppe hinunter, nur um möglichſt zuerſt ein Plätzchen in der kleinen Dampfpinaſſe zu ergattern, als wäre es die einzige Gelegenheit zur Überfahrt.

Bald iſt es ſtill geworden an Bord. Hie und da ſchafft noch ein dienſtbarer Geiſt einige Ordnung an Deck, aber es geſchieht in jener läſſigen Weiſe, die dem Süden eigen iſt.

An der Schiffstreppe hat ein Boot angelegt, vollbeladen mit Körben. Der Zahlmeiſter ſteht daneben und überſchaut mit kundigem Blick, wie das Küchenperſonal die vielen Körbe mit Gemüſe, herrlichen Früchten und ſonſtigen ſchönen Sachen nach den Lagerräumen ſchleppt.

Wiederum hängt die große Treppe verwaiſt hinab zum bleiernen Waſſerſpiegel.

Da werden die klappernden Ruderſchläge einer Jolle vernehmbar. In flottem Tempo nähert ſich das kleine Fahrzeug. Es führt nur eine Perſon an Bord — ein Weib. Oben kommt der erſte Offizier daher und ſieht intereſſiert auf das winzige Ding, das ſeinen Kurs trotz Sonnenglut und Hitze ſo wacker zur Treppe hält.

„Ein Prachtfrauenzimmer!“ Erſchrocken über ſeinen Ausruf dreht er ſich um, aber er iſt allein. Nun ſteigt er langſam die Stufen hinab zur Plattform. Drüben im Sonnenglaſt kommt die Nußſchale hüpfend und wippend flott auf. Da wendet die Ruderin den Kopf

nach vorn. Blitzartig war das nur geschehen, und nun legt sie sich in die Riemen, als gelte es eine Wettfahrt zu gewinnen. Das gelbe Seidentuch, das bis jetzt den Kopf bedeckte, ist durch die raschen Bewegungen in den Nacken geglitten und bildet nun einen grellen Kontrast zum blauschwarzen Haar seiner Trägerin.

„Gemach — gemach, Fräulein Bianchi — Sie schaden sich ja nur!“

Da schießt das Boot in den Schatten der hohen Schiffswand. Die rechte Hand stoppt ab; noch zwei kräftige Ruderschläge mit der Linken, und nun fliegt die Jolle in eleganter Kurve herum, gerade vor die durchbrochene Plattform.

„Bravo! — Aber warum mit Volldampf? — Guten Tag, Fräulein Bianchi!“

Erst macht das Mädchen, unterstützt von den kräftigen Armen des Seemanns, ihr Boot fest, und nun steht sie da, aufrecht wie eine Siegerin im Triumphwagen. Das gelbe Seidentuch im Nacken, die schwarzen Haarwellen leicht gelockert, noch schwer und tief atmend von der Anstrengung, blickt sie mit ihren unheimlich schwarzen Augensternen hinauf zu dem stattlichen Seemann und streckt ihm gleichzeitig zwei volle Arme, zwei feingliederige Hände entgegen.

„Bon jour, Monsieur — ach, wenn ich doch nur den Namen noch wüßte! Sie kennen den meinen noch, und das freut mich sehr, aber ich — wie soll ich das machen bei so vielem Besuch das ganze Jahr! Haben Sie diesmal wieder so viele reiche Leute mitgebracht? Sie wissen doch, als die ‚Ariadne‘ das letzte Mal hier lag, hatte ich beinahe nichts mehr im Kasten, aber dafür desto mehr hier!“ Auflachend schlägt sie dabei auf ihre Ledertasche unter der zierlichen Schürze, daß die großen Silberringe an den rosigen Ohrläppchen hin

und her ſchwingen. „Aber warum machen Sie ſo ein böſes Geſicht?“

„Ich glaubte, Sie wollten erſt meinen Namen wiſſen. — Alſo,“ fährt er dann wieder im heiteren Tone fort, „Kundſchaft bringe ich Ihnen diesmal noch mehr wie damals mit.“ Dabei ſpringt er in die Jolle und reicht ihr den kleinen Koffer zu, während er ſelbſt einen flachen Glaskaſten aufnimmt.

„Fi donc! Ihr Deutſchen ſeid doch immer gleich grob!“

„Sagen wir: offen und ehrlich.“

Da ſpringt das Mädchen plötzlich einige Stufen höher und verſtellt dem Offizier den Weg. „Dann beweiſen Sie das und nennen Sie mir jetzt den Namen, den ich leider vergeſſen habe. Eher betrete ich Ihr Deck nicht!“

„Das iſt allerdings ſchon mehr Befehl als etwas anderes. Aber als grober Deutſcher will ich gern gehorchen: Mittelſtädt — Hans v. Mittelſtädt.“

„Hans! Ja, ja — Hans Mittelſtädt — wie ich das vergeſſen konnte!“ Und ungeniert trippelt ſie auf den graziöſen Schühchen mit ihrem Koffer die ſteile Treppe hinauf. „Ich darf doch wieder das Achterdeck benützen, Herr Hans?“

Abermals ſieht ſich der Offizier um, aber ſie ſind ganz allein auf dem langen Promenadendeck.

„Nennen Sie mich, bitte, bei meinem Namen, Fräulein Bianchi.“

„Mon Dieu — Sie ſind ſchon wieder böſe. Alſo Herr Mittelſtädt: darf ich?“

„Der Kapitän hat es eigentlich verboten, das Achterdeck für Händler freizugeben, aber — ich will es bei Ihnen verantworten.“

Ein tiefer, devot-koketter Knicks begleitet ihren Dank,

dann klappern die hohen Absätze hurtig auf den Deckplanken dahin.

Luisa Bianchi, eine Genuesin, ist ihrer Erscheinung nach typische Italienerin, dem Wesen nach Französin. Von Kindheit an in internationalen Reiseorten, spricht sie bei ihrer polyglotten Begabung ebenso sicher Französisch wie ihre Muttersprache, fließend Englisch wie Deutsch, und daneben noch etwas Spanisch und Portugiesisch. Seit zwei Jahren lebt sie auf afrikanischem Boden, nachdem sie mit geschäftlichem Scharfblick erkannt, daß sie hier in Algier alle einlaufenden Passagierdampfer konkurrenzfrei mit ihrem hübschen Juwelenkram beackern kann. Und sie versteht ihr Geschäft! Nicht bloß den Einkauf; sie kennt auch den Geschmack der internationalen Weltreisenden aus langer Erfahrung. Vor allen Dingen kennt sie die Wirkung ihrer eigenen Persönlichkeit. Nur eine einzige kleine Silbe brauchen ihre unter schwarzem Gelock verborgenen Ohren zu erhaschen, dann redet sie auch schon den freudig überraschten Käufer in seiner Muttersprache an, legt sich die blitzende Kette wie zur Anprobe um den klassischen Hals oder steckt den goldenen Reif an die schöngeformte Hand. So ist sie eine Verkäuferin erster Klasse, namentlich wenn sie Herren bedient.

Zeitig kommt sie an Bord, und zwar stets, wenn sie die Fremden an Land gehen sah. Kommen diese dann gegen Abend zurück, so hat sie ihren Verkaufsstand längst aufgeschlagen, die blitzenden Schätze wirkungsvoll ausgelegt.

Vorhin hatten viele der Reisenden scheinbar noch kein besonderes Interesse an ihrem fliegenden Juwelenladen. Mit flüchtigem Blick hasten auch jetzt noch die meisten vorüber, um nur möglichst bald das kleine Kabinenheim zu gewinnen. Aber die Herren blicken

im Vorbeigehen ſichtlich überraſcht und viel mehr nach der feſſelnden Erſcheinung der Verkäuferin als nach ihrer Ware. Nun ſind auch die letzten Ausflügler zurück, aber das Deck iſt menſchenleer, alles ſchüttelt den Landſtaub ab und macht wieder Schiffstoilette.

Luiſa Bianchi iſt zufrieden. Ihr weiblicher Inſtinkt hat ihr bereits verraten, daß die geſchäftlichen Ausſichten recht günſtig liegen. Mit nachläſſiger Grandezza ſtippt ſie die Aſche ihrer Zigarette fort und klopft ſich dabei das geblumte Taillentuch ab.

Da kommen ſchon die erſten Paſſagiere daher, und nun wirft ſie den Reſt der Zigarette über die Reling. Ungeahnt ſchnell iſt ihr Stand von Kunden und Neugierigen umlagert. Luiſa Bianchi iſt in ihrem Element. In ihrem flotten und intereſſanten Deutſch der Ausländerin bedient ſie gleichzeitig vier Parteien. Immer größer wächſt die Menge um den Verkaufstiſch der Italienerin an. Man findet ſich zuſammen, man ſchwatzt, ſieht neugierig zu, und ſchließlich hat man etwas erſtanden, ſchneller und teurer, als man es gedacht.

Auch Paul mit Manja befinden ſich unter den Neugierigen. Hinter ihnen lugt der Aſſeſſor mit langem Halſe abwechſelnd nach den Schätzen der hübſchen Verkäuferin und nach ihrem intereſſanten gebräunten Geſicht.

Manja blickt unverwandt nach irgend etwas in der Mitte des Glaskaſtens.

„Sieh doch nur dieſen wundervollen Anhänger, Schatz! Da — den mit der Spinne und dem herrlichen, großen Opal.“

„Aber Kind — du wirſt doch keine Spinne tragen wollen?“

„Ich finde ſie herrlich, ſchon wegen des wundervollen Opals. Du weißt doch, daß ich für Opale ſchon immer einen Schwarm habe.“

„Das ist brasilianischer Feueropal, gnädige Frau, der schönste, den ich bisher gesehen habe.“ Luisa Bianchi hat längst begriffen, und nun reicht sie das Schmuckstück durch die vorderste Reihe der Käufer zu Manja hinüber.

„Sehen Sie nur, Herr v. Dudzinski, wie wundervoll! Und da steht auch noch ‚Algier‘ darauf! Wie nett als Andenken!“

Mit Wohlgefallen ruhen die Augen der jungen Frau auf der naturgetreuen goldenen Spinne, deren Leib aus einem wirklich hervorragend schönen, in allen Farben spielenden Opal besteht. Das Insekt sitzt auf seinem Netz, das sich aus feinen Silberfäden über einen Goldreif spannt. Darunter hängt ein kleines Goldblättchen mit blauemaillierter Aufschrift „Algier“.

Manja ist völlig versunken in den Anblick des Schmuckstückes, und Paul beobachtet sie mit wachsendem Interesse. Auch der Assessor blickt mit Genuß nach dem Juwel und in die Züge der jungen Frau.

Da kommt der alte Geheimrat Christoph mit einer allerneusten Sensation und schleift ihn mit sich fort. Teufel auch! Wie gerne hätte er noch länger Manja „studiert“; war sie doch jetzt gerade ganz entzückend! —

Eben hat der Hornist zu Tisch geblasen. Langsam schlendern die noch an Deck weilenden Passagiere nach dem Speisesaale. Luisa Bianchi packt ihre Schmucksachen mit Befriedigung zurück in ihr Köfferchen. Die kurze Spanne dreiviertelstündigen Verkaufs hat ihre Ledertasche unter dem Schürzchen behäbig gerundet, und morgen abend liegt ja die „Ariadne“ auch noch da. So kalkuliert sie, während sie eine Zigarette zwischen die Zähne schiebt.

Da nähert sich ihr ein Paar, das sie bereits kennt: die junge Frau, die den Opalanhänger mit der Spinne so gerne erworben hätte, und der lebhafte, schwarz-

haarige Kavalier. Langsam geht das Paar vorüber. Ihr Gespräch scheint einen durchaus ernsten Charakter zu haben. Die blonde junge Frau, das sieht Luisa Bianchi deutlich, kämpft sogar mit den Tränen. Die beiden sind so in ihre Unterhaltung vertieft, daß sie die Italienerin gar nicht zu bemerken scheinen. Nun kommen sie wieder zurück. Luisa spitzt die Ohren, und — ist enttäuscht. Die Sprache der beiden hat sie noch nirgends gehört! Ärgerlich packt sie weiter ein.

Da sieht sie, wie der junge Herr seine Begleiterin an der Haupttreppe verabschiedet und zurückkommt. Nun steht er vor ihr.

„Ah — wie schade, Sie haben bereits alles weggepackt! Ich hätte mir so gern noch einmal die Spinne mit dem Opal ansehen wollen."

„Bedaure, mein Herr, die ist weg."

„Weg?"

„Ja — verkauft."

Mißmutig beißt sich der Assessor auf die Lippen. Nun war sein Plan durchkreuzt, vereitelt. Nachlässig grüßend wendet er sich zum Gehen.

Da sagt das Mädchen: „Wenn Sie sich bis morgen gedulden wollen, so können Sie genau denselben Anhänger bekommen. Ich habe noch ein gleiches Stück am Lager."

„Aber selbstverständlich! Dann reservieren Sie mir das Stück, und legen Sie es nicht aus."

„Schön, mein Herr — Sie kommen dann selbst?"

„Ganz bestimmt!" —

Als kurz darauf Luisa Bianchi in ihrer Jolle wieder zur Stadt hinüberrudert, lächelt sie verschmitzt, denn sie muß immer wieder an die Spinne denken, die sie morgen abermals verkaufen wird.

Auch der Assessor lächelt befriedigt über das Gelingen

ſeines Planes, den er bereits aufgegeben hatte. Dann wurde er wieder nachdenklich. Jetzt war die Geſchichte eingerührt, und die da drüben mit ſo flotten Ruderſchlägen an Land fuhr, hatte ſeinen Auftrag. Übrigens ein ganz verteufeltes Weib, dieſe Händlerin — wieder ſo ganz anders als die Landsmännin!

Dudzinski ſetzt ſich auf die Reling und blickt ihr lange nach. Nun iſt ſie plötzlich zwiſchen andere Fahrzeuge hineingeſchlüpft und ſpurlos verſchwunden. Seine Gedanken konzentrieren ſich jetzt wieder auf Manja. Sie dauerte ihn. Wie konnte nur dieſer Menſch, dieſer ſtumpfſinnige Oberlehrer, ſo wenig galant zu ſeiner jungen Frau ſein und ihre Bitte ſo kurz abſchlagen! Wie verdiente dieſer Pedant überhaupt ein ſolches Weib! Und wie mußte es erſt im Herzen der Armen ausſehen, wenn ſie ihm beinahe unter Tränen klagte, wie der hausbackene Menſch ihr dieſen Wunſch ohne weiteres abgeſchlagen hat. „Dann werde ich mir eben den Schmuck von meinem Erſparten kaufen,“ hatte ſie geſagt und war weggegangen.

So ſind die deutſchen Gelehrten, trocken und rückſichtslos, dabei erwiſchen ſie oft die netteſten Frauen. Sollte er ſich da nicht ſeiner Landsmännin aufs wärmſte annehmen? War das nicht jetzt die paſſendſte Gelegenheit, ſich von der beſten Seite zu zeigen, Freude zu bereiten und Dank aus ſchönen Augen zu ernten? Und ihre Bedenken, na — die konnte er ſchließlich dadurch beſeitigen, wenn er ihr vorſchlug, den Schmuck als von ihrem Taſchengeld erworben auszugeben und betrachten zu laſſen.

So müßte es gehen, und ſo hatte er ſich alles zurechtgelegt. Und der Lohn war dann das gemeinſame Geheimnis. —

Bei Tiſch iſt man wieder luſtig und guter Dinge.

Sogar Doktor Werner erscheint heute abend viel aufgeräumter als sonst. Dagegen fällt es den Tischnachbarn auf, daß sich die lebenslustige junge Frau nur auf besondere Anrede an dem Gespräch beteiligt und ihren Mann fast absichtlich übersieht. Trotz alledem schmeckt es dem Oberlehrer; lächelnd langt er zu und läßt es sich schmecken.

„Holzbock!“ möchte der Assessor am liebsten über den Tisch rufen, dieweil seine Blicke auf dem Ahnungslosen ruhen.

Paul will von alledem nichts hören und sehen, denn in seinem Herzen wohnt die Freude. Wie er vorhin Manjas Sehnsucht nach der schönen Spinne gesehen, sie dann mit geheuchelter Härte vom Verkaufstische fortgezogen, hatte er sie recht unglücklich nach ihrer Kabine gehen sehen. Wenige Minuten später stand er bei der Händlerin und ließ den Schmuck in seine Tasche verschwinden. Überraschen wollte er sie, mit Freuden die für seine Reisekasse nicht unerhebliche Summe hingeben, nur glücklich und zufrieden sollte sie sich fühlen an seiner Seite. Nun sitzt die dicke goldene Spinne über seinem Herzen, und es ist ihm ein Hochgenuß, wenn er sich durch zartes Streicheln über seine Brusttasche von Zeit zu Zeit von ihrer Anwesenheit überzeugen kann. —

Am nächsten Morgen wiederum Landausflug: Botanischer Garten, Tal der wilden Frau, Mustapha und alle die vielen Sehenswürdigkeiten und Schönheiten Algiers sollen gemeinsam besucht werden. Zu je vier Personen fährt die Reisegesellschaft in einem langen Zuge von Landauern vom Hafen ab. Bei Doktor Werner und Frau sitzen natürlich wieder der Assessor und der Geheimrat. Das ist nun auf dieser Reise nicht mehr zu ändern.

Paul hat ſchlecht geſchlafen. Manja hatte ſich geſtern abend noch von der unangenehmſten Seite gezeigt und ihm Mut und Luſt genommen, den Schmuck hervorzuholen. So war man wortkarg zur Ruhe gegangen und noch wortkarger aufgeſtanden. In ſeiner Rocktaſche ſitzt noch immer die Spinne, und ihr Druck wirkt heute unangenehm. Ja, wenn wenigſtens der infame Pole nicht wieder im Wagen ſäße, dann wollte er noch jetzt ſeinen Trumpf ausſpielen und Manja umſtimmen. Der alte Herr hätte ihn wenig geſtört. So aber — nein! Sollte dieſer aufdringliche Menſch etwa Zeuge ſein, wenn ſich Manja jetzt weniger lebhaft über das verſpätete Angebinde freuen würde? Nein, und nochmals nein! Zu zweien, mit ihr allein wollte er ſein. So lange mochte die Spinne in ihrem Verſtecke bleiben. —

Die Sonne ſteht ſchon tief im Weſten, da kehrt erſt die kleine Flottille mit der Reiſegeſellſchaft an Bord zurück. Um neun Uhr ſoll die „Ariadne“ Algier verlaſſen.

Auf dem Achterdeck ſteht Luiſa Bianchi wieder an ihrem Verkaufſtande und begrüßt verſchiedene Herren und Damen wie alte Bekannte. Aber auch von ſeiten der Kundſchaft wird ſie vertraulich ins Geſpräch gezogen. Man fühlt es, ſie hat ſich die Zuneigung der ganzen Geſellſchaft erworben. Und dann entwickelt ſich das Geſchäft von ſelbſt.

Während einer geeigneten Pauſe hat der Aſſeſſor ein kleines weißes Käſtchen in Empfang genommen und darin zu ſeiner Freude das genaue Ebenbild des geſtern verkauften Schmuckes gefunden.

Unten tafelt jetzt die Geſellſchaft. Man ſpricht die Erlebniſſe des Tages durch und bedauert die Flüchtigkeit der beiden letzten Tage.

Oben ſteht Hans v. Mittelſtädt und blickt Luiſa

Bianchi in die dunklen Augen. Sie ſind allein, das Deck iſt menſchenleer. Da nimmt er wieder den Glaskaſten auf und geleitet das braune Mädchen nach der Schiffstreppe. Noch lange ſtehen ſie da unten auf der Plattform zuſammen. Luiſa hat ſeine Hand gefaßt, und Hans ſcheint daran vor Anker gegangen zu ſein. Von ihrer Unterhaltung iſt nur wenig zu hören, denn die beiden haben jetzt auch die Köpfe zuſammengeſteckt. Und wie ſie von der Plattform ins Boot ſpringt, da ſieht es von oben der Schiffsjunge ganz deutlich, wie der erſte Offizier der „Ariadne“ einen langen Kuß auf die Lippen der Italienerin drückt. —

Bald iſt man wieder auf See! Weit hinten am Horizont ſteht noch ein glitzernder Strich: die Lichterreihe der Boulevards. Bald iſt auch dieſe letzte Spur in den Wellen verſunken, Algier liegt in der Erinnerung. Und nun überkommt alle jenes wohlige Heimatsgefühl, das den Reiſenden ſo eng mit ſeinem Schiffe verbindet. Man iſt auf See — iſt wieder zu Hauſe! — —

Ein idealer Sonntagmorgen. Auf Deck ſpielt die Kapelle das herrliche Lied: Das iſt der Tag des Herrn. Die Sonne brennt. Kein Lufthauch, keine Welle, tiefblau das Meer. Weit drüben am ſüdlichen Horizont dehnt ſich die zackige, duftig-blaue Kuliſſe des Küſtengebirges. Sie wird immer höher und endet ſchließlich in einem Kap. Neue ſcharf konturierte Küſtengebilde tauchen in ſteter Folge als ſchleierhafte Silhouetten auf. Es iſt eine wahrhafte Sonntagsfahrt. Nachmittags kommen im Norden die beiden einſamen Berginſeln Galita und Galitona in Sicht. In weltvergeſſener Einſamkeit liegen ſie da drüben ſchlummernd wie ein Märchen in blauender Ferne.

So wird es langſam Abend.

Vor der ſogenannten Kaffeeklappe am Achterdeck

konzertiert die Schiffskapelle. Auf diesem geräumigen Platze wurde erst kürzlich bis in die späte Nacht hinein getanzt. Heute haben verschiedene Gruppen ihre Liegestühle zusammengerückt und genießen nun plaudernd die laue Abendluft. Rauschend zieht das weiße Prachtschiff durch die glatte, schlummernde See. Es ist wieder einer jener Abende, an denen man nicht zur Koje will.

Doktor Werner unterhält sich behäbig in seinem Faulenzer ausgestreckt, und wie er es bei solcher Pose meist zu tun pflegt, mit geschlossenen Augen. Der eben gehörte Walzer hat seine Psyche angenehm beeinflußt. Er hat einen Entschluß gefaßt. Die Spinne, auf der seine Linke ruht, soll Manja noch heute erhalten. Sein gutes Herz machte ihm bereits den ganzen Tag Vorwürfe, und jetzt ist er über sich selbst erstaunt, wie er nur so hart gegen sein Weib handeln konnte.

Manja mag wohl dasselbe denken. Ihre Antworten sind immer kürzer geworden; nun ist die Unterhaltung ganz eingeschlafen. Stillschweigend erhebt sie sich und schlendert das Promenadendeck hinunter. Manja langweilt sich wieder einmal ganz furchtbar, und sie fühlt sich recht unglücklich. Wie sie vorn beim Steuerhause um die Ecke biegt, hält sie überrascht inne. Vor ihr steht Dudzinski.

„Ah —“

„Vielleicht staunen Sie noch mehr, gnädige Frau, wenn ich Ihnen verrate, daß ich Sie hier erwartet habe. Ja — erwartet! Ich sah Sie nämlich so in Gedanken versunken das Deck entlangwandern und ging Ihnen, um nicht aufzufallen, auf der anderen Seite entgegen.“

„Das klingt ja beinahe unerlaubt,“ unterbricht ihn Manja scherzend.

„Oh — ich bitte,“ wehrt der Assessor ab, und fährt

plötzlich Polnisch redend fort: „Wir sind doch Landsleute und dürfen als solche wohl etwas — na — etwas vertrauter verkehren als andere. Ja, wir dürfen sogar unsere kleinen Geheimnisse haben.“

„Das klingt ja noch unerlaubter! Kommen Sie, Herr Assessor, wir wollen so herum wieder zur Musik zurückkehren.“

„Wenn ich dringend bitten darf — noch nicht!“ Seine Stimme hat eine eigenartige Klangfarbe.

Manja weiß nicht, was sie denken soll. „Aber Herr v. Dudzinski, was haben Sie denn nur? Bitte, kommen Sie!“

„Noch nicht — bitte, bitte — nur noch ein paar Worte. Sie haben recht, ich habe etwas. Sehen Sie, meine Gnädigste, als Sie mir gestern, vielleicht ungewollt, Ihr Herz ausschütteten, mich gewissermaßen in Ihrem Grame zum Vertrauten machten, da konnten Sie es nicht ahnen, welchen Anteil ich an Ihrer Person, an Ihrem Wohl und Wehe nehme. Sie haben mich damit hoch beglückt.“

„Bitte, kommen Sie,“ sagt die junge Frau, indem sie ihre Hand auf die seine legt.

„Wenn Sie mir die Freude machen wollen, dieses kleine Reiseandenken aus meiner Hand entgegenzunehmen, dann habe ich um nichts weiter zu bitten, dann will ich Sie keine Sekunde länger hier zurückhalten. Betrachten Sie es als von Ihren Ersparnissen erworben, wie Sie das ja ursprünglich geplant.“

Ehrlich überrascht tritt die junge Frau in den Lichtkreis der nächsten Laterne und starrt auf die gleißende Spinne mit dem funkelnden Feueropal.

„Sie sind kühn, Herr v. Dudzinski, sehr kühn, und nur weil ich den guten Willen dabei erkenne, will ich Ihnen nicht zürnen.“

Das klingt beinahe warnend, wie Manja jetzt das Käſtchen zurückgeben will. Da ſchrickt ſie zuſammen. Um die Ecke biegt eben eine dunkle Geſtalt, in der ſie unſchwer die Figur ihres Mannes erkennt. Ihr erhobener Arm bleibt nachläſſig an der Deckſtütze haften — nichts verrät jetzt mehr den Zweck der ſonderbaren Stellung und den Inhalt der geſchloſſenen Hand: das kleine, weiße Käſtchen.

„Ach, da biſt du ja, Manja!“

Recht gedehnt kommt dieſer Ausruf heraus, zumal nach der kleinen, auf jedem der Beteiligten laſtenden Verlegenheitspauſe.

„Ausgeſchlafen, Schatz?“ Ironiſch blickt Manja ihrem Gatten ganz nahe in die Augen.

„Der Attentäter bin ich, Herr Doktor. Ich finde dieſen herrlichen Platz am Ausguck bezaubernd.“

„Ich auch, aber mehr bei Tage,“ ſagt Paul trocken.

Bei dieſen Worten ſchiebt ihm Manja ihren Arm unter; die Linke hält ſie eigenartig auf den Rücken. Aber trotzdem der hinter ihnen ſchreitende Aſſeſſor das weiße Käſtchen deutlich leuchten ſieht, trotzdem die Trägerin recht heftig damit winkt, Herr v. Dudzinski ſcheint es nicht zu merken. Plaudernd nähert man ſich den Gruppen am Hinterſchiff. Da ſchiebt die junge Frau das weiße Etwas mit energiſcher Bewegung in ihre Taſche.

„Heute haben wir doch den ſchönſten Abend unſerer ganzen Reiſe,“ meint der Aſſeſſor mit freudigem Seitenblick auf Manja.

„Weißt du, Schatz, ich finde es friſch hier oben. Außerdem wollen wir doch morgen frühzeitig aufſtehen, um die Einfahrt von Tunis nicht zu verſäumen.“

„Aber gern, Manja! Gegen ſechs Uhr ſollen wir ja ſchon vor Goletta ſein. — Herr v. Dudzinski, Sie

genießen gewiß noch den herrlichen Abend — wir empfehlen uns hochachtungsvollſt und ergebenſt.“

Recht verblüfft läßt ſich der junge Mann die Hand ſchütteln. Nun ſteht er an der Treppe und blickt dem Ehepaar mit wenig geiſtreicher Miene nach. Wie iſt ihm nur? Sollte er ſich verrechnet, blamiert, unmöglich gemacht haben? — Ausgeſchloſſen! Werner kann ja von der dummen Spinne unmöglich etwas wiſſen. Aber Manja! Warum iſt ſie plötzlich ſo kühl, faſt abweiſend? Und der ſonſt ſo ernſte Werner; weshalb iſt er plötzlich ſo auffallend heiter? Das war jetzt nicht harmlos, der Abſchied war entſchieden beabſichtigt ironiſch.

Ein unangenehmes Gefühl quält Dudzinski, wie er ſo allein im Faulenzer liegt. Dicht neben ihm plaudern luſtige Menſchen, die Schiffskapelle ſpielt den üblichen flotten Marſch zum Schluß. Nichts von alledem bemerkt er. In ſeinen Ohren raunt es: „Du haſt eine Dummheit gemacht!“ — —

Paul weiß ebenfalls nicht, was er ſich denken ſoll. Manja hängt ſo eigenartig lieb an ſeinem Arm, als ſie die breiten Stufen des Treppenhauſes hinunterſchreiten. Und wie hatte ſie eben den Aſſeſſor ſo ganz in ſeinem Geſchmack verabſchiedet! Vor wenigen Minuten noch Manjas gewohnte Gleichgültigkeit, ihre alte Vertrautheit mit dem polniſchen Landsmann, und jetzt dieſer völlig rätſelhafte Umſchlag! —

In der traulichen Kabine wohnt das Glück.

Doktor Werner hat ſein blondes Weibchen auf den Knieen ſitzen und blickt ihr unverwandt in die Augen. Er will ihr etwas Schönes verraten, wenn ſie recht artig iſt.

„Siehſt du, Manja, dein Landsmann hat am Ende doch recht, wenn er vorhin ſagte, heut ſei der ſchönſte Abend unſerer ganzen Reiſe.“

„Paul — wie kommſt du gerade jetzt auf den!“

Das klang ſo wahr und bittend.

„Verzeihe, Kind, ich bin ja plötzlich ſo überglücklich, vielleicht nicht mehr normal in meinem Glück. Du haſt mich ſoeben tief beſchämt. Nun habe ich doppelt gut zu machen, was mich in deinen Augen zurückgeſetzt hat. Bitte, laß mich ausreden; es muß alles herunter, was mich bisher bedrückt. Ich fühle es, dieſe Stunde wird zum Wendepunkt in unſerem bisherigen Leben. Wir haben uns beide trotz unſerer jungen Ehe ſchon recht mißverſtanden. Der größte Sünder von uns beiden aber war ich. Ich brachte es fertig, dich eiferſüchtig zu beobachten, deiner harmloſen Lebensluſt andere Motive unterzuſchieben.“

Eine kleine Hand will ihm den Mund verſchließen, aber er zieht ſie ſanft an ſeine Lippen.

„Und dann vorgeſtern abend erſt meine ſchroffe Abweiſung! — Sag mal, Schatz,“ fragt Paul plötzlich pfiffig, „du warſt wohl über deinen ungalanten Mann recht unglücklich?“

Beide blicken ſich eine Zeitlang ſtarr an, dann lachen ſie hell auf.

„Vorgeſtern ja, heute — bin ich darüber hinweg.“

„Ich aber noch nicht! Mir ſitzt die fatale Spinne noch immer hier auf dem Herzen. Nun muß ſie herunter.“

Paul neſtelt an ſeinem Rock. Manja ſieht überraſcht zu. Verſtändnislos greift ſie in die dargebotene Bruſttaſche, und jetzt blitzt ihr aus dem entfalteten Seidenpapier jener Gegenſtand entgegen, deſſen Ebenbild ſie ja auch in der Taſche trägt.

Doktor Werner ſieht beluſtigt auf ſein junges Weib, deſſen Blick wie gebannt auf dem Juwel ruht.

„Siehſt du, Liebchen, dieſes Angebinde wollte ich

dir nicht so prosaisch aus dem Kasten heraus präsentieren, wie ich das bei den anderen sah. Überraschen wollte ich dich damit. Dazu gehörte auch die kleine, häßliche Komödie meiner Schroffheit, die du leider so ernst genommen. Verzeihst du mir nun?“

Da fällt eine Perle herab auf den schillernden Leib der Spinne, die Manja noch immer schweigend betrachtet, und ehe es Paul noch ahnt, schlingt das junge Weib die Arme um seinen Hals.

Nun springt sie auf. „Paul — willst du mich jetzt auch anhören, ohne mich zu unterbrechen, und ohne schlecht von mir zu denken?“

„Das klingt ja ganz beängstigend,“ sagt Werner erschrocken und will sich ebenfalls erheben.

Sanft drückt sie ihn auf seinen Stuhl zurück. „Es ist nicht viel, was ich dir erzählen kann,“ sagt sie schlicht, „das meiste muß ich dir zeigen. Daß mich Dudzinski mitunter so auffällig bevorzugte, weißt du — bitte, Schatz, laß mich ausreden. Mir war es niemals so angenehm, wie du vielleicht gedacht hast. Im Gegenteil, sein fades Gewäsch war mir häufig durchaus unerwünscht. Aber er war mein Landsmann, und du warst mitunter recht wenig unterhaltend. So nahm ich seine Gesellschaft eben hin. Das wäre eigentlich alles, was ich dir zu erzählen hätte. Nun aber kommt das, was ich dir zeigen will und muß.“

Sichtlich erregt hält Manja inne. Paul rührt sich nicht, aber Spannung liegt deutlich auf seinen Zügen.

„Vorhin begegnet mir nun, oder besser gesagt: lauert mir Dudzinski auf, wie ich gerade um das Steuerhaus herumgehen will. Hier erdreistet er sich nach einigen nichtssagenden Worten, mir ein Reiseandenken zu überreichen, und ehe ich noch seine ‚Aufmerksamkeit‘ zurückgeben kann, stehst du neben mir. Der Schreck hatte

mich faſt gelähmt, denn wie ſollte ich mich in dieſem kritiſchen Augenblick verhalten? Sollte ich vor deinen Augen die unüberlegte Handlung rügen, dann war der Skandal fertig. Bedenke doch nur, welch ein willkommenes Thema für die Geſellſchaft müßiger Vergnügungsreiſender an Bord eines Schiffes! So ließ ich, kurz entſchloſſen, die ‚Aufmerkſamkeit‘ in meine Taſche gleiten und empfahl mich mit dir auf ſchnellſtem Wege. Und nun, Schatz, will ich mit deinen eigenen Worten ſchließen: Nun muß es herunter!“

Mechaniſch hat Paul der auffordernden Gebärde Folge geleiſtet. Jetzt öffnet er das kleine Käſtchen und ſtarrt ſprachlos bald auf deſſen Inhalt, bald auf Manja.

„Die Spinne!“

„Ja, Paul — nun fühle ich mich frei!“ —

Bis in die ſpäte Nacht hinein ſitzen in der Kabine zwei glückliche Menſchen, die ſich plötzlich ſo viel zu erzählen haben wie eben ein leibhaftiges junges Pärchen auf der Hochzeitsreiſe. Auf Deck und Gängen iſt es ſtill geworden, nur ganz leiſe zittern und quirlen die raſtloſen Schiffſchrauben im Waſſer, die ſchwarzen Wellen rauſchen und klatſchen an den Schiffswänden entlang. Geheimnisvoll blitzt es darin auf, bald wie ein winziger Funken, bald groß und leuchtend wie ein bläulicher Teller. Von den Schiffſchrauben aber ſchießen in wirbelndem Tanze Myriaden ſolcher Leuchtkörper bis zur Größe einer Lampenglocke unter dem Heck hervor und laſſen das Kielwaſſer in magiſchem Lichte erſtrahlen.

Meeresleuchten im ſüdlichen Mittelmeer!

Und oben ſpannt das ſternenbeſäte Himmelszelt ſein blitzendes Gewölbe über die ſtolze, in lauer Nachtluft dahinziehende „Ariadne“.

* * *

Dudzinski liegt bereits wach in seiner Koje. Die Morgensonne scheint strahlend durch sein Fenster und malt einen runden, leuchtenden Fleck an die Wand. Und während er das sanft hin und her pendelnde Lichtgebilde beobachtet, schweifen seine Gedanken zurück nach den Erlebnissen des gestrigen Abends. Heute ist er fest überzeugt, eine grenzenlose Dummheit gemacht zu haben. Mißmutig wirft er sich auf die andere Seite. Da geht die Maschine plötzlich langsamer, das gewohnte Zittern des Schiffsrumpfes hat aufgehört. Der Assessor macht einen langen Hals, aber trotz aller Anstrengungen sieht er nur den weiten Seehorizont. Seine Kabine liegt nach Osten.

„Wir werden wohl glücklich vor La Goulette sein," murmelt er. „Meinetwegen!"

Und er hat recht.

Langsam, fast behutsam läuft die „Ariadne" mit elegantem Bogen in die Einfahrt des schmalen Kanals, der wie eine kerzengerade Linie den See el-Bahira bis zu den Häusern von Tunis durchschneidet. Hinter dem stolzen Schiffe steht die Morgensonne und vergoldet genau voraus das ausgedehnte Stadtbild mit seinem markanten quadratischen Turme. Hell maigrün ist das Wasser der schmalen Fahrrinne, sonst schwimmt alles in rosigem Morgenlicht. Der Himmel und die weite Wasserfläche des Strandsees erscheinen von einem überaus zarten Violett übergossen.

Das alles aber wird überboten von einem langen, tiefrosenfarbigen Streifen, der nach Karthago zu auf dem Wasser lagert. Wie ein riesiges Feld blühender Rosen, nur noch um vieles prächtiger, sieht die Erscheinung aus. Und wie man die Gläser zur Hand nimmt, da gewahrt man, daß es Tausende und aber Tausende rosenroter Flamingo sind, die sich dort versammelt

haben. Die berühmten Flamingo von el-Bahira in der Morgenſonne! Es iſt ein Bild von unbeſchreiblicher Pracht und Wirkung, eine Farbenſinfonie in Roſenrot, wie ſie kein Pinſel wiederzugeben vermag.

Von ſo viel Schönheit gefeſſelt, ſteht Doktor Werner mit ſeiner Frau auf dem Vorderſchiff, ſie können ſich nicht trennen von dem ſeltenen Anblick. Abwechſelnd blicken ſie durch das Glas hinüber zu dem Heer lebender Roſen.

„Herrſchaften — ich gehe frühſtücken," ſagt da plötzlich der Geheimrat neben ihnen.

Wie ſie dann gemeinſam nach unten gehen, bleibt Chriſtoph unvermittelt ſtehen.

„Alſo doch — ei, Sie Schwerenöter!" ſagt er ſtaunend zum Oberlehrer. „Ich gratuliere zu dem noblen Andenken an Algier, meine Gnädigſte."

Paul muß herzlich lachen, wie der alte Herr den Schmuck an Manjas Hals betrachtet. —

Eben will man ſich vom Frühſtückstiſch erheben, da erſcheint der Aſſeſſor. Die Begrüßung iſt etwas kühler als ſonſt, aber man reicht ſich die Hände wie ſtets. Wie er die junge Frau erblickt, fährt es ihm durch alle Glieder.

Manja trägt ſeine Spinne!

Er merkt es nicht, daß ihn der Doktor beluſtigt beobachtet, er ſieht nur ſie und ihren Schmuck, ſeine „Aufmerkſamkeit". Nun hat er ſeine alte Selbſteinſchätzung wieder, und in ſeinem Innern jubelt es: Du haſt alſo doch keine Dummheit gemacht!

„Ah — was ſehe ich, gnädige Frau, den hübſchen Schmuck aus Algier? Ich bin überraſcht!"

Manja wird rot bis hinter die Ohren.

„Sagen Sie, Herr v. Dudzinski, glauben Sie an Wunder?" fragt Paul.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Nun denken Sie — und das wird Sie auch interessieren, Herr Geheimrat — wie ich diesen Schmuck in Alger kaufte, war er noch gut deutsch. Was sagen Sie nun dazu, wenn ich Sie überzeuge, daß er sich seit gestern in einen richtig gehenden Franzosen verwandelt hat?“

„Verstehe ich nicht,“ meint der Geheimrat erstaunt.

„Ich auch nicht,“ sagt Dudzinski gezwungen, weil ihn dabei Paul scharf fixiert.

„Na hier, sehen Sie: vorgestern stand auf dem kleinen Schildchen gut deutsch ‚Algier‘, und jetzt lesen Sie deutlich ‚Alger‘.“

Verlegen zieht der Assessor die Schultern in die Höhe, weil ihm plötzlich die richtige Antwort fehlt. Dabei erhebt er sich und verschwindet mit zeremoniellem Gruß.

„Das ist ja eine merkwürdige Geschichte,“ hört er noch den Geheimrat sagen. —

In einer Viertelstunde sollte man in Tunis sein. Die drei Passagiere sitzen aber noch immer am Frühstückstisch.

„So ist es recht,“ ruft Paul lachend, „ich will es nochmals vorlesen:

Anbei zurück die Spinne
Von nicht begehrter Minne.
Verschonen Sie für ferner
Frau Manja und Paul Werner.

Das genügt, denke ich.“

Manja hat den Schmuck wieder abgenommen und in seinem Kästchen untergebracht, Paul will seine Verse beilegen, da ruft der Geheimrat: „Halt!“ und schon ist das Papier in seinen Händen. Neugierig sieht das

Ehepaar zu, was der alte Herr jetzt schmunzelnd darunterſetzt:

„'ne ganz verwünſchte Choſe,
Die Spinne als Franzoſe!
Chriſtoph.“

— — — — — — — — — — — — —

„Die Wagenfahrt nach Karthago mögen ſie mit dem Alten allein verſuchen,“ knurrt der Aſſeſſor, während er ſich in ſeiner Kabine zum Landausflug fertigmacht. „Muß ich denn überhaupt die Geſchichte mitmachen?“

Es klopft.

„Herein!“

Sein Tiſchſteward tritt ein. Er bringt eine kleine Terrine.

„Habe nichts beſtellt,“ ſagt der Aſſeſſor kurz.

„Sehr wohl. Aber die Herrſchaften neben Ihnen und der Herr Geheimrat laſſen ſich empfehlen und ſchicken Herrn Aſſeſſor die bewußte Suppe.“

Das ſagt der dienſtbare Geiſt mit pfiffiger Miene und iſt ſo ſchnell draußen, wie er gekommen.

Dudzinski überkommt eine gewiſſe Ahnung. Er hat es gar nicht eilig, das Geheimnis des blitzenden Geſchirres zu lüften. Nun aber hebt er zögernd den Deckel — — —

Die „Ariadne“ hat ganz nahe am Ufer feſtgemacht. Lachend klettern die Paſſagiere auf der langen Schiffstreppe direkt an Land. Was ſich zunächſt von Tunis zeigt, iſt wenig verheißend. Es ſind recht nichtsſagende Schuppen und Gebäude, die ſich um den Landungsplatz gruppieren. Aber das Volksleben iſt bunt, und Ort und Menſchen werden immer feſſelnder, je weiter man kommt. Bald verwandelt ſich dann die erſte Enttäuſchung in offene Begeiſterung.

Und wie es bisher in jedem Hafen geſchah — ſo-

bald die Paſſagiere verſchwunden, umfängt bald eine eigenartige Schlummerſtimmung alle jene Schiffsräume, die das geſellige Getriebe ſonſt ſo erfüllt.

Da wird Reiſegepäck an Land geſchafft, und nun ſteigt langſam und würdig ein Paſſagier die Schiffstreppe hinab.

Herr Wladimir v. Dudzinski empfiehlt ſich engliſch von ſeinen Reiſegenoſſen. Jetzt iſt er mit ſeiner Diagnoſe endgültig einig: „Du haſt eine rieſige Dummheit gemacht!“

* * *

Das Wetter iſt umgeſchlagen. Bereits draußen in Karthago umzog ſich der Himmel mit dunklem Gewölk. Raſch wuchſen die Maſſen zu unheimlichen Wolkentürmen an.

Als die letzten Wagen vor der Schiffstreppe ankommen, klettern ihre Inſaſſen patſchnaß die Stufen hinan. Ein ſcharfer Wind peitſcht die großen Regentropfen klatſchend gegen die Schiffswand. Überall an Bord und an Land dampft es von zerſtäubten Waſſerteilchen, die Rieſenfläche des el-Bahiraſees iſt im Nebel verſchwunden. Es iſt ein rechtſchaffener, kräftiger Tropenregen, nur das traditionelle Beiwerk von Blitz und Donner ſcheint auf das Mindeſtmaß beſchränkt zu ſein.

Zwiſchen den geradlinigen, niedrigen Uferſtreifen des Kanals zieht die „Ariadne“ gemächlich dahin. Das Wetter iſt abgezogen. Von See her weht ein kräftiger Wind herüber, es hat ſich erheblich abgekühlt. Im Oſten ſteht noch die ſchwarze Wetterwand, aber von der anderen Seite ſchießen die letzten Strahlen der Abendſonne empor und zeichnen grelle Lichter auf das mit Tropfenreihen behängte Geländer und die regennaſſen Schiffsteile.

In windgeschützten Nischen des Promenadendecks stehen vereinzelte Gruppen. Man will doch wenigstens die letzten Minuten auf afrikanischem Boden nicht verpassen und sich in dankbarer Erinnerung verabschieden.

Da kommt in sein Plaid gewickelt und gegen den Wind ankämpfend der alte Geheimrat daher. Seine sonst noch aufrechte Figur ist weit vorgeneigt, die weißen Löckchen flattern lustig um die tief herabgezogene hellseidene Reisemütze.

„Nehmen Sie uns mit!“ ruft Manja.

Als er sich umwendet, tritt das junge Ehepaar aus seinem Schlupfwinkel. —

In den Gesellschaftsräumen herrscht reges Leben. Fast alle Passagiere sind nach unten geflüchtet, trotzdem noch nicht einmal Goletta erreicht ist. Man macht es sich behaglich bis zum Abendessen. Da bläst auch schon der Hornist sein schönes Tischsignal.

Zum ersten Male auf der ganzen Reise sind die Schlingerbretter an der Tafel aufgeklappt. Und wie man sich etwas befangen an dem liebgewordenen, nun so ganz veränderten Platze niederläßt, erfährt man vom Steward, daß draußen eine grobe See steht. „Es wird wohl auch eine schlechte Nacht geben, Lyon hat Sturm gemeldet,“ erzählen die gesprächigen Leute mit vielsagendem Lächeln, indem sie die Suppe auftragen.

Des Assessors Platz ist noch leer, aber das passiert bei dessen Unpünktlichkeit so häufig, daß es nicht mehr auffällt. Nun übergeht aber der Steward den Platz, ohne dort Suppe abzusetzen.

Doktor Werner macht eine fragende Wendung zu Manja hinüber.

Der zweite Gang erscheint, der Assessor ist noch nicht da.

Nun fragt auch der Geheimrat über den Tiſch: „Wo bleibt denn heute mein Herr Nachbar?“

Da ſagt der Steward hinter ihm leiſe: „Der Herr Aſſeſſor iſt heute morgen von Bord gegangen.“

„Na, wir ja auch!“

„Ja aber — der Herr Aſſeſſor iſt in Tunis geblieben.“

Rechts und links iſt man ſprachlos und ergeht ſich in den unmöglichſten Kombinationen. Nur drei in der Tafelrunde wechſeln verſtändnisvolle Blicke, und dabei entgeht es ihnen nicht, wie der Tiſchſteward verſchmitzt zu ihnen herüberblickt. Nun iſt auch der Geheimrat nicht mehr neugierig.

Es wird in beinahe homöopathiſchen Doſen gegeſſen, und es ſcheint, als wollte man heute abend von der Unterhaltung ſatt werden. Da legt ſich das Schiff plötzlich recht bedenklich auf die Seite. Mit leiſem Klirren ſchiebt das Tafelgeſchirr in den ominöſen Holzrahmen nach Steuerbord hinüber.

Wie durch Zauberſchlag iſt das Tiſchgeſpräch verſtummt. Einen Augenblick ſieht man ſich ratlos an, dann empfehlen ſich bereits verſchiedene.

Immer häufiger und empfindlicher werden die Schwankungen. Bald iſt die Tafel ganz verwaiſt.

Die „Ariadne“ hat Goletta hinter ſich und ſchwimmt wieder auf hoher See.

Nach allen Richtungen pendelt das wackere Schiff. Bald ſcheint es plötzlich ſtillzuſtehen, bald einen furchtbaren Sprung zu machen. Jetzt poltern die in die Luft ſchlagenden Schrauben, daß es dumpf durch alle Räume dröhnt, und nun verſinken ſie wieder wirbelnd im tobenden Giſcht des Kielwaſſers. In den Marconidrähten pfeift der Sturm ſein ſchrilles Lied, und aus dem Schlot reißt er die dicken, quellenden Rauch-

ſchwaden in tauſend Fetzen mit ſich fort über die ſtiebende, finſtere See.

In ſeiner Kabine ſitzt währenddeſſen Hand in Hand ein Menſchenpaar. Draußen fegt eine tolle See vorüber, gurgelnd, brauſend, polternd ſpringt der weiße, ſchaumige Schwall zeitweiſe an dem runden Fenſter auf. Da legt ſich das Schiff jäh zur Seite.

Manja umfaßt Pauls Hand noch feſter.

„Haſt du Angſt, Schatz?“

„Nicht um mich, nur um uns beide.“

„Siehſt du, liebe Manja, jetzt erſt durchlebe ich das Glück, von dem ich bisher nur geträumt. Nun ſind wir glücklich. Und wem haben wir das zu verdanken?“

„Dir, du Guter!“

„Falſch, Kind: der Spinne — unſerer Glückſpinne!“

Und während die „Ariadne“ unentwegt ihren Kurs durch Nacht und Sturm nach Neapel verfolgt, leuchtet drinnen in der winzigen Kabine eitel Sonnenſchein über einem glücklichen Menſchenpaar.

Katzenpflege.

Von E. E. Weber.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Während man für die Reinigung der Stubenhunde durch Auskämmen des Fells und gelegentliche Bäder fast allenthalben Sorge trägt, wird die Körperpflege der Hauskatze in der Regel gänzlich vernachlässigt. Freilich besteht in der Lebensweise beider Haustiere insofern ein wesentlicher Unterschied, als der Hund sich oft auf der Straße und im Freien tummelt und hier einer Beschmutzung leichter ausgesetzt ist, die Katze dagegen zumeist im Zimmer weilt. Gleichwohl ist aber auch für die Katze eine von Zeit zu Zeit zu wiederholende Säuberung anzuraten, da sie hierdurch ihre Besitzer nicht nur durch ein schmuckeres Aussehen erfreut, sondern sich selbst zweifellos auch behaglicher fühlt und mancher Krankheit entgeht.

Denn wenn die Katze auch sehr widerstandsfähig ist, so wird doch auch sie von Krankheiten heimgesucht. Aber selbst hierbei zeigt sich wieder die Bevorzugung des Hundes. Erkrankt ein Hund, so behandelt man das Leiden entweder sogleich mit Hausmitteln oder schickt zum Tierarzt, um eine Erkrankung der Katze aber kümmert man sich entweder überhaupt nicht oder steht doch dem Leiden ratlos gegenüber. Und gerade der Katze kann man gewöhnlich auf einfache und

leichte Weise Linderung und Besserung verschaffen. — Bei der Ungebärdigkeit, die der Katze eigen ist, ist

Das Niederducken der Katze.

es nötig, sie zunächst erst in die richtige Stellung zu bringen. Man erreicht dies dadurch, daß man sie auf einen Tisch setzt, das Fell mit der linken und rechten Hand am Hals und am Kreuz ergreift und nun die Katze

ſanft zu einer kauernden Lage niederdrückt. Mit der Zeit gewöhnen ſich die Katzen an dieſe Prozedur.

Das Austämmen.

Ohne daß man die Hand am Hals losläßt, wird jetzt das Fell zuerſt mit einem feineren Kamm ausgekämmt und darauf mit einer mittelſcharfen Bürſte ausgebürſtet. Auf dieſe Weiſe werden der aufgefangene Staub

sowie die abgebrochenen und ausgegangenen Haare entfernt, und zugleich erhält das Haarkleid Geschmeidigkeit und Glanz. Namentlich wenn in der Mauserung der Haarwechsel eintritt, sollte man das Auskämmen und Ausbürsten nicht vergessen.

Bei jungen Katzen sind ferner oftmals morgens die Augen verklebt, was den Tierchen sehr lästig wird. Man beseitigt die trockene Augenschleimkruste dadurch, daß man ein Bäuschchen Wundwatte mit einer lauen Abkochung von Holunderblüten tränkt und nun die Augen sorgfältig auswischt.

Von Krankheiten ist unter den Katzen am meisten verbreitet die Räude. Sie wird hervorgerufen durch Grabmilben, mikroskopisch kleine, kurzbeinige Tiere, die sich in der Oberhaut eingraben. Räude beginnt gewöhnlich am Kopf und pflanzt sich dann über die anderen Körperteile fort. Die erkrankten Katzen kratzen sich wegen des Juckreizes beständig, und bei näherer Betrachtung erkennt man auf der Haut Knötchen und Bläschen. Auch macht sich eine starke Abschuppung bemerkbar, es entstehen Runzeln, die Oberhaut verdickt sich, und die Haare fallen aus.

Zur Bekämpfung der Räude empfehlen sich Waschungen der befallenen Stellen mit einer zweiprozentigen Lösung von schwefelsaurem Kali und Einreibungen mit Perubalsam. Zur Blutreinigung und Kräftigung können außerdem in der Milch Fowlersche Tropfen verabreicht werden. Man steigert allmählich den Zusatz von einem bis zu fünf Tropfen und vermindert ihn langsam wieder. Diese Gaben setzt man der Milch dreimal in je vierzehntägigen Zwischenpausen zu. Zugleich ist die Katze gut zu ernähren. Die Orte, an denen sich das erkrankte Tier vorzugsweise aufzuhalten pflegt, sind gewissenhaft zu desinfizieren.

Außerdem befällt die Katze noch eine andere Art von Räude, die ſich namentlich an den Ohren einniſtet und

Das Ausbürſten.

von langbeinigen Milben ausgeht. Dieſes Leiden verlangt das Eingreifen des Tierarztes.

Das Erbrechen beruht auf Verdauungsſtörungen, denen unbekömmliche und unverdauliche Nahrung

zugrunde liegt. Handelt es sich um eine wirkliche Erkrankung des Verdauungskanals und nicht nur um ein vorübergehendes Erbrechen, so werden die Katzen mißmutig, sie zeigen heftigen Durst, suchen kühle Orte auf, und der Speichel fließt ihnen in langen Fäden aus dem Rachen. Dazu tritt zuweilen Durchfall. Die Nahrung muß unter diesen Umständen wässerig und milchreich sein. Den schleimigen Abkochungen, wie Gerstenschleim, setzt man ein Drittel Vichyer Wasser zu. Ist die Katze von kräftigem Körperbau, so verabreicht man ihr nüchtern einen halben Löffel Magnesia, die man in lauem Wasser auflöst. Hiermit ist mehrere Tage hindurch fortzufahren. Hält das Erbrechen lange Zeit an, so kann man auch eine Wenigkeit Chloroformwasser verabfolgen. Im Schlaf ist die Katze warm einzuhüllen.

Der Husten entspringt einer Erkältung der Atmungsorgane. Katzen, die an Husten leiden und sich erkältet haben, sind unlustig und matt, sie zeigen keinen Appetit, röcheln beim Atmen, und eine wässerig-blutige Flüssigkeit fließt ihnen aus den Nasenöffnungen. Zunächst müssen die Tiere warm gehalten werden. Sehr empfehlenswert ist es hierbei, ihnen ein Leibchen aus Flanell anzufertigen, in dem Löcher für die Vorderpfoten ausgespart werden und das man ihr über die Brust zieht. Die Kehle und die Stellen auf dem Rücken, wo sich die Lungenflügel befinden, reibt man mit Jodtinktur ein, nachdem dort die Haare abrasiert worden sind. Auch kann man statt dessen Einreibungen mit Terpentin vornehmen. Innerlich verabreicht man Mohnkopfsirup oder Tolusirup. Hat die Katze Fieber, so kann man ihr auch während einiger Tage etwas Chinin verabfolgen. Außerdem muß sie kräftig ernährt werden. Zu diesem Zweck füttert man sie mit

rohen Eiern, die in gezuckerte, lauwarme Milch verrührt werden, und mit geschabtem, rohem Fleisch, das mit Butter vermengt wird.

Leiden die Katzen an Würmern, so scheinen sie wie

Das Auswischen der verklebten Augen.

von einem Delirium ergriffen zu sein. Plötzlich laufen sie hierhin und dorthin, stoßen sich an den Möbeln und fallen endlich nieder. Die Atmung ist beschleunigt, es zeigt sich Speichelfluß, und die Augen sind verstört. Nach einiger Zeit sind sie scheinbar wieder gesund. Bei den Katzen kommen die runden Spul-

würmer und die platten Bandwürmer vor. Gegen die Spulwürmer gibt man ihnen Santoninpillen. Jungen Katzen, die an Jucken leiden und auf dem Boden entlang rutschen, verabreicht man ein Klistier

Die Behandlung der Ohrenentzündung.

von einer Wermutblätterabkochung, da die Spulwürmer nahe am After sitzen. Auch kann man dem Klistier einige Tropfen Glyzerin hinzufügen. Gegen die Bandwürmer empfiehlt sich Kamalapulver oder Kamalatinktur, wovon zwei Gramm für die Tagesgabe zu nehmen sind.

Vielfach glaubt man, daß der angeſchwollene Bauch ebenfalls auf das Vorhandenſein von Würmern zurückzuführen iſt. Jedoch iſt dies ein Irrtum. Die Anſchwellung rührt von Erkrankungen des Herzens, der Lungen oder der Leber her und kann nur vom Tierarzt mit harntreibenden Mitteln behandelt werden.

Die Entfernung eines Fremdkörpers.

Im Anſchluß hieran ſei noch eine Reihe von kleineren krankhaften Erſcheinungen beſprochen, von denen die Katzen betroffen werden. Nicht allzu ſelten entwickelt ſich bei ihnen eine Ohrenentzündung. Das

Innere des Ohres ist dann rot und feucht. Die Tiere kratzen sich am Ohr, schütteln den Kopf und schreien. Zur Behandlung der Entzündung sind zwei Personen nötig. Die eine hält die Katze in der früher angegebenen Weise. Die andere befestigt ein Wundwattebäuschchen an der Spitze eines Stäbchens, taucht die Watte in eine schwache Lösung von übermangansaurem Kali und wäscht nun die entzündeten Stellen aus. Darauf wird mit Wundwatte abgetrocknet und nun Dermatolpulver eingestäubt.

Eiterige Geschwürbildungen finden sich mitunter am Ohr und Hals vor. Mit einem scharfen und antiseptisch gereinigten Messer wird die Eiterabsackung aufgeschnitten, worauf die Auswaschung mit einer antiseptischen Lösung, wie Karbolwasser, folgt. Sodann wird die Operationsstelle mit Jodoformpulver eingepudert. Kleinere Wunden heilen bei den Katzen meist von selbst. Es ist höchstens nötig, die Wundflächen mit Karbolwasser abzuwischen.

Mitunter bleiben Fremdkörper, wie Knochen, Gräten und Nadeln, im Mund und Schlund stecken. Die Tiere fressen dann nicht und suchen mit den Pfoten den sie belästigenden Fremdkörper zu entfernen. Zu seiner Beseitigung bedarf es mehrerer Personen. Die eine hält die Katze am Nacken und an den Vorderpfoten fest, die andere öffnet ihr das Maul, und die dritte ergreift mit einer Pinzette den festgeklemmten Fremdkörper.

Verschiedentlich wurde bei der Behandlung der Krankheiten die Verabreichung von Arzneien erwähnt. Bei der Störrischkeit und Reizbarkeit der Katze ist dies nicht immer leicht auszuführen, zu-

mal durch die Erkrankung ihre Empfindlichkeit noch gesteigert wird und sie dann von ihren Krallen Gebrauch macht. Bei gutmütigeren Tieren muß deshalb wenigstens eine Hilfsperson mitwirken, die

Die Verabreichung einer Arznei.

mit den Händen den Nacken und Hals der Patientin umfaßt. Die andere Person öffnet ihr dann das Maul und führt nun die Arznei vorsichtig ein.

Reizbare Katzen lassen sich aber diese Vornahme nicht ohne weiteres gefallen. Gegen sie gibt es indessen

ein einfaches Schutzmittel. Man näht einen Sack aus ſtarker Leinwand, um deſſen Öffnung man eine Schnur zieht. In den Sack ſteckt man die Katze, ſo daß nur der Kopf herausſieht. Dann wird die Schnur zuſammengezogen und im Nacken zuſammengebunden. Die Katze iſt jetzt völlig wehrlos und muß den kleinen Eingriff ruhig über ſich ergehen laſſen.

Die ſilberne Braut.

Novellette von Ada v. Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Er ſah ihr nach, wie ſie hinter dem Gitter der elterlichen Villa verſchwand. Sie winkte noch einmal zurück mit ihrer kleinen Hand und lachte ihm zu — das Figürchen in dem duftigen, vielgerafften, weißen Kleid, mit den weit abſtehenden Puffärmeln, ganz nach der Mode in den achtziger Jahren, war allerliebſt. Verblüffend ſchlank in der Taille, geradezu zum Zerbrechen. Die Hüften, wenn auch etwas ausladend, ſo doch noch jugendlich zart.

Dies Bild ſtand ihm lange vor Augen — er war doch recht verliebt in ſeine kleine Braut.

Ja, ja, verlobt war er, ſchon ziemlich lange.

Franz Ferdinand Bernauer hatte den Poſten als Ingenieur in dem Elektrizitätswerk des Herrn v. Stuckmann in Dresden nur zu gern angenommen. Er war froh, ſo bald eine gute Stellung zu finden. Dresden war ſchön, wenn er auch wie jeder echte Wiener nur ungern die Kaiſerſtadt an der Donau verlaſſen hatte.

Die unverheirateten Herren kamen ihm freundlich entgegen. Sie machten ihn auf manches aufmerkſam, warnten ihn auch. Die Mama Stuckmann war nämlich ein bißchen gefährlich. Sie hatte ſieben Töchter und davon ſchon zwei gut untergebracht. Eine einigermaßen annehmbare Partie entging ihr kaum. Papa

Stuckmann war eine Kapazität in ſeinem Fach, aber ſie in ihrem nicht weniger. Dazumal verheiratete man ſeine Töchter noch — heute ſorgt man für paſſende Berufe. Frau v. Stuckmann ſorgte für paſſende Schwiegerſöhne.

„Laſſen S' mich aus!“ rief der junge Bernauer und zwirbelte den kecken Schnurrbart in ſeinem hübſchen Geſicht. „Fehlte mir grad, daß mich eine gleich feſtkriegte — daß ich net lach'!“

Die anderen ſchmunzelten vielſagend.

Er machte in der Familie des Prinzipals Beſuch. Von den Töchtern war nichts zu ſehen. Die Frau Mama, noch ſehr ſtattlich und hochgeſchnürt, empfing ihn wohlwollend, aber nicht überfreundlich — nur als „jungen Mann“ ihres Gemahls, reichte ihm die Hand zum Kuſſe und kokettierte ſelbſt ein bißchen mit ihm.

„Ja, ja, ſo ein feſcher Weaner!“ dem würde es ſchon in Dresden gefallen.

Das ſchmeichelte dem jungen Öſterreicher, der vor den ſteifleinenen Leuten in Norddeutſchland Angſt gehabt hatte.

„Ach, gnädige Frau, Dresden iſt wirklich wunderſchön. Und erſt die Damen! Wenn man die gnädige Frau ſo ſieht — und erwachſene Töchter! Man glaubt's einfach kaum!“

Er legte die Hand aufs Herz.

„Sie Schmeichler!“ ſagte die Prinzipalin lächelnd und warf dem „ſcharmanten Menſchen“ einen feurigen Blick zu. „Na, die Mädel ſind ja auch noch jung — die Lieſel achtzehn und die Annette ſiebzehn! Sind gute Dinger, aber —“ Sie ſchob den unintereſſanten Geſprächsſtoff von ſich, bog ſich vor, legte dem jungen Mann die beringte Hand mütterlich auf den Arm.

„Wie ſind Sie denn hier untergekommen, mein lieber Herr Bernauer? Haben Sie eine nette, preiswerte Wohnung gefunden — bei einer ſauberen Perſon?“

Und der junge Mann berichtete ſeine Erfahrungen mit den „Dresdener Zimmerdamen“.

„Und wie iſt das Frühſtück und die Wäſche?“

Der Beſuch verlief alſo zu allgemeiner Zufriedenheit. Der junge Wiener fand die Frau v. Stuckmann großartig. Von den Mädeln war kaum die Rede geweſen — ſolche Sachen werden eben maßlos übertrieben.

Nach einigen Wochen lud man ihn zu einem Ausflug ein. Elbflorenz liegt ja berühmt ſchön.

Im hellen Sakko, mit buntem Hemd und langem Schlips ſtand er an der Terraſſe — es ſollte im Kremſer nach der Dresdener Heide gehen. Da kam auch ſchon der Wagen mit tribünenartig erhöhten Sitzen. Vorn die Eltern Stuckmann mit ein paar Bekannten. Drüber, in den Wolken thronend, vier junge Mädel — alle ganz gleich in roſa Batiſt mit ſchwarzen Samtſchleifen gekleidet. Ob ſie einzeln ſo ſehr hübſch waren, konnte der junge Mann nicht ſofort feſtſtellen, aber zuſammen da oben wirkten ſie mit den wehenden blonden Ponyhaaren unter großen, ſchwarzen Rembrandthüten einfach überwältigend.

Ein paar jüngere Angeſtellte ſaßen ſchon oben.

Die Mama in Fliederlila mit ſchwarzem Federhut winkte und nickte. „Zu ſchade, Herr Bernauer, daß wir heut nicht miteinander über Wean plauſchen können — ſo ſagt man doch? Aber ich muß bei den Alten bleiben, und Sie müſſen zur Jugend.“ Sie reichte ihm die in langem, däniſchem Handſchuh ſteckende Hand vom Wagen herunter, warf ihm einen ſtrahlenden Blick zu und rief: „Machen Sie nur, daß Sie auf den Olymp hinaufkommen — auf nachher!“ — —

Ganz famos war ſie! Mit kühnem Schwung turnte Franz Ferdinand hinauf in dieſen Himmel voll roſenroter, kichernder Mädel.

„Daß ihr mir den Herrn Bernauer gut behandelt!“ rief die Mama von unten.

Alle waren vergnügt. Die jungen Leute überboten ſich in Witzen, und jeder Bemerkung folgte eine dankbare Lachſalve von reizvoll geſchwungenen, roten Lippen.

In einer romantiſchen Mühle im Tal trank man Kaffee. Vorher lotſte man die Damen vom Wagen, wobei man kleine, ausgeſchnittene Schuhchen und roſa Strümpfe ſah und ein bißchen gequiekſt und aufgeſchrieen wurde.

Erſt waren dem jungen Bernauer die vier Stuckmanns ein Sammelbegriff, dann ſtellten ſich leichte Unterſcheidungsmöglichkeiten ein. Der Prokuriſt Müller ging meiſt mit der Größten, mit Julchen, der Oberingenieur Hartmann mit der runden Lieſel, und „ganz zufällig“ fiel ihm faſt immer die Annette mit der feinen Taille zu. Die Lotte, knapp Backfiſch, zählte noch nicht mit, war nur des Eindrucks wegen mit, in roſa Batiſt und ſchwarzen Schleifen.

Während des Veſpers mußte ſich der junge Öſterreicher neben die Mama ſetzen, und ſie verſorgte ihn ſo herzig, daß ihm beinahe wie daheim war. Indeſſen ging die Annette allein ſpazieren und pflückte träumeriſch Blumen. Bei der Heimfahrt ſangen alle „Verlaſſen bin i“ und „O du himmelblauer See“.

Bald darauf durften Bernauer und Hartmann zum Krocket kommen. Franz Ferdinand freute ſich, daß es nicht dies neumodiſche Tennis war, denn im Krocket war er Meiſter.

Die Mama fragte ihn, ob er noch eine Mutter habe,

und wie denn die ihn nannte — Franz oder Ferdinand. Und wie er ſagte „Nandl“, da wiederholte ſie das ſo leiſe und lieb, daß er ihr gleich die Hand küßte.

Die jungen Mädel waren heute ſauber in weißem Jakonett mit blauen „Tüpferln“, und durch Schickſalsfügung fiel ihm beim Spiel faſt immer die Annette zu. Sie war auch ſo nett und verſtändig — ein famoſer Spielkamerad. Es ſah gut aus, wenn ſie beim Krocketieren den Hammer ſchwang, als ob ſie den feindlichen Ball wenigſtens bis Auſtralien befördern wollte. Ihre Taille war wahrhaftig „phänomenal“ und wirkte durch blaue Gürtelbänder, die ſie von unter den Armen nach vorn tief heruntergezogen und feſtgeſteckt hatte, heute noch länger und feiner. Er mußte immerfort hinſehen.

Er durfte nun öfter kommen. Man nahm dann immer etwas vor. Die Mädel redeten nicht viel — na, das beſorgte die Frau Mama ausgiebig — aber vergnügt waren ſie allemal.

Ein ſchöner Sommer begünſtigte dieſen harmloſen Sport, und nach einem Winterjahr war's geſchehen. Wie — das wußte der gute Bernauer heute noch nicht.

Er war verlobt! Den Kopf wieder aus der ſeidenen Schlinge ziehen, das iſt doch ausgeſchloſſen, wenn der Prinzipal ſegnende Hände aus ſeiner Höhe über das junge Paar gehalten hat. Und die Stellung war gut.

Er war auch verliebt in das hübſche und gute Mädel, aber es wurmte ihn doch, daß er hereingefallen war. Die Kollegen gratulierten freundlich, aber mit infamen Geſichtern. Wenn er bei ſeiner Braut war, in dem gaſtlichen Hauſe, im Kreiſe der fidelen Schwägerinnen, wenn er ſeine Annette küßte, dann dachte er nicht weiter. Aber entfernt von der Braut fiel's ihn an. Zu ungewandt war er geweſen, der richtige Michel!

Man wird doch noch schöntun können mit 'nem jungen Mädel, ohne gleich festzusitzen! Nichts war geschehen, nicht ein kleines Küßchen vorher hatte er riskiert — und doch hatten sie ihn übertölpelt.

Na die kleine Braut konnte nichts dafür — die war schrecklich harmlos und hatte ihn geradezu furchtbar lieb.

Aber die Schwieger! Hm — das war eine entzückende Frau — und furchtbar klug. Der Dumme war eben er gewesen!

An Heiraten dachte niemand. Er, der Franz Ferdinand, hatte kein Vermögen und noch ein paar Bären angebunden, die er vom Gehalt abzahlen mußte. Die Zeit für den Elektrotechniker war aber günstig. Freilich steckte das Vermögen von Stuckmanns in den Werken, 'rausrücken würde der Alte nichts. Bei acht Kindern war auch der Divisor groß.

Die Annette war quietschvergnügt. Sie war verlobt, hatte 'nen schneidigen jungen Mann zum Bräutigam, mehr wollte sie nicht. Sie lachte, schäkerte und war vergnügt. Mit wichtiger Miene zeigte sie ihm ihren Hamsterkasten voll zierlicher Stickereien und Häkeleien, und am Abend häkelten und stickten alle Mädel mit flinken Fingern an Annettes Brautschatz. Hm — ein nicht gehäkelter Brautschatz wäre ihm lieber gewesen. Wenn er fragte, wozu die meterlangen Spitzchen und Einsätze nötig wären, dann lachte die übermütige Bande und rief, das müßte so sein. Dabei zausten sie ihm die wohldressierten Locken und kniffen ihn. Trieben sie's zu arg, jagte die Annette sie fort, fiel ihm um den Hals und küßte ihn tüchtig ab, dann vergaß er für 'ne Zeit die Häkeleien und die Aussichtslosigkeit der Sache.

Seine Pläne hatte er sich freilich durch die Ver-

lobung gründlich verfahren. Er war ein heller Kopf, der's zu was bringen konnte. Dazu aber muß man Platz wechseln, an renommierte Firmen und ins Ausland gehen. Dann konnte man Ansprüche machen. Das war nun vorbei. Wenn er ein Wort von Fortgehen sprach, brach die Annette in Tränen aus, und die Mama sagte vorwurfsvoll: „Aber Franzel, wo ihr so glücklich seid und eure Liebe und Jugend genießen könnt! Wirst doch nicht ohne Grund gehen. Das säh' ja aus, als ob du unsere Annette nicht mehr lieb hätt'st."

So blieb er beim Schwiegervater, mußte einspringen, wenn dem was unbequem war, blieb der „junge Mann". Bei der schönen Frau Mama sollte er den Kavalier spielen. Der Oberingenieur Hartmann, ein fetter Bissen in seiner Stellung und mit Vermögen, war ihr durch die Lappen gegangen.

Der Franz Ferdinand seufzte. Und so ging es nun ein Jahr — zwei — drei und so weiter. Es war immer noch das vergnügliche Leben in dem netten Hause, aber die Brautschaft war nicht mehr vergnüglich, und jetzt kamen ihm schon die Bedenken, wenn er mit der Annette zusammen war. Liesel und Julie verlobten sich, die eine mit einem dicken Aufsichtsrat, die andere mit einem vermöglichen Kaufmann. Die heirateten bald, und schnell kamen Babys. Die beiden jüngsten Schwestern waren auch erwachsen, die Annette kam ins Hintertreffen. Sie war noch hübsch, aber man sagte das „noch" mit Betonung. Nein, Reiz hatte diese Brautschaft nicht mehr.

Ein Geschäftsfreund aus Meißen kam ein paarmal ins Haus, dem gefiel die Annette, er hätte sie gern geheiratet, und der Franz Ferdinand hätte seinen Segen gegeben. Aber die Annette zerfloß in Tränen — sie wollte keinen anderen wie ihren Franzl.

Dieſe Kataſtrophe fachte noch einmal die Leidenſchaft des jungen Mannes an — ja, wenn man ſich ſo geliebt weiß! Ein paar Wochen küßte er wieder öfter und heißer — dann aber ließ auch dies wieder nach. Die verſtellte Zukunft, die Ausſichtsloſigkeit, die Beſchränktheit machten ihn raſend. Manchmal haßte er das gute, liebe Ding geradezu, das ihm immer um den Hals flog, ihm alle Wünſche von den Augen ablas. Ja, wenn ſie auch einmal anders geweſen wäre, launenhaft, abweiſend — das wäre ein Labſal geweſen.

So ſtarb ſeine Liebe hin — langſam und ſicher. Er ſah nicht mehr die blauen Augen, das wehende Blondhaar, die verlockende Biegung der Taille — das war alles noch da, aber es reizte ihn nicht mehr.

Und trotzdem kein Loskommen, keine Hoffnung auf Freiheit! Um einer hübſchen, kleinen Gans willen verdarb er ſich ſein Leben.

Jetzt waren ſie fünf Jahre verlobt. Er drängte auch nicht auf die Hochzeit, aber zu viel Wohltaten hatte er in dem gaſtlichen Hauſe genoſſen, zu ſehr hatte er auch Annettes Zukunft geſchädigt, zurück konnte er als anſtändiger Menſch nicht mehr. Er war oft nervös. Annette ging ihm auf die Nerven. Er konnte es oft kaum ertragen, wenn ſie ſich an ihn ſchmiegte, fand ihre Zärtlichkeit aufdringlich, und die Küſſe, auf die ſie ein Recht zu haben glaubte, waren ihm mühſam.

Dabei hatte er eine Angſt vor dieſem beſchränkten Leben ohne Geld, dieſem Sparen, Knapſen — vor dem Verſinken ins Proletariat!

Die Konjunktur war jetzt nicht günſtig, viel Geld zur Ausſtattung konnte die Annette nicht kriegen. Der Bruder koſtete viel, ein Schwager hatte Pleite gemacht,

aber unabläſſig „hamſterte“ ſie weiter. Wo ein Ausverkauf war, rannte ſie hin, handelte und feilſchte. Er ſollte hernach die billigen Store, Bettdecken, Teppiche bewundern. Ja, ja, ſpottbillig mochten ſie ſein, aber nach ſeinem Geſchmack war alles Ramſchware, unmodern, zurückgeſtellt. Ja, ja, dies Wort würde das Milieu ſeines Lebens ſein.

Annettchen ſelber gab nicht mehr viel auf ihr Äußeres, ſie hatte ihn ja. Sie trug immer noch die „Simpelfranſe“ bis in die Augen, die ihm dazumal ſo gefallen. Jetzt aber war die Mode anders, er ſah Damen mit aus der Stirn geſtrichenem, vollem, unduliertem Haar. Das gefiel ihm. Die Ponyfriſur wirkte unfein, die ganze Erſcheinung, die übertrieben dünne Taille, auf die ſie ſo ſtolz war, machte einen rückſtändigen Eindruck. Wenn er eine Andeutung machte, begriff ſie ihn gar nicht. Ja — ſein Leben war verpfuſcht, ſeine Lebenshaltung würde kläglich ſein mit dieſem kleinlichen Mädchen, deſſen ganzes Sinnen aufs Sparen gerichtet war, die ſich tagelang freute, wenn ſie dem Kaufmann für wertloſen Kitſch ein paar Mark abgehandelt hatte. Dies Mädchen ſparte und ſorgte für ihn und ſeine Zukunft, aber ihm graute davor.

Er konnte ſchließlich nicht mehr. Er vertraute ſich dem Schwiegervater an. Der hatte Verſtändnis für ſeinen Zuſtand, weil auch ihm die endloſe Verlobung längſt ein Greuel war. Es wäre ihm aber augenblicklich unbequem geweſen, wenn der Franz Ferdinand durchaus hätte heiraten wollen, er ſtand geſchäftlich etwas klamm, wollte es aber nicht Wort haben, da war's am Ende gut, wenn man den Eingeweihten zunächſt abſchob. So machte er ein würdiges Geſicht, zögerte eine Weile und meinte dann: „Ja, lieber Sohn, es tut mir leid, Sie ſind mir wert, aber wenn

Sie meinen, mit unserem Nettchen nicht glücklich zu werden, dann ist es am besten, Sie gehen so schnell wie möglich fort."

Der Franz Ferdinand atmete auf. Mit Männern läßt sich doch was besprechen, sie sind großzügiger wie die engherzigen Frauenzimmer. Er schüttelte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen für die vornehme Auffassung der Sachlage. Die Verwandtschaft mit Ihnen hat mich immer mit Stolz erfüllt, das Scheiden wird mir schwer —"

„Ja, aber wenn man das Zeug hat, mehr zu erreichen, muß man sich nicht fesseln. Ich war immer gegen die Geschichte, aber Sie wissen ja, wie die Frauen sind, da soll immer gleich geheiratet werden, ob Unterlagen da sind oder nicht."

So lobten sich die Männer gefällig auseinander, ohne an die arme Annette zu denken. Herr v. Stuckmann empfahl den Exschwiegersohn in eine Stellung in Bosnien. Das machten sie ein wenig hinterlistig. Bernauer fuhr fort und schrieb erst aus Serajewo einen langen, langen Brief.

Mündlich wäre es für die Annette zu aufregend gewesen, man mußte sie möglichst schonen. Heimlich hatte der Franz Ferdinand nämlich die Idee, daß sie es am Ende kaum überleben würde.

Aber sie überlebte es.

Mit einem unaussprechlichen Gefühl der Erleichterung warf sich der Befreite der Arbeit in die Arme — nicht etwa dem Leben, wie man in dem Falle häufig tut, da er doch all die Jahre unter einer gewissen Beschränkung gelitten hatte. Nein — er wollte vorwärts — heraufkommen, nicht um eines vorübergehenden Lebensgenusses willen war er über die Annette hinweggeschritten. Er wollte Vermögen erwerben.

Es glückte ihm. Seit er frei war, ſtand ſein Horoſkop auf Gelingen.

Das Leben jenſeits der Drau war nicht immer leicht — es hieß Kampf und Entbehrung. Aber Leben war es! Ein Stück Geſundheit gab er dran in den ſumpfigen Wäldern und öden Hochtälern, die er als Pionier der Kultur mit dem elektriſchen Funken allem anderen voran durchquerte.

Dann ging er nach Kanada. Von dort brachte er nach einer Reihe von Jahren ein hübſches Stück Geld mit. Nun beteiligte er ſich bei einer großen ſüddeutſchen Geſellſchaft, die beſonders nach den Balkanſtaaten lieferte. Seine damals erworbene Platzkenntnis machte ihn wertvoll. Er wurde Direktor mit hohem Gehalt. Seine Dienſtwohnung war ein Palaſt aus Aladins Wunderlampe, mit allen Schikanen von Kunſt und Technik. Man drückte auf einen Knopf — violettes Licht flammte im Dienerzimmer auf, und lautlos erſchien oben in den Wohnräumen der „Diener der Lampe“ mit tiefer Verbeugung vor ſeinem Herrn. Nichts fehlte — nur eine Frau, die „reizende Sorgenbrecherin“.

Geheiratet hatte er nicht, hatte in den zwanzig Arbeitsjahren keine Zeit dazu gehabt. Wie ein Schrecken ſtand auch jedwede Feſſel vor ihm. Macht und Geld erringen war ſein Ziel, und immer hätte ihn eine Frau dabei behindert. Man hatte es ihm in der Alten und Neuen Welt ein paarmal recht nahe gelegt, aber im entſcheidenden Augenblick ſtand das Geſichtel der Annette vor ihm und nicht ſo, wie er ſie geſehen hatte: lächelnd, blond, mit roſigen Wangen und den netten, runden Formen — nein, blaß, mager und verhärmt — ſo wie ſie nun wohl ausſehen würde.

Sie war ja nun auch nicht mehr jung. Vor faſt

fünfundzwanzig Jahren hatten sie sich verlobt. Da war sie siebzehn gewesen, jetzt war sie über vierzig — ein altes Mädchen — irgendwo in Stellung.

Ja, da war sie eigentlich schon uralt, die arme Annette! Er kam sich mit seinen fünfzig Jahren noch durchaus nicht zum alten Eisen gehörig vor.

Und mit dem naiven Egoismus des Mannes tat er sie nun eigentlich erst in seinen Gedanken gänzlich ab. Bisher war sie ihm immer die mit einem romantischen Schimmer umkleidete verlassene Braut gewesen, an die er mit einem Stich im Herzen dachte, aber so ein älteres Mädchen in Stellung — nee, lieber nicht!

Mitten in dem großen Betriebe unweit München lebte er recht einsam. Er hatte viel zu tun, und die vielen unter ihm arbeitenden Ingenieure waren alle bedeutend jünger als er, und schon der Stellung wegen konnte kein Verkehr zustande kommen. Er saß abends allein in seinem wundervollen Hause, eine ältere Person, ohne Heiratsansprüche, führte ihm tadellos die Wirtschaft, ihm blieb kaum noch etwas zu wünschen übrig. Geld hatte er nun mehr, als er brauchte. Er legte es an in sicheren Staatspapieren. Aber das Geld auf die hohe Kante zu legen, war eigentlich gänzlich unnötig — er hatte nur lachende Erben.

Und das Gold ist ein scharfer Herr, wer sich dem Mammon ergibt, den hat er am Kragen. Es war ihm schließlich eine Unterhaltung, sich die Wertpapiere anzusehen, das Gold zu befühlen. Manchmal, wenn er die langen Abende in seinem vornehm ausgestatteten Herrenzimmer saß, versteckte er sich Goldstücke und freute sich dann, wenn er sie alle wiederfand. Ja, er wurde ein richtiger alter Sonderling. Um des Geldes willen hatte er einst seine hübsche, junge Braut sitzen lassen, nun ließen ihn die Geister, die er

gerufen, nicht mehr los. Er wußte es ſelber, daß er anfing, geizig und ſonderbar zu werden, aber was tun?

Noch war er ein gut ausſehender Mann. Schlank, ſehnig, braun, das Haar nur leicht angegraut mit dem intereſſanten Reif des Erlebthabens. Oh, er hätte nur die Hand auszuſtrecken brauchen!

Zum erſten Male in ſeinem raſtloſen Arbeitsleben nahm er längeren Urlaub. Er wollte reiſen, aber anders wie einſt, wo er von einer Stellung in die andere dritter Klaſſe gefahren war. Jetzt reiſte er als großer Herr erſter Klaſſe im Luxuszug.

Er hatte ſich zu der Reiſe eine bedeutende Summe ausgeſetzt, nachher konnte er ja wieder ſparen und Goldſtücke aufeinander legen. Er wohnte in Hotelpaläſten, und die großen Rechnungen, die er bezahlen mußte, reuten ihn nicht.

In der Schweiz ging ihm gewiſſermaßen zum erſten Male der Sinn für Natur auf. In Bosnien, Rumänien, ſpäter in Amerika hatte er Berge immer nur als Schwierigkeiten für das Anlegen von Leitungen empfunden — jetzt ſah er, daß ſie großartig waren in ihrer Pracht, in ihrer eiſigen Starrheit. Es gab doch noch Genüſſe im Leben außer Arbeit und Geld! Als das Wetter rauher wurde, ging er an die italieniſchen Seen. Dahin ſtrömte jetzt die üppige Vergnügungswelt. Er ſchloß ſich nicht leicht an. Für den Alleinreiſenden iſt das Kennenlernen durch die neue Sitte des Speiſens an kleinen Tiſchen erſchwert, und er kam ſich oft im größten Menſchenſchwarm einſam genug vor. Er hatte auf einmal Luſt auf Florenz — vielleicht lockte ihn der Vergleich mit dem „Elbflorenz“ aus ſeiner Jugend fröhlichen Tagen — wer weiß!

Der Oktober brachte farbenfreudige Herbſttage für die reizende Arnoſtadt. In einer guten Penſion

fand er angenehme Unterhaltung bei Tiſch — meiſt ältere Leute, die ſtill in der Loggietta auf dem Dache des Hauſes ſaßen und nach Fieſole hinüberſahen. So ging er allein ſpazieren. So allein, wie er es wohl immer in ſeinem Leben ſein würde, denn zu einem Anſchluß an neue Menſchen kam es nun doch nicht mehr. In ſeiner ruheloſen Erwerbszeit hatte er immer gedacht: wenn ich oben bin, wenn ich es erreicht habe — jetzt wußte er: für ein genußfreudiges Leben war er verdorben — da war es zu ſpät!

Glühendrot ſank die Sonne über dem goldſchimmernden Arno und den blauſchwarzen Hügeln der Apenninen. Zwei ſchlanke, ragende Zypreſſen hoch oben in der Totenſtadt San Miniato begrenzten ihm ein bezauberndes Bild — Fieſole auf der feurigen Lohe dieſes ſüdlichen Abendhimmels.

Hier ſtand er oft und lange, dies war angenehme Gegenwart.

Eine ſchlanke Dame im dunklen Jackenkleid ging langſam von der Viale dei Colli hinüber nach dem Piazzale Michelangelo. Sie ſchritt vor ihm wie eine Silhouette über den leuchtenden Hintergrund des Sonnenunterganges. Er verfolgte die entſchwindende Geſtalt, bis die Stufen der Terraſſe zum Lungarno ſie verſchluckt hatten.

Er ſah ſie dann noch öfter von weitem. Vermutlich wohnte ſie auf einer der Vialen in einer Villa. Da waren viele kleine Häuschen am Bergeshang von Roſen völlig überblüht.

Ein andermal ſah er ſie in den Boboligärten, hoch oben in den Anlagen. Sie ſchien die Einſamkeit zu lieben. Er war erſtaunt, aber dieſe fremde Erſcheinung intereſſierte ihn. Er ſah ſie nie in der Nähe, wußte nicht, ob ſie hübſch oder jung war. Daß ſie

vornehm aussah, aus der großen Welt stammte, erkannte er, wenn sie ab und zu mit anmutigen Schritten durch seinen Gesichtskreis ging. Sie war wohl Amerikanerin — gerade in dieser Kreuzung hat die Frau etwas Weltbürgerliches.

Ah, dort also wohnte sie, in der von Oliven und Magnoliengebüsch fast versteckten weißen Villa an der Viale Garibaldi! Er war ihr unbemerkt gefolgt und sah sie den Rosenbogengang hinunterschreiten, von einem kläffenden Terrier mit wahnsinnigem Entzücken begrüßt. Eine alte Frau nahm ihr Schirm und Paketchen ab.

Dann sah er sie eine Weile nicht und verspürte ein förmliches Unbehagen. Es konnte ihm ja völlig gleichgültig sein, ob diese fremde Frau nach Paris oder London abgereist war. Aber Florenz erschien ihm auf einmal leer, farblos, uninteressant.

Da ging sie eines Morgens über die Piazza Signoria. Wie eine jähe Freudenwelle flutete es über sein Herz. Er folgte ihr. Aber auf dem belebten Ponte Vecchio verlor er sie wieder aus den Augen.

Er erkundigte sich in der Pension vorsichtig, Gleichgültigkeit heuchelnd nach der Bewohnerin der weißen Villa.

„Ach," wurde ihm erwidert, „das ist keine Amerikanerin — das ist eine Deutsche. Die Villa gehört ihr, sie wohnt den ganzen Winter hier."

Jemand setzte hinzu: „Sie hat das Haus vor einigen Jahren geerbt."

Den Namen wußte aber niemand.

Sonderbar, wie ihn die eigenartige Frau anzog. Er saß abends auf San Miniato auf irgend einem marmornen Grabstein. Er trank Tee auf dem Piazzale. Oft glaubte er sie zu sehen — dann war's eine ganz

andere Perſon, nicht dieſe höchſt reizvolle, überſchlanke, nach dem neueſten Typ, aber nie auffallend gekleidete Dame. Über einem weichen Filzhut trug ſie meiſt einen zartfarbigen Schutzſchleier.

Den für Mailand und Venedig gedachten Aufenthalt ließ er ſchießen — er hatte in dem gefährlich müßigen Florentiner Leben ſein Häkchen gefunden, daran ſaß er feſt. Er lächelte ſelbſt über den Eifer, mit dem er jeden neuen Tag auf die Suche ging, über die abenteuerlichen Schickſale, mit denen er ſeine „fremde Frau“ umgab.

Denn eine Frau war ſie, eine, die ſich nach Kataſtrophen in dieſen Roſenhag gerettet hatte. Hier lebte ſie der großen Natur und der Kunſt. Selbſtverſtändlich empfand ſie außerordentlich fein. Es würde für ihn, der nie Zeit gehabt hatte, ſich mit den Ornamenten des Lebens zu befaſſen, gewiß von großem Vorteil ſein, mit dieſer Frau durch Kirchen und Muſeen zu pilgern.

Da ſah er ſie beim Hochamt im Dom. Hunderte gleichgültiger Leute drängten ſich dazwiſchen, dicht ſchwebte und wolkte der Weihrauch über dem buntdämmernden Raum.

Auf den breiten Marmorſtufen beim Verlaſſen des Domes ſah er ſie noch, dann plötzlich nicht mehr. Sie würde wohl hinter dem Dom in eine Elektriſche geſtiegen ſein.

Zu ſeinen Füßen blinkte etwas. Er bückte ſich — es war ein goldener Armreif. Unumſtößlich ſtand in ihm feſt, daß die fremde Frau ihn verloren habe. Der Wunſch war wohl der Vater des Gedankens.

Er nahm ihn auf. Tatſächlich war es deutſches Fabrikat, es war zu gediegen einfach. Italieniſcher Schmuck iſt — geſchmückter.

Jedenfalls würde er nach der Villa fahren und die deutsche Signora fragen lassen, ob sie dies Armband verloren habe. Es dem Fundbureau zu übergeben, war dann immer noch Zeit.

Dem Direktor Bernauer zitterten wirklich die Knie, als er den Rosengang hinab zur weißen Villa schritt.

Die alte Frau öffnete ihm. Gewiß, das war der Signorina ihr Armband. Sie kannte es genau. Die Signorina war eben erst zurückgekommen — gut, daß sie den Schmuck noch nicht vermißt hatte. Der Herr möge eintreten, bat sie höflich.

Er stand in einem Gartensaal, dessen weit offene Tür über eine Terrasse hinweg die reizende Aussicht auf Fiesole bot, die er so gern hatte. Rosen umzogen den Türausschnitt, und die satten, gelben Blüten hingen schwer in dies Bild hinein.

Der Perlvorhang zum Nebenzimmer glitzerte und klang.

Er wendete sich. Vor ihm stand die fremde Frau in ihrem dunklen Seidenkleid — schlank, schimmerndes Blondhaar in einer aufstrebenden Welle um die Stirn.

Seine Augen öffneten sich weit. „Annette!“ rief er fassungslos.

Sie lächelte. „Ja, Herr Bernauer — ich bin es! Sie haben mich wohl nicht erkannt — ich sah Sie schon oft und erkannte Sie gleich.“

Er brachte noch kein Wort hervor. Das war also Annette v. Stuckmann aus Dresden, seine einstige, verlassene Braut, das arme, ältere Mädchen!

„Wie freundlich, mir das Armband selbst zu bringen!“ Sie sprach, um ihm Zeit zu geben. „Es ist ein kostbares Andenken, und ich wäre entsetzlich erschrocken, wenn ich den Verlust bemerkt hätte. Seien Sie bestens bedankt.“

„Annette!“ ſagte er nur wieder. Er hatte ſeine Sicherheit verloren. Er ſtand da wie ein Schulknabe, verlegen, verſtört. Wie ſchön ſah ſie aus! Schmaler und blaſſer im Geſicht, aber bedeutender — und mit einem ſo ſympathiſchen Ausdruck in den Zügen und den jetzt größer erſcheinenden Augen, daß er meinte, die Jahre hätten nur ihren Reiz erhöht.

Annette v. Stuckmann hatte bisher nicht gerade mit freundlichen Gefühlen an ihren Exbräutigam gedacht. Sie wäre einer freiwilligen Begegnung gern ausgewichen. Eine dennoch vom Schickſal herbeigeführte hatte ſie ſich einſt anders — ſtürmiſcher ausgemalt.

Dieſem verſtörten Manne gegenüber vergaß ſie, was ſie ihm alles hatte ſagen wollen. Ach, dieſes „Ausſprechen“ hatte ja keinen Zweck!

„Möchten wir uns nicht ſetzen? — Oder lieber in der Pergola?“

Sie ging ihm voran durch den Roſenbogen. Sie ſetzten ſich auf die von matter Oktoberſonne ſanft durchwärmte Terraſſe. Wenn er an Annette gedacht hatte, nannte er ſie ſtets „du“. Jetzt fiel es ihm ſchwer, die fremde Bezeichnung „gnädiges Fräulein“, die einzige ihrer Situation angepaßte, über die Lippen zu bringen.

„Hier leben Sie, Annette — hier? Nie wäre ich darauf gekommen, daß Sie das wären. Aber der geheimnisvolle Zug, der mich zu der Fremden trieb, muß doch des Schickſals Stimme geweſen ſein.“

„Ach bewahre, Herr Bernauer!“ rief ſie lachend. „Das klingt ja ganz nett und faſt ſentimental, macht aber auf uns Frauen von heute keinen Eindruck mehr. Ganz einfach die einzelne Dame in der hübſchen Villa iſt Ihnen aufgefallen — das paſſiert nicht nur Ihnen.“

Sie saßen in bequemen Rohrsesseln, und mit anmutiger Bewegung schob sie ihm ein Fußkißchen zu, denn der Boden war herbstlich feucht.

Es war ihm sehr fatal, daß auch andere Männer den Schritten dieser Frau nachlauern mochten. „So leben Sie wohl etwas einsam in diesem verzauberten Haus?“ Er sah sich fast mißbilligend in diesem buntblühenden Garten des Paradieses um.

„Einsam? Gar nicht. Meine Schwestern, bis auf die jüngste, sind alle verheiratet. Jemand ist immer bei mir, oft eine ganze Familie. Das muß förmlich eingeteilt werden, denn mein Häusel hat keine Gummiwände. Und alle sind gern hier. Denken Sie sich alle die Nichten und Neffen, die die Florentiner Tante umschmeicheln. Meine jüngste Schwester ist Schuldirektorin — sie ist alle Ferien hier. Ich gehe nur auf kurze Zeit, wenn's zu heiß ist, in die Schweiz. Es ist auch im Sommer entzückend in Florenz.“

„Das glaube ich, aber wie kommen Sie hierher? Man sagte mir, das Haus gehöre Ihnen?“

„Jawohl — erb- und eigentümlich, Herr Direktor!“

„Aber wie?“

„Nun damals — damals, als Sie — weggegangen waren, da entschlossen meine jüngste Schwester und ich uns, etwas zu ergreifen. Mutter hatte gerade wieder unsere vorjüngste Schwester verlobt — davon hatten nun wir übergenug. Wir gingen nach Berlin, sie wieder in die Schule, um ihr Examen zu machen. Ich lernte Putzmachen, trat in ein Geschäft bei einem älteren Ehepaare ein. Leider starb die Frau bald, und ich mußte als Direktrice das gut rentierende Geschäft weiterführen. Dann wollte der Mann mich natürlich heiraten, aber ich erzählte ihm meine Geschichte, und da begriff er, daß mir die Lust zu derartigen

Unternehmungen vergangen war. Später haben wir die Firma vorteilhaft verkauft, denn er war kränklich. Wir ſind viel gereiſt. Aus Florenz kam er nicht mehr fort. Vor ein paar Jahren habe ich ihn hier begraben und dies Haus, in dem ich ihn gepflegt, von ihm geerbt. Das iſt eine recht einfache Geſchichte, aber ereignislos waren dieſe Jahre nicht. Übrigens habe ich Ihren Lebensgang — ſo von weitem — mit Intereſſe verfolgt.“

„Sie ſind ſehr gütig,“ murmelte er. Es war zu ſonderbar, in dieſem herbſtfröhlichen Garten dieſer ſchönen Frau gegenüberzuſitzen, und dieſe Frau war Annette! Das war ein Umſturz aller inneren Vorſtellungen. Nie hatte er anders gedacht als „die arme Annette“; na, das konnte er ſich künftig ſparen — zuſammen mit dem Druck, der in ſchlafloſen Nächten ſein Herz doch manchmal belaſtet hatte.

Aber nun mußte er gehen. Sie markierte deutlich eine Pauſe.

Er ſtand auf. „Mein Urlaub iſt bald zu Ende. Könnte ich nicht noch einmal den Vorzug haben, Annette? Wenn wir vielleicht einmal etwas zuſammen unternähmen?“

Sie zögerte. Dann ſagte ſie: „Ach, machen Sie mir doch die Freude, bei mir zu eſſen. Meine Schweſter Lieſel kommt mit zwei Töchtern in ein paar Tagen. Vielleicht intereſſiert es Sie. Die Mädel ſind auffallend hübſch und klug.“

Er wehrte ab. „Wenn ich kommen darf, lieber dann, wenn Sie allein ſind, Annette.“

„Wie Sie wollen, Herr Bernauer. Dann übermorgen um ſechs Uhr.“ —

Er ging wie ein Träumender die Via Roma hinab nach ſeiner Penſion. Er mußte ſich immer wieder

ſagen: Das iſt wirklich wahr, das iſt dieſelbe Annette. — Nun, überlebt hatte ſie die Trennung ſogar ſehr gut. Er lachte ſich ſelber aus über ſeine Einbildung von damals.

Die beiden nächſten Tage war er in beſtändiger Erregung. Er dachte immer, gewiß würde etwas dazwiſchenkommen, er würde ein Bein brechen, Annette würde ihm abſagen. Es war geradezu lächerlich, wie er ſich benahm.

Er dachte ſich eine lange Rede aus, die er ihr zu ſeiner Rechtfertigung halten würde, daß er hauptſächlich ihretwegen die Verlobung aufgelöſt hätte, um ſie nicht und ſo weiter. — Aber wahrſcheinlich würde ſie ihn über dieſen Punkt gar nicht zu Worte kommen laſſen, ſie hatte jetzt ſo etwas hölliſch Beſtimmtes. —

In der etwas ſchlafloſen Nacht fiel ihm ein, er könnte Annette ja doch noch heiraten. Wenn er überhaupt noch ans Heiraten gedacht hatte, ſtellte er ſich ſelbſtverſtändlich nur eine junge Braut vor, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, vernünftig, geſund, hübſch. Aber niemals eine Vierzigerin. Aber Annette gefiel ihm wieder ſo ſehr gut. Und ſein Gewiſſen wäre dann vollkommen beruhigt.

Der Tag war ſommerwarm. Unter dem blühenden Roſenbogen empfing ihn Annette in einem weißen Kleid mit einem Strauß bunter Blumen in dem breiten, faltigen Gürtel. Sie ſah merkwürdig jung aus und hatte ſo angenehm leichte Bewegungen.

„Wo iſt nur Ihre feine Taille geblieben, Annette?“ fragte er.

„Oh, die iſt noch da. Aber die Mode betont ſie augenblicklich nicht. — Erinnern Sie ſich wirklich noch meiner Taille?“

„Und ob!“

Sie lachte.

„Und Ihre bis tief in die Stirn verſchnittenen Haare?“

„Oh, die kommen ſchon wieder. Die werde ich mir bald wieder verſchneiden müſſen.“

„Bitte — bitte, nein! Es iſt viel hübſcher ſo.“

Unter der Roſenpergola war ein Tiſch mit altem Porzellan und Glas zierlich gedeckt. Die alte Italienerin kochte, und ein junges deutſches Mädchen wartete auf. Es gab ein wundervolles Menü: geeiſte Melonen, kleine, gefüllte Kürbiſſe, Tomatenreis, junge Hühner, Salate — lauter italieniſche Sachen, aber mit deutſcher Sauberkeit bereitet. Zu allem nahm man köſtlichen, geriebenen Parmeſankäſe und trank Aſti ſpumante. Es war ein Idyll von einem Mahl.

Dann bereitete ſie auf einer Wiener Maſchine einen tadelloſen Mokka. „Ja, ja, die Wiener Maſchinen ſind die beſten,“ erwähnte ſie.

„Auch die Männer?“ fragte er.

„Könnte ich nicht unterſchreiben.“ Lachend reichte ſie ihm eine Zigarrentaſche mit dicken Importen und ſteckte ſich ſelbſt eine kleine Zigarette zwiſchen die Zähne.

„Alles iſt vollkommen in dieſem Haus,“ ſagte er und bediente ſich, „bis auf dieſe bezaubernde Blütenpracht.“

„Herbſt!“ ſagte ſie. „Es ſind alles Herbſtblumen — alles hier iſt herbſtlich!“

„So iſt der Herbſt die ſchönſte Jahreszeit.“ Er hatte alles vergeſſen. Er redete feurigen Unſinn.

Sie wollte ihn zurückhalten. Umſonſt. Mit einem Kopfſprung ſtürzte er ſich mitten in einen regelrechten Heiratsantrag.

Zwiſchen einem Schluck ſchwarzen Kaffee und einem Zuge aus der Zigarette ſagte ſie: „Nein!“

„Aber Annette — warum?“ fragte er bestürzt. Männer denken eben immer, ein richtiger Antrag von ihnen sei unwiderstehlich. „Warum?“ fragte er noch einmal dringend. „Annette, wenn Sie wüßten —“

„Ich weiß ja alles, Herr Bernauer. Wir wissen alles voneinander. Wenn das nicht wäre, würden Sie mich — als Partie betrachtet — vielleicht reizen, aber so?“ Sie lächelte spottlustig. „Es könnte Ihnen doch wieder leid werden!“

„Niemals, Annette!“ Er drückte die Hand aufs Herz. „Heute weiß ich ganz genau, daß noch einmal das Glück neben mir steht. Und ich will es halten. Ach, Annette — vergiß doch endlich nach so langer Zeit und verzeih —“

„Das ist ausgeschlossen.“ Sie stand auf. „Sie wissen nicht, wie ich Sie gehaßt habe, wie ich gelitten habe. Wenn es wenigstens nicht auf diese Weise geschehen wäre — so hinterrücks und heimlich!“

Er sah schuldbewußt aus. „Ach, Annette, wir hatten so entsetzliche Angst davor.“

„Und an mich dachtet ihr gar nicht! Mich kostete es auch noch das Vertrauen auf meinen Vater.“

Sie wendete sich von ihm ab und blickte hinaus in die Landschaft.

Auch er stand auf. „Das kann ich mir denken, Annette — ich bin doch kein Unmensch — auch ich habe gelitten.“

Sie machte eine kleine, wegwerfende Bewegung mit der Hand.

„Doch! — Sie dürfen auch nicht nur an sich dabei denken. Wir Männer haben auch im Leben durchzumachen, es wird uns nicht immer leicht gemacht. — Und was das Schlimmste ist, man wird in diesem Kampf

ums Daſein hart, ſtumpfſinnig, mißmutig. Man hat nichts mehr vom Leben — und man hängt dann eben ganz von einer vornehm denkenden Frau ab. Nur eine ſolche kann noch etwas aus einem machen, kann einen wieder zur Lebensfreude zurückgewinnen.“

Annette hatte ſich ihm halb zugewendet. Ohne ihn zu unterbrechen, hörte ſie ihm zu.

„In die Höhe zu kommen, Geld zu erwerben, war nach den ausſichtsloſen Jahren in Dresden mein einziger Wunſch. Er ging in Erfüllung, alles gelang mir, wie zu König Midas kam der Mammon zu mir. Aber glücklich machte er mich nicht. Das Geld hat eine ſchreckliche Macht — man gibt alles darum, aber wenn man es hat, iſt es kalt und langweilig. Ich habe damit geſpielt wie ein Harpagus.“

Er erzählte ihr von ſeinen einſamen Abenden daheim.

„Das iſt ja ſchrecklich!“ ſagte ſie betroffen. „Gewiß müſſen Sie da heiraten. Vielleicht, wenn meine Schweſter mit den Mädeln kommt, gefällt Ihnen eine!“

„Annette!“ rief er empört. „Heiraten hätte ich längſt können. Aber dazumal waren Sie es doch, die ich mochte und wollte, und heute iſt es dasſelbe. Sie — immer Sie, Annette!“ Er trat näher an ſie heran. „Wenn nicht Sie — dann keine! Wir haben heute den 16. Oktober. Wiſſen Sie noch, daß wir uns heute vor fünfundzwanzig Jahren auf der Terraſſe in Dresden verlobten?“

„So etwas vergißt man nicht. Daß Sie das Datum wiſſen, muß ich mir ſchon hoch anrechnen.“ Sie wollte die ſentimentale Stimmung mit einem Scherz überwinden. „So wäre heute unſer ſilberner Verlobungstag!“

Aber ganz ſcherzhaft war ihr doch nicht zu Sinn.

Der arme, reiche Mann, der mit seinen Goldstücken Verstecken spielte, tat ihr leid, und der alte Wunsch der Frau, hilfreich und barmherzig zu sein, regte sich in ihr. Hier war einer, dem sie etwas sein konnte — und schließlich lebte sie doch in diesem Paradiese, wenn auch nicht einsam und nutzlos — aber — hm!

Er spürte schon, daß mit dem süßen Duft der späten Zentifolien eine günstigere Stimmung von ihr zu ihm wehte. „Annette!“ bat er noch einmal.

Sie wendete sich ihm zu. „Merkwürdigerweise — seit ich mit Ihnen zusammen bin, ist mein alter und wohlgenährter Groll ganz verraucht. Er ist fort und läßt sich nicht mehr anblasen. Die Vergangenheit liegt mir auf einmal so fern — so, als ob ich das alles gar nicht erlebt, sondern nur irgendwo gelesen hätte. — Eigentlich bist du mir ein ganz lieber Bekannter — und ich wäre —“

„Ach, Annette,“ fiel er schnell ein, „verloben wir uns doch einfach wieder und —“

„Nein — niemals wieder! Eher heirate ich dich gleich, lieber Franz Ferdinand, nach fünfundzwanzig Jahren gleich auf der Stelle. Silberne Braut will ich nicht länger sein als höchstens drei Tage!“

Da lagen sie sich wieder in den Armen, und die Küsse waren wieder heiß wie vor fünfundzwanzig Jahren.

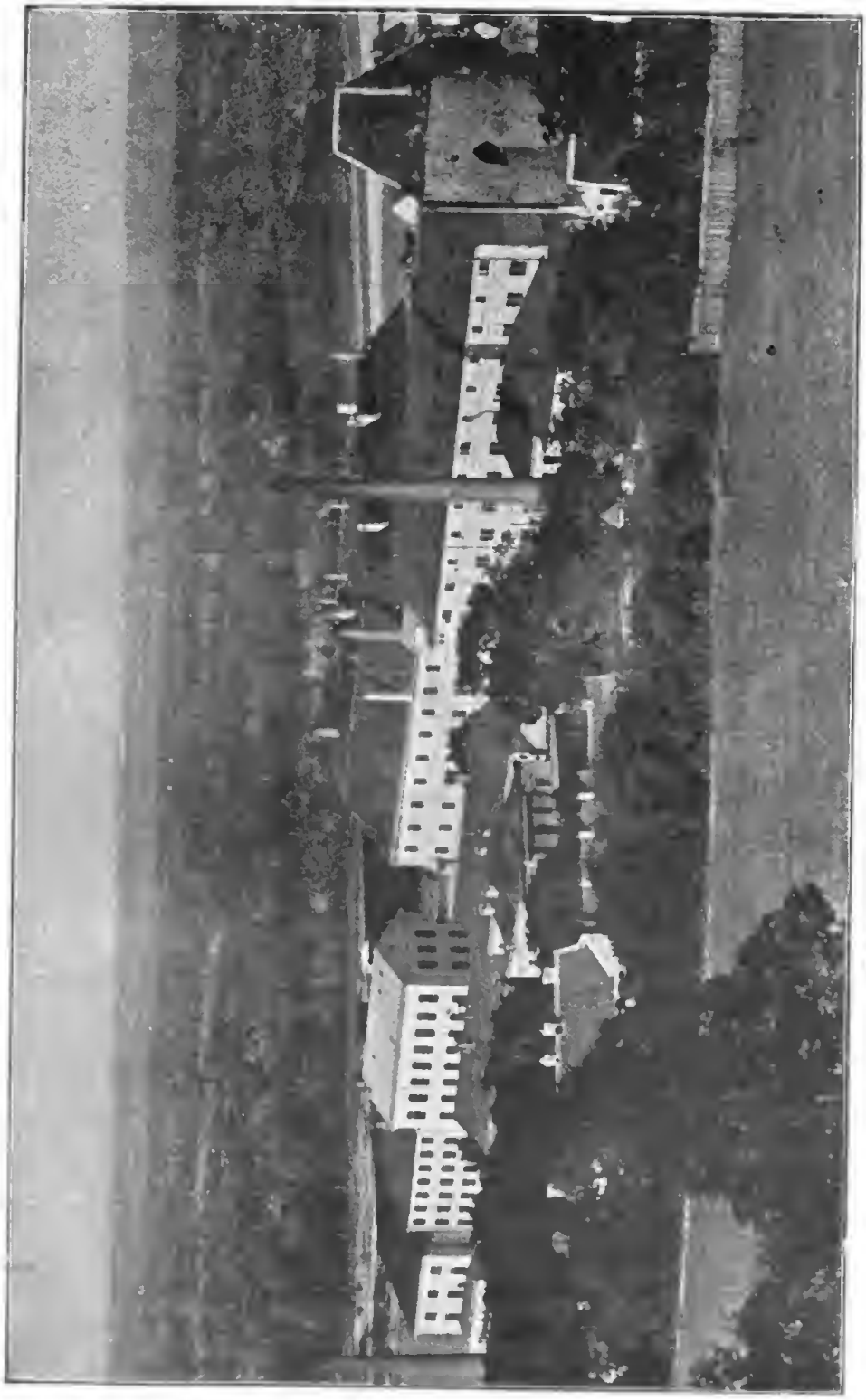
Die österreichische Tabakregie.

Von Artur Achleitner.

Mit 14 Bildern. (Nachdruck verboten.)

So ziemlich jeder Reichsdeutsche, der österreichischen Boden betritt, schmunzelt, wenn er an einem Tabak- und Zigarrenladen die Aufschrift „k. k. Tabaktrafik“ sieht. Ist der Reichsdeutsche der italienischen Sprache mächtig, so weiß er sofort, daß trafficare so viel wie handeln, Handel treiben heißt. Also bedeutet Tabaktrafik genau genommen eine Stätte für den Tabakhandel, Tabakverkauf oder im österreichischen Deutsch „Tabakverschleiß“. Damit werden die Kenntnisse bezüglich der Tabak- und Zigarrenerzeugung, die in Österreich Staatsmonopol ist, wohl meist so ziemlich erschöpft sein.

Auch für den Österreicher ist die k. k. Tabakregie, die staatliche Erzeugung von Tabak, Zigarren und Zigaretten, ein mehr oder minder geheimnisvolles Institut, von dem zuweilen die erstaunlichsten Dinge erzählt und mit bewundernswerter Zähigkeit geglaubt werden, obwohl es just bei der staatlichen Tabakregie, die Kaiser Leopold I. im Jahre 1701 eingeführt hat, gar keine Geheimnisse gibt. Zu dem gedachten Nimbus mag allerdings der Umstand viel beitragen, daß der Besuch der staatlichen Tabakfabriken an gewisse Formalitäten gebunden ist, und daß der Besucher, wenn er kein



Die k. k. Tabakfabrik in Hainburg a. D.

Fachmann ist, die besichtigte Fabrik nicht viel klüger verlassen wird, als er sie betreten hat.

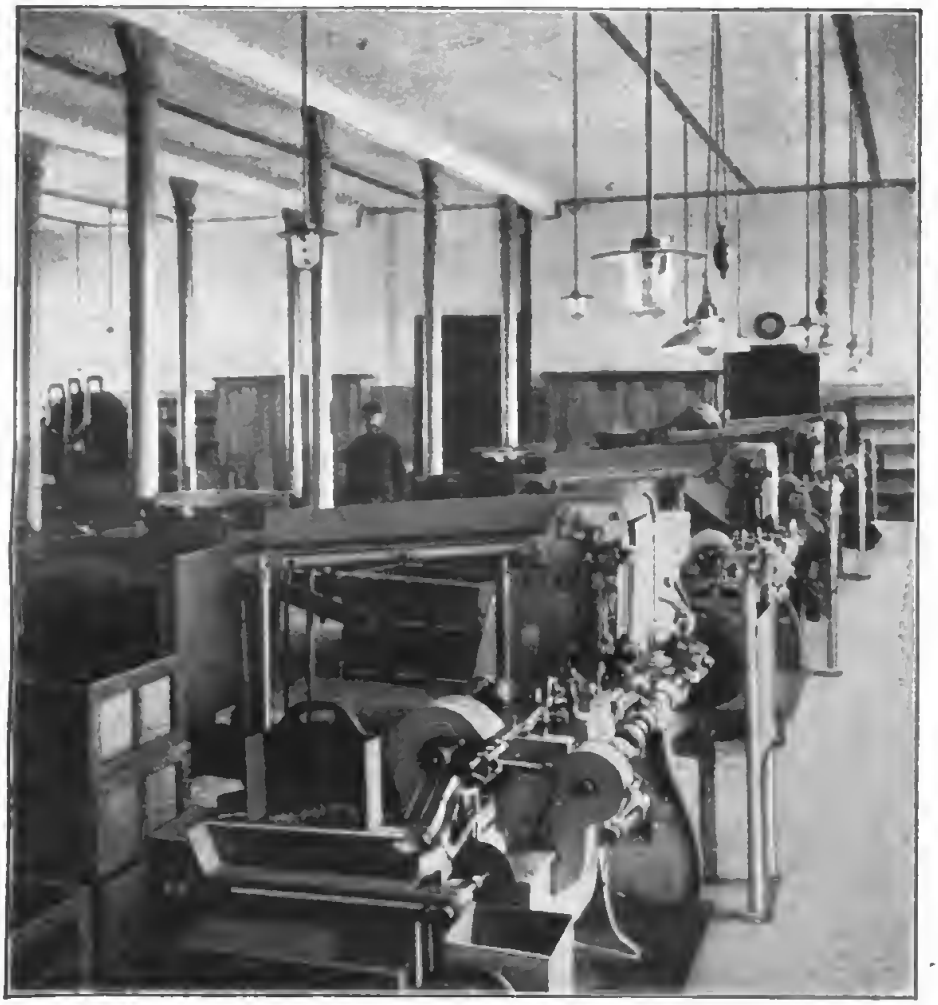
Mit der Einführung des Tabakmonopols in Österreich hatte Kaiser Leopold so wenig Glück wie Bismarck mit dem Versuch der Straßburger Manufaktur. Leopold hatte als Form der Monopolausnützung die länderweise Verpachtung gewählt und die Pachtzinse für jene Zeit nicht gerade knapp bemessen. Deshalb opponierten die ständischen Vertretungen so ausgiebig, daß bereits 1704 das Tabakmonopol aufgehoben und in einen „Aufschlag" auf den Tabakkonsum umgewandelt werden mußte. Man erhob in neuer Form Einfuhrzölle und Erlaubnisgebühren für Tabakbereitung und -verkauf, was man damals „Verschleißlizenztaxe" nannte. Dieser „Aufschlag" in ärarischer Verwaltung ergab eine so klägliche Summe, daß er an einen wagemutigen Unternehmer verpachtet wurde, der ganze 103 000 Gulden Pachtzins zahlte.

Diesem einstigen Erträgnis sei vorweg der Nettogewinn der k. k. Tabakregie des Betriebsjahres 1912 mit — 216 Millionen Kronen gegenübergestellt, damit der Leser den riesigen Kontrast von Einst und Jetzt erkennen kann.

Kaiser Karl VI. versuchte dreimal und immer vergeblich, das Tabakmonopol neuerdings einzuführen und gleichzeitig die staatliche Regie; der letzte Versuch wurde 1733 gemacht und nach Verfluß von drei Jahren wieder aufgegeben. Man verpachtete wieder, da es mit dem staatlichen Betrieb nicht ging. Ähnliche Erfahrungen machte die Kaiserin Maria Theresia, die 1765 langfristige Pachtverträge unter Mitaufsicht der Staatsverwaltung genehmigte und „annehmbare" Pachtzinse erzielte.

Energisch, wie es seine Art war, griff Kaiser Joseph II.

zu, der 1784 das Monopol abermals mit Staatsregie einführte und den Untertanen verkündete, daß der erwartete größere Nutzen des Eigenbetriebes zum „Besten der Staatsbedürfnisse“ und „zur allgemeinen



Zigarettenfabrikationssaal in Hainburg a. D.

Erleichterung“ verwendet werden solle. Von da ab blieb die Tabakerzeugung im Staatsbetriebe, und der Erfolg stieg zu märchenhaft anmutenden Höhen.

Die Mißerfolge im 18. Jahrhundert werden begreiflich, wenn man erfährt, daß an der Spitze der Staatsregie zur Ausnützung des Tabakmonopols ein

kaiserlicher — Kammerdiener stand, der mit dieser Stellung für treue Dienste belohnt wurde, von seinem Amte aber ungefähr so viel verstand wie ein Samojede von Metaphysik. Nicht ganz zwei Jahre ließ man diesen Kammerdiener „wursteln", dann wurde das Tabakmonopol an einen fachkundigen Portugiesen namens Diego gegen eine jährliche Pachtsumme von 800 000 Gulden verpachtet.

Es ist erwiesen, daß die rauchenden Österreicher damals fürchterlich geschimpft haben über die schlechten Erzeugnisse und die hohen Preise. Das ist einleuchtend, denn die Pächter waren auf möglichst großen Gewinn bedacht, der Staat bekam das Pachtfixum und hatte „nix to seggen". Das Publikum mußte die miserablen Fabrikate sündteuer bezahlen und durfte nach Herzenslust schimpfen. Mit köstlichem Humor sagt denn der heutige Generaldirektor der k. k. Tabakregie, Sektionschef Wilhelm v. Scheuchenstuel, im Hinweis auf jene schrecklichen Zeiten: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

Die Frage, ob der Staat zur Führung kaufmännischer Geschäfte geeignet sei, bejahte bekanntlich auch Bismarck, wie der Straßburger Versuch bewies. Das deutsche Tabakmonopol scheiterte aber an den ungeheuren Kosten der Ablösung und am Sturm der Tabakindustrie wie der in ihrer Existenz bedrohten Arbeiter. Ob wir das Tabakmonopol im Reiche doch noch bekommen werden, dürfte eine Frage der Zeit und — der wachsenden Schulden sein.

In Österreich spricht der ungeheure Erfolg der Tabakregie für den Staatsbetrieb, der nicht, wie anfangs behauptet wurde, kostspieliger arbeitet und weniger rentabel ist wie der private. Die österreichische Regie benötigt jährlich Rohmaterial im Betrage von rund

Speisesaal der k. k. Tabakfabrik in Pisek.

40 Millionen Kronen und kauft genau nach den Grundsätzen der Großkaufleute, nämlich fallweise unter Ausnützung der jeweiligen Marktverhältnisse, der Rentabilitätsberechnungen, Maklerinformationen, Marktberichte, wobei Kontrollkäufe nicht vergessen werden. Selbstverständlich war eine gewisse Zeit nötig, bis jene Praxis erworben wurde, die die enge Anpassung an die Eigentümlichkeiten des Tabakhandels ermöglichte. Diese Praxis wurde auch richtig erworben.

Im Reichsrate bezweifelte man vor etlichen Jahren die Eignung der Regie zum Ankauf von Rohtabaken, man sprach von der zu großen Kostspieligkeit des Staatsbetriebes und forderte eine Untersuchung durch eine parlamentarische Kommission. Speziell die Einkaufsmethode der k. k. Regie auf den Märkten in Holland sollte mit aller Genauigkeit untersucht werden. Das Ergebnis lautete übereinstimmend dahin, daß der Einkaufsmodus der Regie der beste unter den dermalen bekannten sei.

Hinsichtlich des Bezuges der inländischen Tabake gibt es keinen Handel, kein Schwanken der Preise, die für diese Rohstoffe genau fixiert sind.

Ein Idealist war bekanntlich Kaiser Joseph II., er machte manchen Mißgriff, aber bezüglich der Tabakregie traf er doch das Richtige, und segensreich für die Staatsfinanzen gestaltete sich sein fester Sinn. Der Kaiser lehnte rundweg die Zumutung ab, wonach den vier Direktoren der „Tabakgefällen-Kameraldirektion" der Gewinnanteil entzogen werden sollte. Diese vier Direktoren waren mit je 4000 Gulden Jahresgehalt angestellt und bezogen außerdem 20 Prozent Tantieme des die vorausbestimmten Einnahmen übersteigenden Betrages. Dieses Strebegeld mit 20 vom Hundert betrug schon im ersten Betriebsjahre rund 85 000 Gul-

Arbeiterpark bei der k. k. Tabakfabrik in Göding (Mähren).

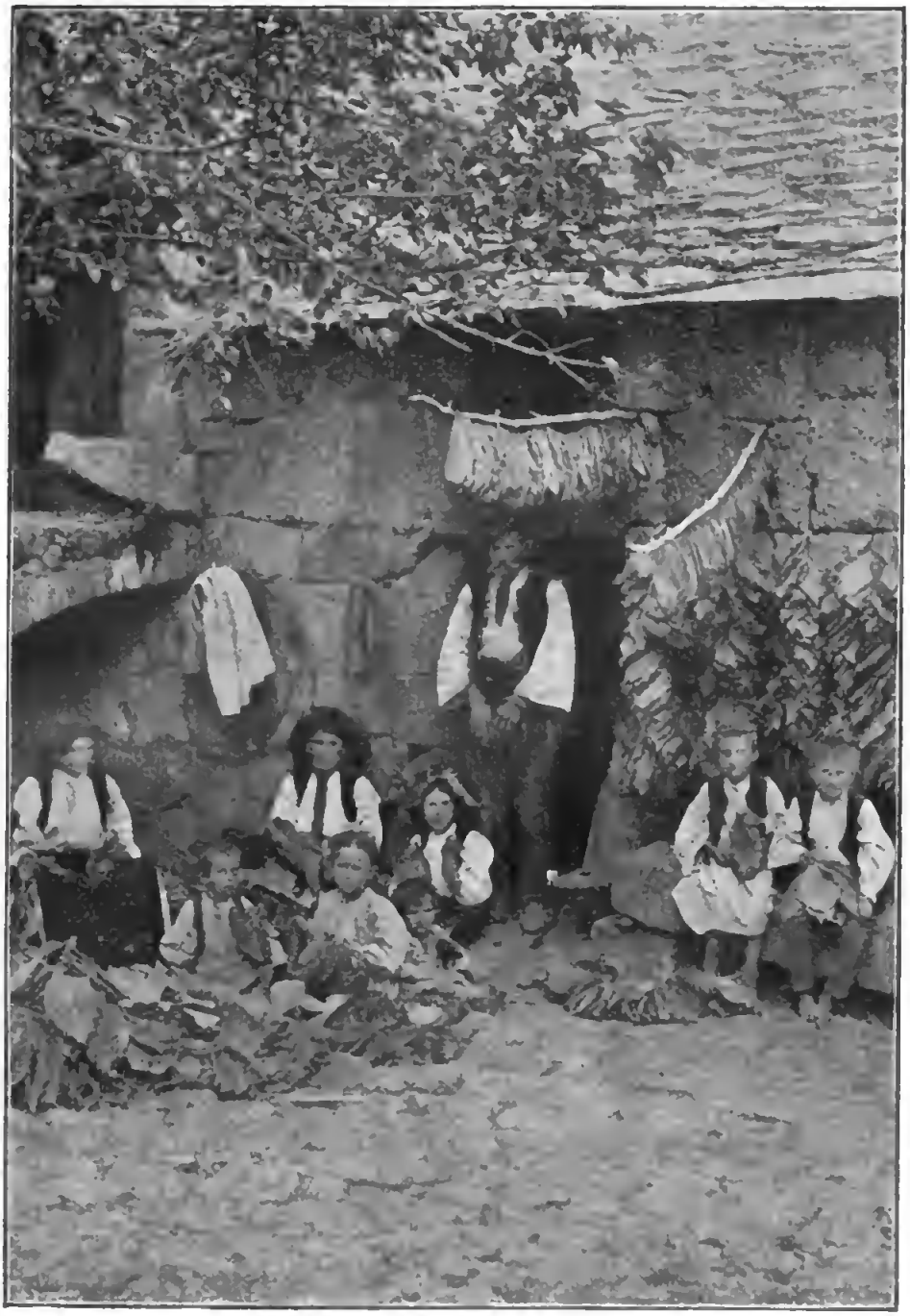
den, zu verteilen auf vier Mann. Für jene Zeit war das eine mehr als fürstliche Entlohnung, die naturgemäß vielen Leuten ein Dorn im Auge war. Aber

Joseph II. blieb fest, denn er war überzeugt, daß die Blüte des Tabakgefälles abhing von der Tüchtigkeit der Direktoren, daß die Verwaltung nicht rein bureaukratisch sein durfte.

Im Laufe der Zeit gelang es aber der Bureaukratie doch, die Sätze der Gewinnbeteiligung herabzumindern, bis sie 1791 gänzlich aufgehoben wurden. Damit war das kaufmännische Element aus der Tabakmonopolverwaltung beseitigt, die Regie wurde fortan immer mehr bureaukratisch.

Die heutige Generaldirektion der k. k. Tabakregie erhielt ihren Namen im Jahre 1873 und seither tüchtige Beamte, die zugleich in hohem Maße kaufmännische Kenntnisse besitzen. Der Generaldirektion unterstehen 30 Fabriken, 18 Verkaufsmagazine und 7 Einlösungsämter. Der Personalstand umfaßt 700 Beamte, 450 Diener und rund 40 000 Arbeiter (hiervon 85 Prozent weibliche). Es ist ein riesiger, fest zentralisierter Betrieb ohne Rücksicht auf Nationalität.

Der Tabakbau wird in Galizien, Tirol und Dalmatien betrieben und bietet nahezu 54 000 Pflanzern einen einträglichen Verdienst in der Höhe von jährlich mehr als 5 Millionen Kronen. Außerdem bezieht die österreichische Regie jährlich für etwa 13 Millionen Kronen Tabak aus Ungarn, so daß insgesamt 18 bis 20 Millionen Kronen für inländischen und ungarischen Tabak ausgegeben werden. Das Doppelte, manchmal sogar mehr als 40 Millionen Kronen, wird für ausländische Tabake bezahlt, darunter 18 Millionen für türkische Tabake. Die vom Ausland bezogenen Zigarrendeckblätter kosten jährlich 8 Millionen Kronen, die Zigarreneinlagen und Wickelstoffe 7 Millionen. Und der Tabak aus Virginien, aus dem die dünne, lange,



Auffädlung frischer Tabakblätter:
Kettenhang, schräger Stangenhang (Dalmatien).

weltbekannt gewordene Virginiazigarre fabriziert wird, kostet jährlich rund 5 Millionen Kronen.

Die k. k. Tabakregie bezieht aber auch fertige

Fabrikate aus dem Ausland für jährlich 1½ Millionen, nämlich Zigarren aus der Habana (½ Million Kronen) und Zigaretten aus Ägypten (650 000 Kronen). Selbstverständlich weiß die k. k. Tabakregie, daß in Ägypten selbst Tabak nicht gebaut wird; der Anbau ist seit dem Jahre 1849 aus finanziellen Gründen verboten, da die Regierung aus dem Zoll für eingeführten Tabak viel größere Einnahmen erzielt als aus dem Tabakanbau. Die k. k. Regie bezieht aber Zigaretten aus Ägypten, weil diese dort hergestellten Sorten stark begehrt werden. Das ist bekanntlich auch in Deutschland der Fall. Bei uns hat man Tabake aus der Türkei und Griechenland bezogen, sogar Zigarettenarbeiter aus Kairo kommen lassen; aber die in Deutschland erzeugten Zigaretten vermochten mit der bedeutend teureren ägyptischen Zigarette nicht zu konkurrieren. Das Publikum bevorzugt nun einmal die „Ägypterin".

In Kairo bestehen mehrere sehr große Fabriken, die sich in griechischem Besitz befinden, wie auch die Zigarettenarbeiter zumeist Hellenen sind, speziell die wichtigen Tabakmischer. Die Tabakschneider und -roller sind hingegen Leute aus Ägypten, Armenien und Syrien. Das Geheimnis der ägyptischen Zigarette liegt in der Mischung der Tabaksorten, die dem Geschmack der Käufer möglichst entsprechen soll. Die in Kairo erzeugte Zigarette enthält fast nie nur eine einzige Tabakart, meist zwei, auch drei verschiedene Sorten, die zusammen in guter Mischung die Eigentümlichkeit in Geruch und Geschmack ergeben. Alles kommt auf die Mischung an, daher ist ein guter Mischer eine sehr wichtige Person in der Fabrik, er bezieht dementsprechend ein Jahresgehalt von 7000 bis 8000 Kronen.

Die österreichische Tabakregie verarbeitet in den 30 Fabriken jährlich mehr als 40 Millionen Kilogramm

Kettenhang, Auffädeln gewelkter Blätter, isolierter Sonnenhang (Dalmatien).

Tabak, davon 150 000 Meterzentner ausländischen, 250 000 Meterzentner inländischen. Diese 400 000 Meter-

zentner Rohtabak entsprechen einem Siebentel des in Europa jährlich verarbeiteten Tabaks. Aus diesen 40 Millionen Kilogramm Tabak werden rund 1350 Millionen Zigarren, 6200 Millionen Zigaretten, 260 000 Meterzentner Rauchtabake und 12 000 Meterzentner Schnupftabake hergestellt.

Noch im Jahre 1848 hatte die Regie einen Arbeiterstand von nur 6500 Köpfen, die ein Einkommen von 1 093 000 Kronen bezogen. Im Jahre 1912 wurden 40 000 Arbeiter beschäftigt, an die der Betrag von 29 Millionen Kronen ausbezahlt wurde. Die Arbeitsgelegenheit hat sich in 60 Jahren bei der Tabakregie versechsfacht, während die Bevölkerung Österreichs in der gleichen Periode nur auf das Zweieinhalbfache gewachsen ist.

Gewaltige Summen verschlingt die Wohlfahrtspflege. Neben der Entlohnung mit Dienstalterszulagen gibt es eine Invaliditäts- und Reliktenversorgung sowie Ruhebezüge; zurzeit 12 000 Personen mit Jahrespensionen im Gesamtbetrage von nahezu 6 Millionen Kronen.

Die k. k. Fabrikärzte behandeln die Kranken unentgeltlich; von den Kosten der verabreichten Medikamente bezahlt die Regie ein Drittel. In den Speiseanstalten der k. k. Tabakfabriken werden Suppe, Milch, Kaffee und Krenwürstel zum Selbstkostenpreise abgegeben. Die Tabakfabrik in Wien-Ottakring gibt ein vollständiges Mittagessen zum Preise von 28 Heller ab. Der Selbstkostenpreis in den Speiseanstalten beansprucht jährlich im Durchschnitt 120 000 Kronen von der k. k. Regie.

Jede Fabrik hat Gartenanlagen mit Ruheplätzen und Bänken für die Arbeiter, ferner Wannen-, Brause- und Dampfbäder zur kostenlosen Benützung während

Sonnenhang auf Barren und Schobern.

der Arbeitszeit. Wo keine eigenen Badeanstalten zur Verfügung stehen, jedoch private Badegelegenheit vorhanden ist, kauft die Fabrikleitung Badekarten und gibt sie zum Preise von 3 Hellern für ein Duschbad, von 6 Hellern für ein Wannenbad an die Arbeiter ab. Diese Reinlichkeitsfürsorge kostet die Tabakregie jährlich über 50 000 Kronen.

Bei einigen Fabriken bestehen auch schon eigene Wohnhäuser für die Arbeiter mit modernem Komfort zum Wochenpreise von 90 Hellern bis 1 Krone und 60 Heller, je nachdem die Wohnung nur ein Zimmer mit Küche oder zwei Wohnräume und Küche umfaßt. Die Generaldirektion möchte gerne die Herstellung von Arbeiterwohnhäusern in großem Stil betreiben, muß sich aber einstweilen gedulden, da die Durchführung dieses Planes mindestens 20 Millionen Kronen kosten würde.

In rascher Entwicklung sind die Säuglingsanstalten begriffen, die den Arbeiterinnen ermöglichen, ihre Säuglinge während der Arbeitszeit in gesunden Räumen unter ärztlicher Aufsicht und unter pflegekundigen Wärterinnen kostenlos unterzubringen.

Für Arbeiterbüchereien, an Subventionen für Kleinkinderbewahranstalten, Kindergärten und Schulen gibt die Tabakregie jährlich rund 140 000 Kronen aus.

Ein Riesenbetrieb also, der sehr schwer zu leiten ist. Wie aber schimpft der Raucher, der ein verunglücktes Zigarrl erwischt!

Wohl unzerstörbar ist der Glaube an die geheimnisvolle „Beize“, die in österreichischen Tabakfabriken eigens zu dem Zweck erzeugt werde, um die Zigarren je nach Wunsch licht oder dunkel in der Deckblattfarbe herzustellen. Es ist ein Aberglaube, denn es gibt eine solche „Beize“ nicht. Dieser Aberglaube dürfte

Sonnenhang zwiſchen Bäumen.

dadurch entſtanden ſein, daß Beſucher von Tabakfabriken jene dunkle Flüſſigkeit geſehen haben, in der die großen Blätter von Virginiatabak und ſo weiter

liegen. Die Flüssigkeit ist Wasser, das die Tabakblätter von Staub und anderem reinigen muß.

Wasserdampf wird verwendet, um das Tabakblatt elastisch und zur Fabrikation geeignet zu machen.

„Gebeizt" wird auch der Schnupftabak nicht, dem man überall, nicht nur in Österreich, aromatisierende Ingredienzien in winziger Dosis beimischt. Mitunter geben auch die Schnupfer selbst ihrem Lieblingstabak ein besonderes „Aroma". Der Generaldirektor v. Scheuchenstuel weiß davon ein niedliches Geschichtchen zu erzählen. Vor Zeiten lebte im alten Wien ein Kaffeesieder, dessen Schnupftabakdose bei seinen Gästen wegen der außerordentlichen Feinheit des Tabakaromas berühmt war. Niemand vermochte zu erkunden, welcher Duftstoff dem Schnupftabak beigemischt war, bis der Kaffeesieder das Geheimnis preisgab: einige Tropfen Chartreuse!

Die Aromatika in den bayrischen Schnupftabaken sind heute noch ein tiefes Geheimnis. Vom gräßlichen „Schmalzler", der aber viele Freunde hat, weiß man, daß der Tabak mit — Schmalz verrieben wird.

Die österreichische Virginiazigarre, auch „Friedhofspargel", „Rattenschwanz" genannt, ist die einzige Zigarrensorte, die in winzigem Maße eine Beimischung bekommt, nämlich einen leichten Einschlag von Storax, das ist das in warmem Alkohol aufgelöste graue, stark und angenehm duftende Harz der inneren Rinde von Liquidambar orientalis, auch Styrax oder Ambra genannt. Der größte Freund der Virginiazigarre war in früheren Jahren Kaiser Franz Joseph, und der Verzicht auf sie war ihm recht schmerzlich. Nach einem Diner in Ischl wurden an die Tafelgäste Zigarren verabreicht; einer der Herren nahm eine Virginia und steckte sie mit sichtlichem Behagen in Brand, wozu

Kaiser Franz Joseph sagte: „Ach, wenn ich das doch auch noch rauchen könnte!“ Seit ungefähr sechs Jahren

Tabaktransport in einer Straße in Podbabje (Dalmatien).

raucht der hochbetagte Monarch eine kleine, nikotinschwache Zigarre, die eigens für ihn hergestellt wird und 20 Heller kostet. König Eduard von England rauchte Importzigarren, das Stück zu 7 Mark.

Von den „Geheimnissen“ der k. k. Tabakregie gibt ihr Generaldirektor bekannt, daß die Legende, wonach die österreichische Regie nicht imstande sei, Habanazigarren in gleicher Qualität herzustellen, nur eine irrige, allerdings weitverbreitete Meinung ist. Bei den Habanazigarren besteht das Fabrikations„geheimnis“ in der richtigen Mischung der Tabaksorten und in der Herbeiführung einer gewissen Nachfermentation des Rohstoffes. Beides hat die österreichische Regie den Kubanern „glücklich abgeguckt“. In allen österreichischen Tabakfabriken werden die aus der Habana bezogenen Originaltabake im Wege der Eigenerwärmung einer zweiten Fermentation unterzogen, die ihnen das milde Aroma verleiht; die Tabake werden plantagenweise vor ihrer Mischung geprobt, um die für die betreffende Zigarrenqualität passende Mischung zu erzielen. Es wird allerdings auch behauptet, daß bei den Habanazigarren noch die Tätigkeit eines gewissen Gärungspilzes mitspiele, der wie ein ähnlicher Pilz beim Pilsener Bier die spezifisch-heimische Fermentation bewirke, die anderswo nicht zu erreichen sei. In dieser Angelegenheit hat die Tabakregie mit bakteriologischen Versuchen bereits begonnen, wissenschaftlich ist die Sache noch nicht erforscht. Der unparteiische Gaumen kennt derlei Differenzen nicht. Die in Österreich erzeugten Habanazigarren sind, ohne Voreingenommenheit beurteilt, ebenso gut, wie die importierten in der gleichen Preislage; aber es gilt eben auch hier das Sprichwort: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.

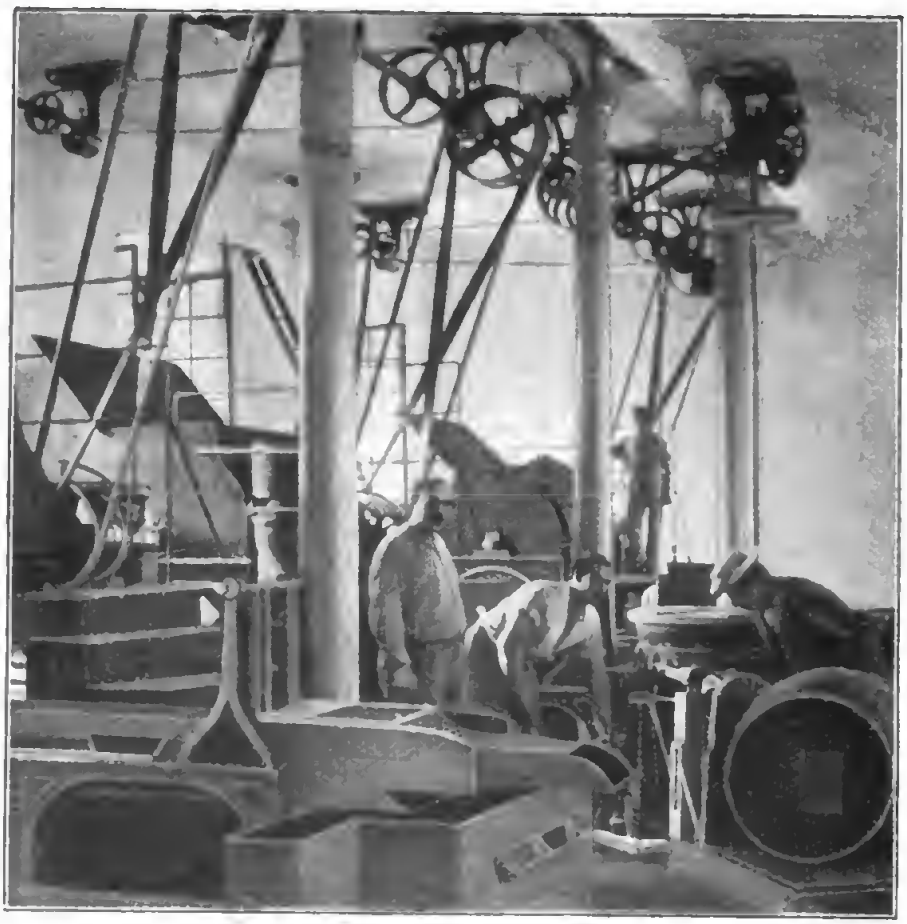
Ihr „liebes Kreuz“ hat die k. k. Tabakregie mit der Forderung des rauchenden Publikums nach lichten (hellen) Fabrikaten. Das gilt wohl auch für uns in Deutschland. Eindringlich sagt der Generaldirektor

v. Scheuchenſtuel, daß die öſterreichiſchen Raucher mit ihrer immer mehr um ſich greifenden Vorliebe für die „Blondinen“ in einem Irrtum befangen ſind,

Sonnentrockenplatz mit den beſchickten Horden in der k. k. Tabakfabrik Sacco.

indem ſie „licht“ mit „leicht“ verwechſeln. Soviel lichter Tabak wächſt überhaupt nicht, als man benötigen würde, um die verlangten Quantitäten zu fabrizieren. Die Tabakregie iſt ſo ehrlich, die natürliche Farbe des

Tabakblattes nicht künſtlich zu bleichen. Das Publikum muß alſo auch mit Brünetten fürliebnehmen, wobei es bezüglich der Qualität nur gewinnt. Dafür iſt geſorgt, daß die Naturfarbe des Tabaks bei der Fabri-

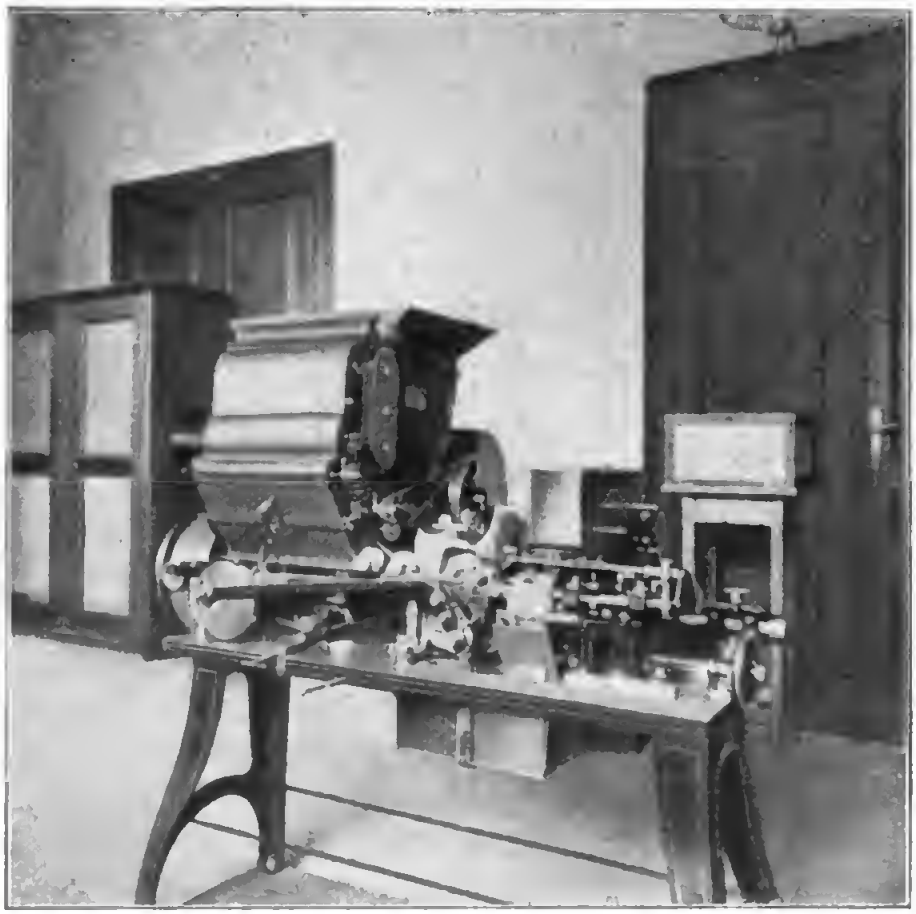


Die k. k. Tabakfabrik Sacco: Schnupftabakmiſchmaſchine.

kation nicht dunkler wird; dies wird erreicht durch Vermeidung allzu feuchter Behandlung. Speziell bei den Virginiazigarren aber, die ganz naß gearbeitet und dann zur Hintanhaltung von Schimmel bei einer Temperatur von 100 Grad getrocknet beziehungsweiſe geröſtet werden, ſtudiert die Generaldirektion an einer neuen Methode, die es ermöglichen ſoll, die Trockentemperatur und Trocknungsdauer und damit die Gefahr des Nach-

dunkelns der Farbe der Zigarrendecken zu verringern und so das schöne Naturbraun des Virginiatabaks zu erhalten.

Von dem Umfang der Tabakfabrikation in Österreich geben die nachstehenden, dem Jahre 1912 entnommenen Erzeugungsziffern ein Bild: 1 350 000 (60 000 Meterzentner) Zigarren, 6 200 000 (63 000 Meterzentner) Zigaretten, 260 000 Meterzentner Rauchtabake,



Bergsträßer Zigarettenfüllmaschine in Wien-Ottakring.

12 000 Meterzentner Schnupftabake und 13 000 Meterzentner Gespunste, das sind die teils in Rollen, teils in Stämme zusammengewundenen Tabakblätter, die als Pfeifen- und als Kautabake Verwendung finden,

Es werden 22 Sorten Regiezigarren, 17 Sorten Regiezigaretten, 20 Arten von Rauchtabaken, 21 Sorten Schnupftabake erzeugt. Dazu kommen noch als inländische Spezialitäten: 19 Zigarren-, 8 Zigaretten-, 9 Rauchtabak- und 3 Schnupftabaksorten. Der Stückpreis der österreichischen Zigarre bewegt sich zwischen 4 und 90 Heller, jener der Zigarette zwischen 1 und 12 Heller.

Die Nettoerträgnisse der österreichischen Tabakregie (reine Überschüsse) stellten sich im Dezennium 1903 bis 1912 folgendermaßen:

1903	. . . . .	136	Millionen Kronen
1904	. . . . .	142	„ „
1905	. . . . .	145	„ „
1906	. . . . .	157	„ „
1907	. . . . .	160	„ „
1908	. . . . .	166	„ „
1909	. . . . .	166	„ „
1910	. . . . .	176	„ „
1911	. . . . .	200	„ „
1912	. . . . .	216	„ „

Frankreich erzielte im Jahre 1910 aus dem Tabakmonopol rund 330 Millionen Reineinnahme. Im gleichen Jahre stellte sich in Deutschland, das kein Monopol hat, die Reineinnahme aus Steuern und Zöllen für Tabak, Tabaksurrogate und Zigarettenpapier auf 150 Millionen Mark. Zu diesem Sümmchen fürs Deutsche Reich leistet die österreichische Tabakregie, beziehungsweise ihre Vertretung in München einen beachtenswerten Beitrag, da sie Zigarren, Zigaretten und Rauchtabake im Gesamtwerte von jährlich 6 Millionen Mark nach Deutschland liefert, wo die beliebtesten Zigarrensorten die Virginia, Trabuco, Regalia, Britanica und Portorico sind. Von österreichischen Ziga-

retten werden in Deutſchland die Sorten: Sport, Dames und Memphis am meiſten geraucht.

Victorſon-Zigarettenhülſenmaſchine in Wien-Ottakring.

Vielfach glaubt man bei uns, daß die öſterreichiſche Regie die für Deutſchland beſtimmten Exportfabrikate beſonders erzeugt, uns ſozuſagen „Extrawürſte“ ſendet.

Die Fabrikation für den Export erfolgt jedoch in der gleichen Weise wie für den österreichischen Konsum selbst; selbstverständlich ist die Regie im eigenen Interesse sowie mit Rücksicht auf die Konkurrenz in Deutschland bestrebt, nur vollkommen einwandfreie Fabrikate in den Exportverkehr zu bringen.

Irrig ist auch die bei uns weit verbreitete Meinung, daß die Vertretung der österreichischen Regie in München wohl Tabake von der Regie bezieht, die Zigaretten aber selbst in München erzeugt. Die Vertretung erzeugt in ihrem Betriebe nur österreichische Pfeifentabake. Aller Zoll und die schwere Zigarettensteuer wird von der Vertretung getragen, nicht von der Regie. Nebenbei sei bemerkt, daß die Münchner Firma ausschließlich die Vertreterin der österreichischen Regie ist. In Berlin befindet sich nur die Vertretung der bosnisch-herzegowinischen Tabakregie.

Es gibt nämlich genau genommen in Österreich-Ungarn nebst Bosnien-Herzegowina drei Tabakregien, und jede arbeitet selbständig: die k. k. österreichische Regie für Österreich und ihre Vertretung in München, die kgl. ungarische Tabakregie für die Länder der Stephanskrone (ohne Export) und die bosnisch-herzegowinische Regie für diese beiden Provinzen und ihre Vertretung in Berlin. Die territoriale Abgrenzung ist selbstverständlich, die Produkte gehen nicht über diese Grenzen innerhalb der Monarchie. Es kann also wohl der Reichsdeutsche österreichische und bosnische Fabrikate rauchen, nicht aber der Österreicher ungarische oder bosnische Tabake und so weiter, es wäre denn, daß der Österreicher diese „ausländischen" Fabrikate verzollt und versteuert, was zusammen eine sehr kostspielige Sache ist.

So selbstverständlich diese territoriale Abgrenzung

der drei Regiegebiete ist, sie wird nie richtig beurteilt und, wie man in Österreich alle Tage hören kann,

Tabakschneidemaschinen in Göding (Mähren).

mit bemerkenswerter Heftigkeit verdammt. Trotzdem besteht jede Regie zu Recht, befindet sich wohl und

liefert viel, sehr viel Geld in die betreffende Staatskasse. Am meisten natürlich die österreichische Regie, weil sie den größten Betrieb und das größte Absatzgebiet hat.

Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der k. k. Generaldirektion der österreichischen Tabakregie sind wir in der Lage, verschiedene Bilder aus dem Betrieb dieses riesigen Staatsunternehmens zu veröffentlichen.

Zu dem Bilde Seite 177, das die k. k. Tabakfabrik in Hainburg an der Donau darstellt, ist zu bemerken, daß diese Anstalt zu den ältesten Tabakfabriken in Österreich gehört und mit einem Arbeiterstande von rund 2000 Köpfen einen der größten und mannigfaltigsten Betriebe der Tabakerzeugung auf österreichischem Boden repräsentiert. Das beweisen die Fabrikationsziffern: 33 Millionen Zigarren, 560 Millionen Zigaretten und 20 000 Meterzentner Rauchtabake. Dem Fortschritt folgend, hat die Generaldirektion auch dieser ältesten Fabrik alle modernen maschinellen Einrichtungen gegeben, so daß der Hainburger Betrieb auf der denkbar höchsten Entwicklung steht. Das zweite Bild gewährt einen Einblick in den Zigarettenfabrikationssaal der Hainburger Fabrik.

Nach dem Musterspeisesaal in der k. k. Tabakfabrik in Pisek (Seite 181) sind derlei Säle in den übrigen Fabriken erstellt. In Pisek wird an die Arbeiter täglich mittags Suppe und nachmittags Milchkaffee verabreicht. Der Preis einer Portion Suppe oder Kaffee stellt sich auf 6 Heller. Im Betriebsjahre gelangen durchschnittlich 130 000 Portionen Suppe und 20 000 Portionen Kaffee zur Abgabe.

Der Arbeiterpark bei der k. k. Tabakfabrik in Göding (Seite 183) ist als Beispiel aufzufassen, nach dem alle

übrigen Parkanlagen in den österreichischen Tabakfabriken errichtet wurden. Der praktische Zweck ist, den Arbeitern die Möglichkeit zu bieten, sich während der Arbeitspausen zu ergehen und während der schönen Jahreszeit die mitgebrachten oder aus der Speiseanstalt bezogenen Speisen im Freien einzunehmen.

Auf den nächsten Bildern besagt die Unterschrift, um welche Phasen der Tabakausbildung es sich handelt. Die Art der Aufhängung der Blätter zwecks Trocknung ist verschieden, je nach Brauch und Klima in Südtirol und Dalmatien. Besonders interessant sind die Aufnahmen aus Dalmatien, die dem Beschauer einen Einblick in die Tätigkeit der kroatischen Tabakpflanzer gewähren. Für diese Pflanzer auf dalmatischem Boden gilt der Grundsatz, daß der Tabakbau gemäß den Normen der Monopolverwaltung sich nur dann wirklich lohnt, wenn der Pflanzer viele, bei der Arbeit mithelfende Kinder hat. So ist beispielsweise in der Gegend von Trau bei Spalato der Tabakbau stark entwickelt, die Bevölkerung aber ziemlich dünn. Nur kinderreiche Familien können lohnende Beschäftigung finden; je mehr Hände, desto mehr Tagelohn. In den Lagerhäusern der Tabakregie im märchenschönen Städtchen Trau sind Vorräte der edelsten Sorten aufgestapelt; die Besichtigung ist ebenso interessant wie schmerzlich, denn die Bunde köstlichster Tabakblätter sind käuflich nicht zu haben.

Zu den zwei nächsten Bildern von der k. k. Tabakfabrik in Sacco (Südtirol) ist zunächst zu bemerken, daß diese Fabrik einen großen Ruf als Erzeugungsstätte der Virginiazigarre bei den österreichischen Rauchern genießt. Die Saccovirginia wird bevorzugt, weil es vor Jahrzehnten hieß, daß diese Fabrik die Virginiazigarren für den Kaiser Franz Joseph lieferte.

Die Kaiservirginia war selbstverständlich nicht zu bekommen. Die Liebhaber der Virginiazigarre glaubten jedoch, immerhin mit den Erzeugnissen aus Sacco etwas Besseres zu erhalten, daher wurden „Sacco" enorm bevorzugt.

In Sacco erfolgt die Trocknung der Einlage für die Virginiazigarren entweder in eigenen Trockenkammern oder im Freien, in der südtirolisch-warmen Sonne. Bei letzterer Methode legt man die Tabakblätter in dünner Schichte auf Leinwand- oder Drahthorden, die auf dem Sonnentrockenplatze in schräger Richtung gelagert werden. Das nächste Bild zeigt die Schnupftabakmischmaschine, die zum Vermengen der bei der Fabrikation von Schnupftabak verwendeten Mehle und Griese untereinander und mit den einzelnen Ingredienzien verwendet wird.

Die „Bergsträßer Zigarettenfüllmaschine" (Seite 197) ist in der k. k. Tabakfabrik Wien-Ottakring im Betrieb und dient zum Füllen fertiger Mundstückhülsen. Der Fülltabak wird aus einem Behältnis automatisch zugeführt und zu einem Strange geformt. Der Tabakstrang schiebt sich in die durch einen besonderen Apparat zugebrachte Hülse ein und wird durch ein rotierendes Kreismesser am Zigarettenende abgeschnitten. Leistung: 270 000 Zigaretten in der Arbeitswoche.

Ebenfalls in der Ottakringer Fabrik stehen die zierlichen Victorson-Zigarettenhülsenmaschinen (Seite 199) in Betrieb. Diese Maschine erzeugt Hülsen für Mundstückzigaretten. Das von einer Spule ablaufende Papier wird zu einer endlosen Hülse gefalzt, sodann mittels einer Schere zu Hülsen bestimmter Längen geschnitten. Das gleichfalls von einer Spule (Bobine) ablaufende Mundstückpapier wird zunächst abgeschnitten,

ausgezackt und sodann in die fertige Hülse eingeschoben. Leistung: 270 000 Hülsen in der Arbeitswoche.

Nicht minder wichtig sind die Tabakschneidemaschinen, von denen wir ein Bild der in der k. k. Tabakfabrik Göding aufgestellten Maschinen (Seite 201) bringen. Diese Maschine dient zur Herstellung von Fülltabaken für Zigaretten, außerdem muß sie den Rauchtabak nach Vorschrift schneiden.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Wille zum Leben. — Die Schweſter erhob ſich geräuſchlos von ihrem Sitz neben dem Bett, horchte auf die Atemzüge des Kranken und warf einen prüfenden Blick auf ihn.

Der alte Mann lag ruhig. Die eingeſunkenen Augen waren geſchloſſen, die dünnen Lippen hatte er zuſammengepreßt, und zwiſchen den Augen über der Naſenwurzel ſtand eine Falte, eine Spur jener Leiden, die in den letzten Wochen über ihn gegangen waren. Die ſpitze Naſe ragte ſcharf über die abgemagerten, bartloſen Züge hinaus. Es war ein böſer, harter Ausdruck, der über dem Geſicht lagerte.

Den hatte er immer, ob er wachte oder ſchlief. Wahrlich, die Schweſter hatte, obgleich dieſer Kranke wenig Dienſtleiſtungen von ihr verlangte, die Pflege bei ihm als nicht leicht empfunden. Nun — ſie ſeufzte leiſe und erleichtert auf — lange würde er es vorausſichtlich nicht mehr machen. Aus dem Zuſtand fortwährender Dämmerung, in dem er ſich ſeit der letzten Operation befand, würde er eines Tages hinüberſchlafen, würde auslöſchen wie ein Licht, dem das Öl ausgegangen.

Der Wille, der ſtrömende Wille zum Leben, war ihm abhanden gekommen.

Die Schweſter ſtrich glättend über die Bettdecke, wartete noch einmal, ob ihre Bewegung dem Kranken ins Bewußtſein treten würde, und da ſich nichts regte, glitt ſie hinaus.

Auf dem Flur traf ſie den Chefarzt, der eben die Runde machte. Da er ſie aus dem Zimmer treten ſah, blickte er ſie fragend an. Sie neigte ein wenig den Kopf zu einer ſtummen Bejahung ſeiner ſtummen Frage, dann ſetzte ſie ein halb geflüſtertes „Wie immer“ hinzu.

Der Arzt ſchüttelte den Kopf. Es war ein eigenartiger Fall. Einmal hatten ſie den Mann bereits operiert — erſt das zweite Mal würde der Sitz des Übels getroffen werden können; aber auch dieſe zweite Operation würde vorausſichtlich gut verlaufen, denn bis heute war keine Komplikation dazugetreten, die ſämtlichen übrigen Organe des Mannes ſchienen geſund zu ſein.

In lauter Fortſetzung ſeines Gedankenganges ſagte der Arzt, zur Schweſter gewendet: „Der Mann hat eigentlich eine ſelten ſtarke Konſtitution. Ich hätte darauf geſchworen, daß wir den herausreißen würden.“

Die Schweſter wiegte den Kopf hin und her. „Den hält eben nichts im Leben. Er hat keine Familie, keinen Freund, nichts, nur —“

„Nur lachende Erben,“ ergänzte der Arzt, da ſie, über ihre eigene Unzartheit ein wenig erſchrocken, innehielt. „Allerdings werden die am wenigſten geeignet ſein, einem das Leben lieb und wert zu machen.“ Er legte die Hand auf die Klinke der nächſten Tür. „Ich werde ſpäter nach ihm ſehen — in einer Stunde etwa.“ . . .

Der Kranke hatte inzwiſchen weiter vor ſich hin gedämmert. Er ſchlief nicht — bewahre! Wann ſchlief er überhaupt noch einmal feſt und traumlos? Die Zeit rann und rann, und mit ihr rann ſein Leben dahin. Oh, er wußte ganz wohl, daß er der Ewigkeit entgegendämmerte. Aber was lag daran? Ihm war es einerlei, ob er heute oder morgen über die dunkle Schwelle glitt — ins ſchweigende Nichts hinein. Ihn ſchreckte dort nichts, ihn erwartete dort nichts — gerade wie hier im Leben. Es war ſo gleichgültig, ob er lebte oder ſtarb.

Im Anfang, nach der erſten Operation noch, da hatte es ihn gepackt, da war das Verlangen in ihm aufgeſtanden, geſund zu werden. Viele Jahre lang hatte er geſpart, ſich ein Vermögen erworben — und nichts hatte er vom Leben gekannt als Abrackern und Entſagung. Aber wenn er noch einmal geſund werden ſollte, dann wollte er die Früchte ſeiner Mühen und Entbehrungen genießen — ja, das wollte er: genießen, genießen!

Digitized by Google

Dann aber in allen den Stunden des Alleinseins hatte sich allmählich ein Gedanke aus der Dämmerung, die ihn umgab, losgelöst, der immer deutlicher wurde, bis er klar vor ihm stand: Zum Genießen bedurfte man nicht allein des irdischen Besitzes, wie er früher gewähnt, dazu bedurfte man vor allem der Genußfähigkeit. Und die — das fühlte er — die fehlte ihm ganz.

Nein, für ihn gab es nichts, das ihn zurück ins Leben lockte!

Er wendete den Kopf der Wand zu, er mochte nichts sehen von der Welt da draußen, die neu zu grünen und blühen anfing. Durch den handbreit geöffneten Spalt des Fensters stahl sich ein mit Wohlgerüchen erfüllter Frühlingswind, fuhr tändelnd in die weißen Vorhänge, daß sie hin und her wehten, und irrte zu dem Kranken, um ihm schmeichelnd in die Haare zu fahren. Sonnenstrahlen glitten herein, tanzten über Tisch und Bett und hüpften — ein Bild froh bewegten Lebens — an der Wand auf und ab. Eine Amsel sang. Ihre schmetternden Töne klangen ordentlich aufdringlich — die Ohren taten einem weh.

Der Kranke zog mit matter Hand die Bettdecke über den Kopf und wühlte sich tiefer in die Kissen. Nichts sehen und hören von allem um ihn her — Ruhe und Schweigen waren das einzige, das er noch verlangte!

Die Umwelt versank für ihn, die innere Welt stellte den Betrieb ein.

Als dann die Gehirnmaschine von neuem langsam und zögernd ihre Arbeit aufnahm, grübelte der Kranke, ob er nun doch geschlafen, oder ob einer jener Schwächeanfälle, die ihn in letzter Zeit öfter überfielen, seine Sinne in Nacht gehüllt hatte.

Er war fort gewesen, weit weg von hier — vielleicht schon auf der Wanderung nach dem unbekannten Land. Dann aber hatte sich die äußere Welt wieder zu ihm getastet, hatte ihn angerührt und sich ihm mit ihren Geräuschen aufgedrängt. Da war er widerwillig zurückgekehrt.

Woher mochten die Geräusche rühren, welcher Art waren sie? Tappende, vorsichtige Schritte, halblautes Flüstern. Jemand hatte die Hand auf seinen Puls gelegt, ein Kopf hatte

Digitized by Google

ſich lauſchend über ihn geneigt. Dann verloren ſich knarrende Männertritte zur Tür hinaus.

Welche Wohltat, daß der Arzt ihn ſo bald wieder allein ließ!

Aber nein, da ſtand eine dunkle Geſtalt — aha, die Schweſter! — und nun flößte ſie ihm einen Löffel Arznei ein. Er wollte das Zeug wieder am Mundwinkel heruntergleiten laſſen, da ſchlug eine bekannte Stimme an ſein Ohr, und unwillkürlich ſchluckte er die Flüſſigkeit hinunter.

War das nicht — ja, wahrhaftig, das war Ernſt, der zu einem anderen ſprach — ah, und da war ja auch Richard, der zweite der teuren Neffen, die ihn ſo ſehr liebten, daß ſie ſeinen Tod kaum erwarten konnten.

Nun glitten leichte Frauenſchritte hinaus. Die Schweſter entfernte ſich, und die beiden Neffen blieben allein bei dem Kranken. Der verharrte wie bisher regungslos. Mochten ſie glauben, er ſchlafe weiter! Mochten ſie bleiben oder gehen! Was kümmerte es ihn, daß ſie vor der Welt verwandtſchaftliche Teilnahme heuchelten! Sicherlich machte es ſich gut, ein lachendes Herz hinter trauernder Miene zu verſtecken. Er nahm es ihnen auch gar nicht übel, dieſes Warten auf ſeinen Tod. Er kannte die Menſchen ſeit langer Zeit, um ſolche Gefühle zu verſtehen, und er war Philoſoph genug, um ſich damit abzufinden.

Die zwei jungen Männer hatten ihre Korbſeſſel nahe zueinander gezogen und unterhielten ſich — mit Rückſicht auf den vermeintlich Schlummernden — halblaut.

„Weißt du," ſagte Richard eben zu dem Bruder, „es iſt doch ein netter Brocken, den die Krankheit des Onkels verſchlingt! Denk mal — ſeit zehn Wochen befindet er ſich nun ſchon hier in der Klinik. Nun rechne dir aus: Siebzig Tage zu je zwanzig Mark — das ergibt das nette Sümmchen von vierzehnhundert Mark. Schlagen wir das Honorar für die Ärzte, die Beerdigung und ſonſtige Nebenunkoſten darauf, ſo dürfen wir uns auf rund fünftauſend Emchen gefaßt machen."

„Recht nett!" dachte der Kranke, deſſen Gehör dieſe Worte mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Kraft erfaßt hatte. „Sie bezahlen meine Krankheit ſchon von — ihrem Gelde!"

Ernſt hatte das eine Bein über das andere geſchlagen und betrachtete aufmerkſam ſeine Fingernägel. „Der arme Onkel! Wenn man bedenkt, wie er einen Pfennig zum anderen getragen hat, wie er jede kleinſte Ausgabe als Luxus tadelte, und nun geht ein ſolch fetter Brocken dahin, ohne ſeinen Zweck zu erfüllen, wird eigentlich ganz umſonſt ausgegeben!“

„Umſonſt!“

Das war das Wort, das der Kranke feſthielt. Wie eine rotleuchtende Kugel rollte es zwiſchen ſeinen Gedanken umher. „Umſonſt!“ Das mühſam erſparte Geld, hier ging es dahin, ohne ihm Geſundheit und Leben zu retten, wofür es doch ausgegeben wurde. Das war ja nicht anders, als wie wenn man es nahm und zum Fenſter hinauswarf!

Nein, das ſollte, das durfte nicht geſchehen! Mit aller Macht wollte er, der Kranke, ſich gegen eine ſolche Verſchwendung ſtemmen. Der Arzt hatte ſchon öfter von ſeiner feſten Geſundheit geſprochen — nun wohl: die ganze Zähigkeit und Stärke ſeiner Natur würde er von dieſem Augenblick an aufbieten, um wieder geſund zu werden. — — —

Als die Schweſter an dieſem Abend mit dem Eſſen erſchien, ſtieß er es nicht weg, ſondern nahm willig und gehorſam wie ein kleines Kind die ihm dargereichte kräftige Suppe und die ſtärkenden Arzneimittel für die Nacht.

Zum erſten Male ſeit langer Zeit ſchlief er einige Stunden — und am Morgen, als der Arzt ſeine Runde machte, konnte er auf Zimmer 21 feſtſtellen, daß der Patient einen merklichen Fortſchritt gemacht hatte.

Der Lebenswille war erwacht. Die zweite Operation konnte ausgeführt werden, und bald ging der Patient der völligen Geneſung entgegen. M. v. Konarski.

Läſtige Schönheit. — „Die drei Schweſtern dürfen ſich nicht im Park zeigen oder nach Vauxhall gehen, ohne daß ihnen große Volksmaſſen folgen. Dadurch fühlen ſie ſich beläſtigt und vermeiden alle öffentlichen Orte.“ So ſchrieb Horace Walpole von den ſchönen Gunnings im Jahre 1751. Eliſabeth, Maria und Kitty Gunning waren drei Schweſtern, die 1750 von Irland nach England kamen und durch ihre Schönheit

London im Sturme eroberten. Noch nach neun Jahren lesen wir im „London Chronicle“ von Maria Gunning, die inzwischen Gräfin von Coventry geworden war, und ihrer Schwester Kitty (Lady Waldegrave), „daß die beiden vornehmen Damen bei ihrem Spaziergange im St. James Park von einer Leibwache von Soldaten begleitet werden mußten“.

Ebenso eindrucksvoll war die Schönheit der Gräfin Castiglione. Als sie zum ersten Male am französischen Hofe auf einem Balle erschien, den Napoleon III. in den Tuilerien veranstaltet hatte, erregte sie solches Aufsehen, daß bei ihrem Betreten des Saales die Tänzer mitten im Tanze innehielten und die Musik zu spielen aufhörte. Gäste, Diener, Musiker — alle drängten sich vor, um einen Blick auf den schönen Ankömmling zu erhaschen. Wo sie sich auch später zeigte, überall brachte ihre unvergleichliche Schönheit und Anmut dieselbe Wirkung hervor. Man kletterte auf Stühle und Bänke, um sie vorübergehen zu sehen, und als sie im Jahre 1862 die Londoner Oper besuchte, stellte sich das Publikum auf die Stühle und schlug sich um einen Platz, von dem aus man die schöne Florentinerin gut sehen konnte.

Wie man auch über den Charakter von Fanny Murray denken mag, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Gegenstand der Huldigung in London war, ihre Schönheit ist unbestritten. In Turnbridge Wells, wohin sie ging, um den Brunnen zu trinken, mußte sich aus ihren Bewunderern eine Leibgarde bilden, um das Publikum fernzuhalten, das sich dicht um sie drängte und sie dadurch belästigte. So groß war der Ruf ihrer Schönheit, daß aus meilenweiter Entfernung die Landleute herbeiströmten, um ihre Blicke an der berühmten Londoner Schönheit zu weiden.

Auch Julie Durrier war so schön, daß sie stets eine große Menschenmasse hinter sich hatte, wenn sie sich in den Straßen Marseilles zeigte. Diese Tatsache machte sich der Wirt eines Restaurants zunutze, indem er die junge Dame als Büfettdame engagierte. Ein paar Tage ging auch alles recht gut, und schon freute sich der schlaue Wirt über seinen vortrefflichen Einfall, als ihm plötzlich zu Gemüt geführt wurde, daß man

auch von einer guten Sache zu viel haben kann. Denn die Gäste, die die schöne Hebe sehen wollten, nahmen von Tag zu Tag immer mehr zu, warfen Tische und Stühle um und wurden nicht müde, die interessante Dame anzustarren und zu belästigen. Als nun der Wirt ein paar von den Dreistesten aus dem Lokal verweisen wollte, kam es zu offenem Tumult. Das Inventar wurde demoliert, Teller und Gläser wurden zerschlagen, und der unschuldigen Ursache des ganzen Aufstandes gelang es nur schwer, durch eine Hintertür zu entkommen. Tags darauf wurde das Restaurant polizeilich geschlossen, und Mademoiselle Durrier verschwand aus der Stadt.

Noch mehr machte gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine Schönheit in Toulouse, die in der Geschichte als „La Belle Paule" bekannt ist, von sich reden. Sie brauchte sich nur auf der Straße zu zeigen, und sofort war sie von einer dichtgedrängten Masse von Männern und Frauen aller Stände umringt, die sie nicht genug bewundern konnten. Für den Gegenstand ihrer Anbetung bildete aber das Gedränge eine große Gefahr, und mehr als einer ihrer Verehrer ist dabei erdrückt worden. Sie selbst entging oft nur mit Mühe und Not diesem Schicksal. Unter solchen Umständen blieb unserer Schönheit nichts übrig, als sich an die Behörden zu wenden, und diese gewährte ihr auch ihren Schutz gegen allzu eifrige Bewunderer unter der Bedingung, daß sie sich zu bestimmten Stunden auf der Straße zeige, damit das Publikum ihr Gesicht sehen könne. So war es zweimal in der Woche der Bevölkerung von Toulouse gestattet, sich in geordneten Reihen auf die Straße zu stellen und die sich anzusehen, die ihnen wie eine Göttin erschien. J. C.

Trencks Todesurteil. — Der durch seine Schicksale und Abenteuer zur Weltberühmtheit gewordene Freiherr Friedr. von der Trenck, den Friedrich der Große, als er hinter dessen Liebschaft mit seiner Schwester, der Prinzessin Amalia, kam, 1744 in Glatz gefangen setzte, von wo Trenck 1746 entwich, und den er dann von 1754 bis 1763 in die Kasematten der Sternschanze zu Magdeburg schickte, war 1791 nach Paris gekommen. Robespierre sah in seinem krankhaften Mißtrauen

Fridrich freyherr von der Trenck.
Herr der Herrschaft Zwerbach und Grabeneck
in Oestreich und Erbherr auf Groß Scharlack in
Preußen. Geboren 1726. in Königsberg.

gegen alle Fremden und in seiner echt französischen Spionenfurcht in dem preußischen Edelmann einen geheimen Spion, und ließ ihn Mitte Juni 1794, also wenige Tage vor seinem eigenen Sturz, als verdächtig in das Gefängnis St. Lazare werfen.

In diesem Gefängnis befanden sich etwa fünfhundert Gefangene. Um die wichtigsten davon ans Messer zu liefern, erfanden die Polizeispitzel Manini, Coquevie, Jobert und Pépin Desgrouettes ein „Komplott der Gefangenen von St. Lazare zur Befreiung und zur Ermordung Robespierres, Couthons und Saint-Justs". Trenck zählte zu den deshalb Angeklagten. Als der stattliche achtundsechzigjährige Greis vor dem Revolutionstribunal stand, überragte er die Bajonette der ihn umringenden Gendarmen um Haupteslänge.

„Ihr werdet beschuldigt," eröffnete der Präsident die Sitzung, „Euch mit den Herrschern Europas gegen die Sicherheit der französischen Republik verschworen zu haben."

„Man hat Euch getäuscht," antwortete Trenck mit Würde. „Ich habe seit langer Zeit nichts mehr mit den Großen der Erde zu schaffen, die mich lange Jahre im Kerker schmachten ließen. Seht hier die Narben der Fesseln, die mich einst wund drückten!" Er streifte bei diesen Worten die Ärmel zurück und zeigte seine Narben. „Seht sie Euch an, und wiederholt dann Euere Anklage!"

Ein Beifallsgemurmel ertönte. Das Tribunal schien bewegt, und der Präsident sagte erst nach einer verlegenen Pause: „Trotzdem steht Ihr mit dem König von Preußen und dem Kaiser Franz II. in Briefwechsel."

„Das ist nicht wahr!" erwiderte Trenck. „Ich stand nur mit meiner Wohltäterin, der Kaiserin Maria Theresia, in Verbindung. Erlaubt mir, mich darüber zu erklären —"

Hier erhob sich Fouquier-Tinville, der Ankläger, und protestierte: „Es ist jetzt Mittag, bis vier Uhr müssen noch vierzehn Angeklagte angehört werden. Wir haben keine Zeit zu Erklärungen."

„Ihr habt keine Zeit!" donnerte Trenck und maß den Knirps von oben bis unten. „Das nennt Ihr verlorene Zeit, wenn ein unschuldig Angeklagter sich ausspricht?"

„Erklärt Euch," gab der Präsident dem Angeklagten recht.

Trenck sagte: „Bürger! Mehr als zehn Jahre lag ich in Ketten, bis endlich ein glücklicher Umstand mich befreite. Ich vermählte mich zu Aachen, wo ich eine Zeitung gründete, um mit meinen Feinden und den Tyrannen abzurechnen. Dann ging ich auf Reisen. In Paris erwarb ich die Freundschaft Franklins, des großen Helden der Freiheit. Im Jahre 1787 erhielt ich endlich die Erlaubnis, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Doch blieb ich nicht längere Zeit in Preußen, als ich bedurfte, die Schuld der Dankbarkeit dem Gegenstand meiner ergebensten Gesinnungen abzutragen, der bald darauf ins Grab sank." — Trenck spielte hier auf die Prinzessin an. — „Dann verbannte ich mich freiwillig aus dem Lande, in welchem ich alles das durchgemacht habe, was den Menschen erhebt und zerschmettert. Um diese Zeit erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche, wie ihr wißt, die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregten. Wäre ich den Grundsätzen der Freiheit minder ergeben gewesen, ich hätte mein Glück machen können und stünde nicht hier. Aber ich blieb standhaft und hatte deshalb neue Verfolgungen zu erdulden. Bürger, ihr werdet gestehen müssen, daß das ein sonderbares Betragen für einen Tyrannenknecht ist!"

Diese Verteidigung machte großen Eindruck, und der „rastlose Maulwurf von Glatz und Magdeburg" wäre sicher freigesprochen worden, wenn er, was die Anklage wegen des Befreiungskomplotts betraf, die er unterschätzte, nicht seelenruhig behauptet hätte, es sei das vornehmste Recht des Gefangenen, sich zu befreien. Um zwei Uhr wurde er zum Tode verurteilt und um vier Uhr mit noch neunundzwanzig anderen Schlachtopfern hingerichtet, unter denen sich auch der General Graf Beauharnais, der Gatte der späteren Gemahlin Napoleons befand.

Drei Tage später tanzten rasende Megären die Carmagnole um den Karren, der Robespierre und seine Freunde Saint-Just und Couthon zum Schafott brachte, wo ihre Köpfe unter dem minutenlangen Beifallsgeschrei der unermeßlichen Menschenmenge fielen, die meilenweit zusammengeströmt war,

um unter Verwünschungen den Mann sterben zu sehen, dem auf seiner Todesfahrt eine Frau mit Recht zurufen konnte: „Fahr zur Hölle, Teufel, und nimm die Flüche aller Frauen und Mütter mit!“ W. F.

Einträgliche Fuchszucht. — Mehr als 12 Millionen Dollar haben Amerikaner und Kanadier in kaum drei Jahren in die Fuchszucht gesteckt, hauptsächlich in das Einfangen und Züchten des sogenannten Silberschwarzfuchses, dessen Pelz heute der höchstbewertete und seltenste in Meister Reinekes Familie ist. Auf Prince Edward Island scheinen diese Unternehmungen die auf den alaskischen Inseln noch zu überflügeln.

Prince Edward Island ist ein schmaler Landstreifen gegenüber den Gestaden von Neuschottland. Bis vor etwa drei Jahren hatte der Gedanke, das Züchten von Silberschwarzfüchsen zu versuchen, den allermeisten Bewohnern von Prince Edward Island noch recht fern gelegen. Erst 1912 begann der Erfolg einiger bezüglicher Versuche die Kapitalisten auch von auswärts anzulocken, und die amerikanische, die britische, die japanische und die russische Regierung ließen sich über den Erfolg dieser Versuche Bericht erstatten. Dies veranlaßte wiederum noch mehr einheimische und ausländische Unternehmer, das Feld zu betreten. Gegenwärtig hat Prince Edward Island etwa 250 Fuchsfarmen. Nahezu 2500 Füchse aller gesuchten Gattungen sind auf diesen „Ranches“ zu finden, 1325 aber sind Silberschwarzfüchse, für die die Unternehmungen in erster Linie betrieben werden. Diese Ziffern sind dem amtlichen Bericht entnommen, der erstattet werden mußte, nachdem die Provinzialgesetzgebung beschlossen hatte, eine Steuer von 1 Prozent auf den Wert der jungen Füchse zu legen, die im Jahr geboren werden.

Gegenwärtig liefert Prince Edward Island indes keine Fuchspelze für die Nachfrage des Marktes, so lebhaft diese auch ist. 1910 wurden die letzten Pelze von hier verkauft. Inzwischen ist aber der Wert der Tiere für Zuchtzwecke so riesig gestiegen, daß man vorerst keine Lust mehr hat, eines zu töten, und man keine Geschäfte mehr mit Pelzhändlern haben will. 1910 konnte man ein Paar Zuchttiere für 3000 Dollar kaufen, heute ist

der Mindestpreis 15 000 Dollar, und in manchen Fällen, wo ein beglaubigter Stammbaum vorhanden ist, werden 40 000 Dollar verlangt! Der Gesamtwert der im Jahre 1913 hervorgebrachten Jungen wird auf ungefähr 3 700 000 Dollar kommen.

Jeder Ranch hat eine Einfriedigung von Maschendraht. Der Draht hängt oben nach einwärts über, damit die Füchse nicht hinüberklettern können; desgleichen ist er unten nach einwärts gewandt, um das Durchwühlen zu verhindern. Die Einfriedigung umschließt einen Hain, der möglichst dieselben natürlichen Verhältnisse bietet, wie die Füchse sie in der Freiheit haben. Doch hat jeder Fuchs innerhalb des allgemeinen Geheges noch ein besonderes Gehege. Die Paarung erfolgt gewöhnlich im Januar, und für den Rest des Jahres werden die Tiere getrennt gehalten. Die größeren Farmen haben in vielen Fällen noch ein elektrisches System sowohl für Beleuchtung wie auch für Alarm im Falle eines versuchten Einbruchs. Ferner halten sie einen Tierarzt und Wächter für die Nacht.

Die Tiere bekommen zweierlei Diät: eine von Fleisch verschiedener Arten — meistens roh, aber mitunter leicht angebraten — und eine von Zwieback oder Roggenbrot, Gemüsen, Brühen, Gras, Beeren, Äpfeln, Milch und Eiern. Alles verwendete Fleisch wird einer sorgfältigen Tuberkulinprüfung unterworfen; denn es sind Fälle bekannt, daß wertvolle Füchse an Tuberkulose gestorben sind.

Noch sei bemerkt, daß die Füchse sich sehr an ihre Wärter gewöhnen und sich von ihnen liebkosen lassen. O. v. B.

An einem Haar. — Nicht lange nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 hörte ein hoher Offizier der Straßburger Garnison in einer Gesellschaft einen Bürger der Stadt voll Bewunderung von der ungemeinen Geschicklichkeit Pariser Goldarbeiter sprechen.

„Nun, aus nichts werden sie ebensowenig etwas machen können, wie die Juweliere anderer Völker," meinte der Offizier.

„Aus nichts — das gebe ich zu," erklärte der Straßburger. „Wohl aber aus dem unscheinbarsten Material. Von meinem Lieferanten weiß ich das bestimmt."

Digitized by Google

„Dann fordern Sie ihn, bitte, auf, mir aus diesem Material ein ansehnliches Schmuckstück für meine Frau zu machen," erwiderte der Offizier, indem er ein Haar aus seinem weißen Vollbart riß und dem anderen Herrn überreichte, der es mit einer Verbeugung seinem Taschenbuche einverleibte.

Nach einigen Wochen suchte er den preußischen Kriegsmann auf und überreichte ihm mit feinem Lächeln ein Lederfutteral. Gespannt öffnete es der Empfänger. Da lagen auf weichem Atlaskissen zwei zierliche goldene Medaillons, die durch Wappen und Inschrift als Elsaß und Lothringen gekennzeichnet waren. Beide waren befestigt an den Enden des weißen Haares, und dies wurde in der Mitte gehalten durch einen deutschen Adler in Gold, hinter dem die Befestigungsnadel der Brosche angebracht war, als die das Ganze dienen sollte. Zwischen beiden Medaillons lief unten eine geschwungene Goldplatte hin, auf der klar und scharf die Worte zu lesen waren: „Germania hält uns an einem Haar."

Die Gattin des Offiziers trug das reizende Schmuckstück gern und viel. Als sie es fünfundzwanzig Jahre getragen hatte, nämlich im Jahre 1900, schickte sie von Berlin aus eine sehr gelungene Photographie der Medaillonbrosche an die ihr befreundete Gattin des Straßburgers, der damals die Bestellung bei dem Pariser Juwelier übermittelt hatte. Eigenhändig hatte sie dem Bilde die Unterschrift hinzugefügt: „Das Haar hat gut zu halten vermocht." C. D.

Merkwürdige Eheverträge. — Über allerlei wunderliche Bedingungen, unter denen bisweilen Ehen geschlossen werden, weiß eine englische Zeitschrift Lustiges zu erzählen. So konnte man vor kurzem vor einem New Yorker Konfektionsgeschäft einen auffällig großen, wohlgebauten Mann sehen, der in tadellos sitzender Kleidung stundenlang vor den Schaufenstern des Geschäftes auf und ab schritt und die Bewunderung aller Passanten herausforderte. Der ausdauernde Reklameheld war niemand anders, als der angetraute Gatte der klugen Geschäftsinhaberin, die bei der Verknüpfung ihres Lebensweges ausdrücklich die Bedingung gestellt hatte, daß der wohlgewachsene Mann in sorgsamer Kleidung täglich zu Reklamezwecken einige

Stunden vor dem Geschäftslokal einherwandeln müsse, in dem die Frau ihr Geld angelegt hatte.

Schmerzlicher war das Schicksal eines anderen amerikanischen Ehegatten, der sich schließlich in seines Herzens Nöten an das Scheidungsgericht von Boston wandte. Er beschuldigte seine Frau der Körperverletzung, denn täglich flößte sie ihm allerlei Medizinen, Drogen und seltsame Mixturen ein, die seinem körperlichen Wohlbefinden durchaus entgegenwirkten. Die Gattin leugnete nichts, aber sie begründete ihr Vorgehen durch den Umstand, daß sie ihren Gatten ausdrücklich unter der Bedingung geheiratet habe, an ihm gewisse medizinische Kuren praktisch auszuproben, deren Heilkraft sie bewiesen sehen wollte.

Doch — es sind nicht nur Amerikanerinnen, die mit der Ehe bisweilen so sonderbare Bedingungen verknüpfen. Auch Albions Töchter schrecken vor derartigen Launen nicht zurück. Eine angesehene Dame der Gesellschaft von Birmingham heiratete vor einiger Zeit einen Zirkusklown einzig und allein aus dem Grunde, weil die lustigen Scherze und die groteske Bewegungskomik des Artisten bei einer Vorstellung ihre Neigung zur Melancholie zu zerstören vermocht hatte. Er mußte täglich mindestens eine Stunde lang zu Hause seine Lebensgefährtin so angenehm erheitern.

Eine wohlhabende schottische Witwe in Leeds heiratete den zweiten Mann einzig und allein wegen seiner Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Gatten. Der Lebensinhalt des zweiten Gemahls sollte der liebevollen Erinnerung an den teuren Toten geweiht sein. Er mußte die Kleider des Verstorbenen tragen, die Lebensgewohnheiten des ersten Gatten kopieren, seine eigenen Neigungen zugunsten der seines Vorgängers verleugnen, die gleichen Lieblingsgerichte genießen — kurz, sein Leben als „auferstandener Toter“ verbringen. C. D.

Krokodilgeschichten. — Vor kurzem erst war ich bei der Abteilung meines Regiments, die in Futtekilla, einer kleinen Militärstation an den Ufern des Ganges, in Garnison lag, eingetroffen. Futtekilla war zwar nur ein kleines, aber doch recht gemütliches Quartier, und unsere Tischgesellschaft im

Offizierkasino paßte recht gut zusammen, wenn es auch manchmal einen kleinen Mißklang gab. Schuld hieran trug gewöhnlich das jüngste Mitglied unserer Gesellschaft.

Leutnant Griffin war im Grunde genommen gar kein übler Mensch. Er war ein vorzüglicher Reiter und verfehlte beim Schießen nie sein Ziel. Der Stolz auf diese Fähigkeiten mochte es wohl sein, der ihn so eitel machte, denn, um die Wahrheit zu gestehen, manchmal wurde er durch sein Prahlen recht unangenehm.

Doktor Parkins, unser Arzt, war schon ein älterer Herr, und wenn er auch sehr gutmütig war, so zeigte er sich doch manchmal etwas reizbar. Wie er sich auszudrücken pflegte, ärgerte ihn nichts so sehr wie Arroganz bei einem jungen Manne.

Die Folge war, daß Neckereien und Wortgefechte zwischen den beiden Herren an der Tagesordnung waren, und für die andere Tischgesellschaft bedeutete das gerade kein Vergnügen.

Des Doktors Wohnhaus, in dem auch ich wohnte, war zwar klein, aber nett und hübsch eingerichtet. Für uns beide bot es gerade Raum genug. Zwischen dem Haus und dem Flusse lag hübscher Rasen; die Ufer des Flusses fielen ziemlich steil ab. Auf dem Rasen zerstreut standen ein paar hübsche, alte Bäume, unter deren kühlem Schatten Parkins und ich gar oft plaudernd oder träumend saßen.

Uns benachbart und zum Flusse ebenso gelegen stand das Kasino, in dem Griffin ein paar Zimmer innehatte. Weiter oben erhob sich ein sehr großes Haus, in dem der Kommandant der Station und Kapitän Allen, ein Stabsoffizier, wohnten.

Auf die verschiedenste Art vertrieben wir uns die Zeit, wenn wir keinen Dienst hatten. Wir spielten Kricket, schossen nach der Scheibe, gingen auf die Jagd oder fuhren in leichtem Boote auf dem Ganges. Letzterem Vergnügen gab ich mich mit Vorliebe hin, und in der ersten Zeit pflegte mich mein Hund Flock dabei zu begleiten. Flock besaß die verschiedensten Talente und konnte allerlei Kunststücke machen. Er war ebensogut als Jagd- wie als Spürhund zu gebrauchen, schwamm vorzüglich, jagte Vögel auf und vertilgte Ratten, und das war

uns um so erwünschter, als es in unserem Haus von solchen unerwünschten Mitbewohnern wimmelte.

Eines Tages saß ich auf der Veranda und las. Flock lag zu meinen Füßen. Nach einem Veilchen sprang er auf und lief weg, und erst nach einer Viertelstunde kam er wieder; er wedelte mit dem Schwanze und gab durch lustige Sprünge seine große Freude zu erkennen. Erst merkte ich nichts Besonderes an ihm, dann aber sah ich, daß er etwas im Maule hielt.

„Gutes Hundchen, gib das her!" redete ich ihm zu.

Aber diesmal zeigte Flock keine Lust zu gehorchen.

Da machte mich mein eingeborener Diener darauf aufmerksam, daß Flock einen Sperling gefangen hatte. Diese kleinen Gauner sind manchmal recht streitsüchtig, und es kam gar nicht selten vor, daß ein paar, die in schwerem Kampfe miteinander lagen, zu Boden stürzten. So eine Gelegenheit hatte Flock offenbar abgepaßt und einen Sperling gefangen.

Ich ließ mir von meinem Diener ein Fleischstückchen bringen und hielt es dem Hunde entgegen.

Jetzt ließ sich Flock zureden, und als Belohnung erhielt er den Leckerbissen. Der Sperling schien nicht sehr mitgenommen, nur war er vor Furcht und Angst wie gelähmt; aber als ich sein gesträubtes Gefieder glatt streichelte, flog er zu meiner größten Überraschung plötzlich davon. Inzwischen hatte sich Flock auf den Weg gemacht, um einen anderen Spatzen zu suchen, denn die Belohnung, die er für den ersten erhalten hatte, schien ihm sehr zuzusagen. Er lief nach dem Flußufer zu.

Schon bald nach meiner Ankunft hatte mich Parkins gewarnt, ja recht vorsichtig zu sein, wenn ich meinen Hund ins Wasser ließ, denn man habe Krokodile im Strome gesehen. Ich nahm mir daher vor, Flock nicht mehr ins Wasser gehen zu lassen. Ich rief ihn also wieder zurück.

Es war an einem Mittwoch im März, als ich mich wieder dem Vergnügen des Kahnfahrens hingab. Da hörte ich Flock bellen. Er hatte sich losgerissen, war das Ufer hinunter in das Wasser gesprungen und kam jetzt auf mich zugeschwommen.

Sofort wandte ich den Bug meines Bootes dem Ufer zu und rief: „Zurück, Flock! Zurück!"

Aber eben jetzt wurde auf der Oberfläche des Waſſers in der Nähe von Schilfrohr, etwa in der Mitte von dem Hunde und mir, die Schnauze und der ſchuppige Kopf eines großen Krokodils ſichtbar. Ich rief und ſchrie und ruderte mit allen Kräften, denn es trennten mich immer noch etwa zehn Meter von dem Hunde. Da bewegte ſich unter dem Waſſer etwas heftig, und im nächſten Augenblick war der arme Flock, der in ſeiner Todesangſt kläglich bellte, meinen Blicken für immer entſchwunden. Nur ein leichter Blutfleck und ein Wirbeln und Kräuſeln auf der Oberfläche des Waſſers gaben Kunde von der Tragödie, die ſich da eben abgeſpielt hatte.

Ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich der Verluſt meines vierfüßigen Freundes ſchmerzte, der länger als drei Jahre mein beſtändiger Begleiter geweſen war.

Parkins drückte mir zu meinem Verluſt ſein Beileid aus und meinte: „Es wäre leicht möglich, daß Sie auf den Mörder zum Schuß kommen könnten, denn die Beſtie wird ſich jetzt mehr als je in dieſem Teile des Fluſſes herumtreiben, weil ſie hofft, recht bald wieder einen ſo guten Biſſen erhaſchen zu können.“

Das klang wohl glaublich, und ich befahl daher meinem Gewehrträger Gunnace, gut aufzupaſſen und mich rechtzeitig zu benachrichtigen, wenn er das Krokodil ſehen ſollte.

Zwei oder drei Tage mochten vergangen ſein, als der Doktor und ich in eifriger Unterhaltung über den Raſen dem Ufer zuſchritten. Zufällig ſchweiften meine Blicke auf das Waſſer, und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, denn in ſeiner ganzen Länge lag das Krokodil auf einer Sandbank, die kaum hundert Meter von uns entfernt war. Ich machte Parkins, der etwas kurzſichtig war, darauf aufmerkſam und lief dann ſchnell nach dem Haus zurück, um ein Gewehr zu holen. Bei meiner Rückkehr war das Reptil aber im Waſſer verſchwunden.

Gunnace ſchalt ich tüchtig ſeiner Nachläſſigkeit wegen aus, und um nicht nochmals ſo böſe Erfahrungen zu machen, nahm ich mir vor, in Zukunft mein Gewehr ſtets in Bereitſchaft zu halten. Dem eingeborenen Burſchen wurde befohlen, auf dem

Graſe in der nächſten Nähe des Ufers ſeinen Teppich auszubreiten, und ſich hier, wenn wir im Hauſe oder in der Nachbarſchaft wären, mit meinem und des Doktors Gewehr in Bereitſchaft zu halten.

Eine Zeitlang blieb Gunnaces Wachen umſonſt, und es ſchien ſo, als ob die Beſtie für immer verſchwunden ſei. Endlich aber wurde unſere Geduld belohnt. Eines ſchönen Tages gegen Mittag, als ich in meinem Zimmer mit einer dienſtlichen Arbeit beſchäftigt war, rief Gunnace: „Herr, es iſt da!“

So raſch uns unſere Beine trugen, rannten wir ans Ufer. Dort ſahen wir unſeren Feind, wie er über den Sand kroch, um ſich an dem ſchönen Tage zu ſonnen und ſeinen ſchuppigen Körper durch ein Schläfchen zu kräftigen.

Stumm und unbemerkt von ihm legten wir uns nieder. Mit beiden Ellenbogen auf den Boden aufgeſtützt, zielte ich genau und drückte dann ab. Der Schuß hatte getroffen. Mit krampfhafter Anſtrengung ſuchte das Reptil in das Waſſer zu gleiten, aber es gelang ihm nicht mehr. Die Kugel hatte es im Halſe, nahe am Kopfe, gerade an der verwundbarſten Stelle, getroffen, und in ein paar Sekunden war es verendet. Gunnace ſtieß ein Triumphgeheul aus, und am liebſten hätte ich mit eingeſtimmt; dann liefen wir alle, Herren, Diener und Freunde aus den benachbarten Häuſern, lärmend und ſchreiend an das Ufer, wo die Boote lagen.

Parkins und ich waren bald an der Sandbank. Um den häßlichen Kadaver des Reptils legten wir eine Schlinge und ſchleppten ihn an einem Seile nach unſerem Ufer. Das Krokodil war noch nicht ganz erwachſen, immerhin maß es von der Schnauze bis zum Schwanz faſt fünf Meter. Zu meinem Jagdglück wurde ich allerſeits beglückwünſcht.

Der Zufall wollte es, daß gerade an dieſem Tage Griffin auf der Antilopenjagd war. Erſt am ſpäten Nachmittag kam er zurück. Er war in beſter Laune, denn er hatte einen jungen Bock geſchoſſen; als er aber hörte, daß ich ein Krokodil erlegt hätte, da verzog ſich ſein Geſicht, denn er ſelber beſaß längſt den Ehrgeiz nach ſolcher Jagdbeute, und ich war ihm nun zuvorgekommen.

Bei Tisch im Kasino waren die ersten Gänge kaum vorüber, als er quer über den Tisch mir zurief: „So ist Ihre Mühe doch endlich von Erfolg gekrönt worden, und Sie haben ein Krokodilbaby geschossen?“

„Das ‚Baby‘, wie Sie es zu nennen belieben, Griffin, würde eine Wiege brauchen, die zweimal so groß ist wie Ihr Bett,“ bemerkte Kapitän Allen.

„Ja, aber ich habe doch gehört, daß sieben Meter lange Krokodile herumlaufen,“ erwiderte der Leutnant.

„Sie laufen überhaupt nicht,“ warf der Doktor ein. „Sie leben im Wasser, Griffin. Ich fürchte, man hat Ihnen etwas aufgebunden.“

Der junge Mann suchte nach seinem Monokel, setzte es auf und starrte den Arzt an. „Ihre Bemerkung ist geradezu komisch,“ sagte er dann in spöttischem Tone.

„Sie sollte auch komisch wirken,“ entgegnete der Doktor.

Bei diesen Worten wurde der Leutnant puterrot, und die Sache drohte eine unangenehme Wendung zu nehmen, als unser Kommandeur dem Gespräche geschickt eine andere Wendung gab.

„Wie ich höre,“ wandte er sich an Griffin, „haben Sie einen Antilopenbock geschossen. War's ein schwieriger Schuß?“

Darauf mußte Griffin natürlich antworten, eine Frage führte zur anderen, und bald war der Wortwechsel mit dem Doktor scheinbar vergessen.

Tags darauf sagte Griffin bei Tisch, daß er auch ein Krokodil schießen wolle, aber kein so ein unscheinbares Ding, sondern ein großes, ausgewachsenes.

Mehr als eine Woche war vergangen, und trotzdem der Gewehrträger Griffins es an Aufmerksamkeit nicht fehlen ließ, wollte sich doch nichts zeigen. Eines Nachmittags jedoch, als Parkins und ich im Garten promenierten, hörten wir einen Schuß, der aus der Gegend des Kasinos zu kommen schien. Wir liefen nach dieser Richtung und sahen dort Griffin in seiner ganzen Länge im Grase liegen; seine Flinte hatte er wieder angelegt und zielte nach etwas im Wasser, das bei näherem Hinsehen wie die Schnauze eines großen Krokodils

ausſah. Den einen Lauf ſeines Gewehres hatte er bereits abgeſchoſſen, und als wir hinzukamen, feuerte er gerade den zweiten ab. Seine Kugel traf die Beſtie in den Kopf.

„Was machen Sie denn da?“ fragte der Doktor, der, wie bereits erwähnt, etwas kurzſichtig war.

„Ich habe ein rieſiges Krokodil geſchoſſen,“ antwortete er. „Es iſt mindeſtens zweimal ſo groß als das Ihrige,“ wandte er ſich dann triumphierend an mich.

Dann lief er in größter Aufregung zu ſeinem Boote, ergriff dasſelbe Seil, das ich benützt hatte, ruderte raſch nach dem Reptil, befeſtigte es am Seil und ſchleppte ſeine Beute an das Ufer.

Inzwiſchen hatten ſich der Kommandant, Allen, Parkins, ich, verſchiedene andere Offiziere und eine große Schar von Dienern an das Ufer gedrängt, um Griffin landen zu ſehen. Mit Hilfe der Diener wurde auch nach einer weiteren Minute der Kadaver eines koloſſalen Krokodils, das mindeſtens ſeine ſieben Meter maß, ans Land gezogen.

Jetzt aber vernahm man ein Kichern, das immer lauter wurde und ſchließlich zu einem ſchallenden Gelächter anwuchs. Auch Griffins Geſicht war länger und länger geworden, denn das Krokodil — war nicht echt. Eine alte Krokodilshaut war ſo ausgeſtopft und mit Steinen beſchwert worden, daß nur Hals und Kopf aus dem Waſſer ragten, als ſie mit der Strömung dahertrieb.

Der arme Griffin brachte kein Wort hervor, und nie in meinem Leben habe ich jemand ſo niedergeſchlagen geſehen, wie er es damals war. Unter den Umſtänden tat er das beſte, was er überhaupt tun konnte, er ſtieg in ſein Boot und entwich von der Stätte ſeines Hereinfalls.

Von dem Tage an trat aber eine entſchiedene Wandlung in ſeinem Weſen ein, er wurde ruhiger und war auch nicht mehr ſo rechthaberiſch.

Was das große Krokodil anbetrifft, deſſen Fang uns ſo viel Vergnügen gewährte, ſo gehörte es dem Kapitän Allen, der ſich den Streich ausgedacht hatte. Unter ſeiner Aufſicht war die Haut, die wir alle in ſeinem Zimmer geſehen hatten,

ausgestopft und richtig beschwert worden, dann ließ er sie ins Wasser und die Strömung mußte sie flußabwärts treiben, wo sie Griffins Beachtung nicht entgehen konnte. J. C.

Der gestrenge Großherzog. — Am Hofe des letzten Großherzogs von Toskana, Leopold II., herrschte eine so strenge Etikette, daß unter ihr auch die Familienmitglieder recht zu leiden hatten. Als der Erbgroßherzog sich eines Tages zu Tische setzte und gerade den ersten Löffel Suppe zum Munde führen wollte, fragte ihn der Großherzog in Gegenwart des ganzen Hofes mit der Miene eines Großinquisitors: „Ist das wahr, was man mir von Ihnen erzählt hat?“

„Was hat man denn erzählt?“ entgegnete der Prinz.

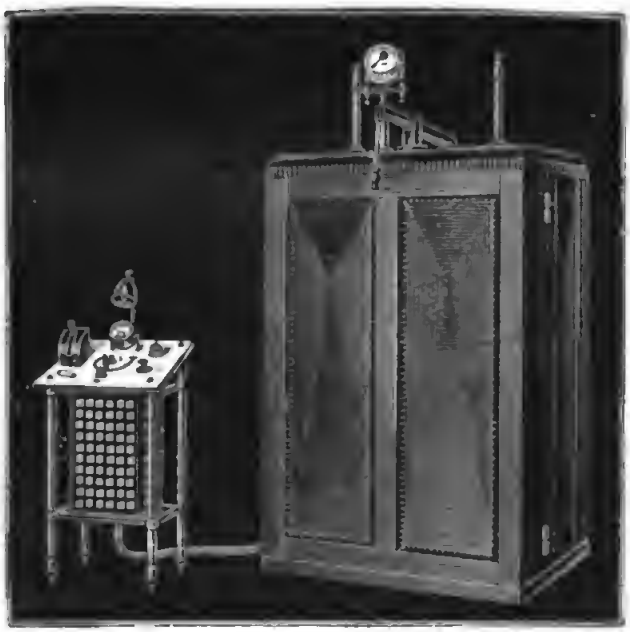
„Man hat mir erzählt, daß Sie gestern höchst eigenhändig die Pferde Ihres Wagens gelenkt haben. Ist das wahr oder nicht?“

„Es ist durchaus wahr. Aber ich verstehe nicht, was dabei so schlimm sein soll.“

„So, Sie verstehen nicht!“ sagte der Vater, indem ihm die Zornesader auf der Stirn zu schwellen begann. „Sind Sie denn ein solcher Bauer, daß Sie nicht einmal das Unziemliche Ihres Betragens begreifen können? So also bereiten Sie sich auf die Regierung vor? Damit Sie es nur wissen: in der kaiserlichen und königlichen Familie des Hauses Habsburg-Lothringen hat noch niemand das Geschäft eines Kutschers besorgt. Es ist eine Schande, ein Skandal, zu dessen näherer Bezeichnung ich keine Worte finde! Ich hoffe, daß es das erste und letzte Mal gewesen ist! Stehen Sie jetzt auf und gehen Sie, wenn Sie noch Hunger haben, in die Küche zu meinen Kutschern. Dort ist Ihr Platz.“ O. v. B.

Neue Apparate auf dem Gebiete der Röntgentechnik. — Erst verhältnismäßig spät, nachdem man schon lange die Behandlung von Hautkrankheiten vermittels Röntgenstrahlen angewendet hatte, kamen die Ärzte zu der Erkenntnis, daß diese Strahlen auch im Körperinnern Heilwirkungen ausüben, und so wurde, im Gegensatz zu der Oberflächentherapie, die moderne Tiefentherapie begründet, die heute in mächtigem Aufschwunge begriffen ist.

Einen äußerſt wichtigen Fortſchritt auf dieſem Gebiete bedeutet Ottos neue Röntgenmaſchine, deren ſinnreicher Mechanismus in einem Eichenholzſchranke verborgen iſt. Durch einen einfachen Hebel wird von außen dieſer Mechanismus in Tätigkeit geſetzt. Mit ſeiner Hilfe kann der Arzt ganz nach Wunſch Strahlen erzeugen, deren Durchdringungskraft der Natur des vorliegenden Leidens am beſten angepaßt iſt. Es iſt dies natürlich für die Behandlung von unſchätzbarer Bedeutung.



Ottos neue Röntgenmaſchine.

Große Aufmerkſamkeit verdient ferner eine Vorrichtung, die von einem einzigen Röntgenapparat aus gleichzeitig zwei bis vier Röntgenröhren zum Leuchten bringt, wobei noch jede Röhre ihrer Eigenart entſprechend betrieben und am beſten behandelt werden kann. Jede Röntgenröhre iſt gewiſſermaßen ein Individuum, das bei ſeinem hohen Wert große Schonung erfordert. Um die Lebensdauer einer Röntgenröhre zu verlängern, darf man ſie nicht dauernd leuchten laſſen, ſondern man muß ihr Erholungspauſen geben. Bei dem in Rede ſtehenden Apparat, dem „Hochſpannungsumſchalter“ nach Dr. Schleſinger, löſt nun periodiſch eine Röhre die andere ab, ſo daß jede ihre Ruhezeiten hat, während die vom Röntgeninſtrumentarium gelieferte elektriſche Energie, die die Röntgenſtrahlen erzeugt, jeden Augenblick voll verwertet wird. Bei dem großen Andrang der leidenden Menſchheit zu der modernen Röntgentiefentherapie iſt es für Röntgeninſtitute von großem

Wert, mit Hilfe dieſes Hochſpannungsumſchalters, der an jeden vorhandenen Röntgenapparat angeſchloſſen werden kann, gleichzeitig bis zu vier Patienten behandeln zu können.

Geradezu eine Umwälzung in der Technik der Tiefenbeſtrahlung dürfte aber die wie die beiden ſoeben beſchriebenen Apparate von der Elektrizitätsgeſellſchaft „Sanitas“ in Berlin hergeſtellte „ſchwingende Röhre“, eine Erfindung von Privatdozent Dr. Hans Meyer in Kiel, herbeiführen. Um die weittragende Bedeutung dieſer Konſtruktion zu erklären, müſſen wir etwas näher auf das Weſen der Tiefentherapie eingehen.

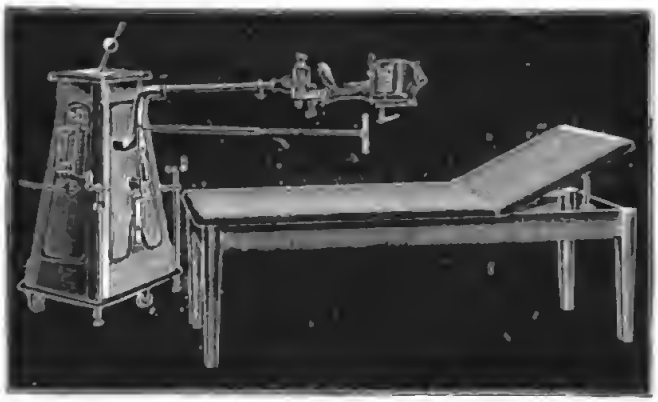
Umſchalter für 2 bis 4 Röhren.

Der ſpringende Punkt bei der Röntgentiefentherapie iſt, dem zu behandelnden Teil in der Tiefe, ſagen wir zum Beiſpiel einer Krebsgeſchwulſt, möglichſt viel Röntgenſtrahlen zuzuführen, dagegen der Haut möglichſt wenig. Denn die Haut iſt für Röntgenſtrahlen ſehr empfindlich, das heißt ſie kann bei Fehlern in der Behandlungstechnik leicht geſchädigt werden. Nun müſſen aber die Röntgenſtrahlen auf ihrem Wege zu der Geſchwulſt unvermeidlich die Haut paſſieren. Um daher die Geſchwulſt ſtärker zu beſtrahlen, kamen die Ärzte auf den Ausweg, die Haut in Felder einzuteilen und von jedem Felde aus die Strahlen auf die Geſchwulſt zu richten. Gewiß wird bei dieſer „Kreuzfeuermethode“ jedes Hautfeld nur einmal, die Geſchwulſt aber ſo viele Male getroffen, als Hautfelder gewählt werden.

Aber es gibt hier zwei bedeutende Schwierigkeiten, erſtens muß die Umgebung der Hautſtellen ſorgfältig gegen Röntgenſtrahlen geſchützt und mit ſtrahlenundurchläſſigem Material abgedeckt werden. Bei den geringſten Fehlern, die leicht unterlaufen können, wird die Haut an den Grenzbezirken geſchädigt. Zweitens iſt es ſchwierig, von jedem einzelnen Hautfelde aus das Ziel, die Geſchwulſt, richtig zu treffen. Die

schwingende Röhre löst nun die Aufgabe, den Patienten vor Hautschädigung und den Arzt vor schwerer Verantwortung zu schützen, ganz automatisch. Sie wird durch eine einfache Vorrichtung auf das zu behandelnde Organ eingestellt und schwingt dann, von einem Antriebsmotor in Gang gesetzt, in einem Bogen über dem Patienten hin und her. So werden die Hautfelder, die den Strahlen als Eintrittspforte dienen, unaufhörlich gewechselt, während das Organ in der Tiefe in jedem Augenblick richtig getroffen wird.

Die Röntgentherapie, namentlich die Tiefentherapie, zieht immer weitere Kreise. Von der Heilung weitverbreiteter Frauenleiden, die früher das Messer des Chirurgen erforderte, wie Blutungen und gutartige Geschwülste, ist man mit großem Erfolg zur Behandlung des Krebses übergegangen. Auch lebengefährdende Blutkrankheiten, Basedowsche Krankheit, Milzvergrößerungen und so weiter gehören heute in den Bereich der Tiefentherapie. Nach längst bekannten günstigen Ergebnissen bei Knochen- und Gelenktuberkulose hat man neuerdings mit vielversprechendem Erfolge auch die Behandlung der Lungentuberkulose in Angriff genommen. So erwachsen immer neue Aufgaben, um gemeinsam von Wissenschaft und Technik gelöst zu werden. E. W.



Die schwingende Röhre.

Rätselhaftes Zusammentreffen. — Zu den zahlreichen unbegreiflichen Rätseln dieses Lebens gehören auch schicksalsschwere Begegnungen wie die folgenden, die der berühmte Pariser Porträtmaler Aigner, ein geborener Österreicher, mit einem Mönch hatte, obgleich sie an ganz verschiedenen Orten und in jahrzehntelangen Zwischenräumen stattfanden.

Als junger Mensch hatte Aigner wegen unglücklicher Liebe einen Selbstmordversuch begangen. Das geschah im Wiener Prater, und der damalige Kunstschüler wurde in ein benachbartes Hospital gebracht, anscheinend ein Todeskandidat. Der in diesem Hause tätige Priester, ein Kapuzinermönch, pflegte ihn ins Leben zurück. Das war ihre erste Bekanntschaft.

Zwölf Jahre später beteiligte der Maler sich in Paris an der Februarrevolution, wurde ergriffen, zum Tode verurteilt, und von dem nämlichen Mönche im Gefängnis besucht und auf dem Wege zum Schafott begleitet. Auf gänzlich unerwartete Weise kam Aigner mit dem Leben davon, da er im letzten Augenblick begnadigt wurde.

Abermals nahezu zwanzig Jahre danach hielt der Künstler sich vorübergehend in Budapest auf. Eines Abends hatte er an einer Festlichkeit teilgenommen, und als er das Festlokal verlassen wollte, glitt er auf der Treppe aus, rutschte mehrere Stufen hinab und stürzte mit voller Wucht durch eine Glastür am Ende der Treppe. Dem Verbluten nahe trugen seine Freunde ihn ins nächste Krankenhaus. Als er die Augen aufschlug, begegnete sein erschrockener Blick demselben alten Klosterbruder, der ihm schon zweimal in den kritischsten Augenblicken seines Lebens entgegengetreten war. Auch diesmal durfte der Mönch das Werkzeug werden zu seiner Rettung.

Aber noch ein viertes Mal und wieder an einem anderen Orte sollten beider Pfade sich kreuzen. Nur wußte der Maler damals nichts mehr davon. Er hatte sich, ein fast Siebzigjähriger, in einem abgelegenen Weltwinkel doch noch das Leben genommen, und der ehemalige Mönch bediente jetzt als hochbetagter Greis die kleine Kapelle des Ortes. Er war der einzige, der tiefbewegt mit gesenktem Haupt seiner Bahre folgte! C. D.

Was ein New Yorker Wolkenkratzer kostet. — Infolge der verschiedenen, mit so traurigen Folgen begleiteten Brände der himmelanstrebenden Gebäude, die den hübschen Namen „Wolkenkratzer“ erhalten haben, hat sich in New York diesen gegenüber zwar in der öffentlichen Meinung ein Umschwung vollzogen, trotzdem hält jedoch die „Pan American Association“

an ihrer Absicht fest, in nächster Zeit am Broadway in New York einen neuen derartigen Wolkenkratzer zu erbauen, der bestimmt sein soll, das höchste Gebäude der Welt zu werden. Die Gesellschaft will damit gleichsam die Größe des panamerikanischen Gedankens versinnbildlichen und New York ein neues Wahrzeichen schenken, wobei natürlich die amerikanische Reklamesucht nicht das letzte Wort spricht.

Nach den bereits vorliegenden Plänen wird dieses Riesenbauwerk nicht weniger als 240 Meter hoch werden, und die Kalkulationen veranschlagen die Kosten auf die Kleinigkeit von rund 75 Millionen Mark.

Nun haben sich aber in neuerer Zeit die Nachweise immer mehr gehäuft, daß sich die schon vorhandenen Wolkenkratzer von dreißig bis vierzig Stockwerken mit einer Bewohnerschaft von fünf- bis zehntausend Personen in der Wirklichkeit durchaus nicht so glänzend rentieren, wie man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Die Versicherungsprämien an sich allein schon stellen eine gewaltige Belastung dar, denn je höher das Stockwerk, um so höher die Prämie, und diese Zuschläge für jedes höhere Stockwerk sind ganz erklecklich. Warenlager über der achten Etage sind fast ausgeschlossen, da die Versicherungsprämien dafür viel zu hoch sind.

Auch sonst ergeben sich allerhand Umstände, die für eine Rentabilität von recht ungünstigem Einfluß sind. Dazu kommen in erster Linie noch die regelmäßigen Aufwendungen, die für den Unterhalt eines solchen Riesenhauses gemacht werden müssen. Das sechsunddreißigstöckige Woolworth Building zum Beispiel zählt 1600 Ar Flurräume, und muß beständig nicht weniger als achtundzwanzig große Fahrstühle mit elektrischem Betrieb im Gang haben. Es ist ein besonderer Stab von Leuten da, die die Hausverwaltung leiten, und auch eigenes Polizeipersonal. Das kostet alles einen ganz respektabeln Posten Geld.

Über die Höhe dieser Unkosten hat nun Twell Brex interessante Erhebungen gemacht und kommt zu dem Ergebnis, daß einige dieser, selbstverständlich Tag und Nacht geöffneten Wolkenkratzer an jährlichen Unkosten bis zu einer halben Million Mark aufzuwenden haben.

Demnach ist also auch im Lande aller Möglichkeiten dafür gesorgt, daß nicht nur die Bäume, sondern auch die Häuser nicht in den Himmel wachsen können. A. M.

Interessantes vom Hühnerhofe. — Eines Abends, nachdem das Federvolk bereits zur Ruhe gegangen, konnte ich, durch ungewöhnlichen Lärm im Hühnerstalle aufmerksam gemacht, folgende nette Szene beobachten. Während auf der Sitzstange, auf der das Geflügel des Nachts zu ruhen pflegt, die Hühnerschar versammelt war, sah man den Hahn eine Henne so lange mit kräftigen Schnabelhieben traktieren, bis sie notgedrungen den Platz aufgab und zur Erde flog. Hier befand sich nämlich die Schar ihrer Jungen, die piepsend nach ihrer Mutter riefen, und augenblicklich ruhig wurden, sobald diese bei ihnen war. Das dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn das Huhn, das offenbar seiner Hüterpflicht überdrüssig war und die Gesellschaft der übrigen Hühner vorzuziehen schien, befand sich bald wieder bei diesen auf der Stange. Auf das wieder einsetzende ängstliche Gepiepse der verwaisten Küchlein übernehm es der Hahn wiederum, die herzlose Mutter mit kräftigen Schnabelhieben an ihre Pflicht zu erinnern und von der Stange herabzustoßen. Kaum jedoch unten, flog das Huhn an einer anderen Stelle wieder auf die Stange, wo sie vom Hahn jedesmal wieder von neuem bearbeitet wurde.

Das Spiel ging so einige Zeit weiter, bis der Hahn endlich einsehen mochte, daß er gegen den starren Eigensinn der pflichtvergessenen Mama nicht aufkommen könne, und eingedenk des auch in der Hühnerfamilie gültigen Sprichwortes „Der Klügere gibt nach" hüpfte er schließlich selbst von der Stange herab, stellte sich in eine Ecke des Stalles und fing an zu locken, bis er seine ganze Nachkommenschaft unter seinen schützenden Fittichen versammelt hatte und alles ruhig war.

Eine andere drollige Geschichte trug sich in einem benachbarten Hühnerhofe zu. Dessen Besitzerin, eine resolute, aber auch sehr zänkische Frau, die stets das letzte Wort haben mußte, pflegte ihren Ehemann nach den öfters vorkommenden Meinungsverschiedenheiten jeweils mit den Worten: „Was seggst du nu, Höltje," zu verabschieden. Was wollte dieser auch noch sagen!

Im Hofe befand ſich ſeit Jahren ein zahmer Rabe, ein drolliger Kauz, der mehrfach Worte und kleine Sätze nachſprechen gelernt hatte. Dieſer hatte nun eines Tages ein Huhn überfallen und mit Hieben ſeines gewaltigen Schnabels getötet. Frau Höltje, die dazu kam, ſtemmte bereits ihre Arme in die Hüfte, um ihren Herzensergüſſen freien Lauf zu laſſen, als der Schwarze plötzlich mit ſchnarrender Stimme kauderwelſchte: „Was ſeggſt du nu, Höltje?“

Seine Herrin, ganz ſtarr vor Verwunderung, fand diesmal nicht ein einziges Wort der Erwiderung, was ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen war. A. M.

Der Reiſeſnob. — Der Snob — auf deutſch etwa, jedoch unvollkommen und nicht völlig zutreffend, mit „Geck“ zu überſetzen — iſt ein Zeichen der Zeit. Der wirklich vornehme Snob, von dem hier nur die Rede ſein ſoll, hält es unter ſeiner Würde, irgendwohin zu reiſen oder gar zu fahren. Er hütet ſich alſo ängſtlich, etwa zu ſagen: „Ich fahre nach Paris, Norderney, Spaa oder ſonſt wohin.“ Gott bewahre — der richtige Snob kennt und nennt kein Reiſeziel. Er wird vielmehr auf eine diesbezügliche Frage eines Bekannten auf dem Bahnhof mit der kühlen, gleichgültigen, überlegenen Gelaſſenheit eines echten Snob antworten: „Ja — ich reiſe eben ein wenig.“ Er wird auch nicht ſagen: „Ich reiſe nach Oſtende oder San Sebaſtian,“ ſondern er wird erklären: „Ich werde wohl einen oder zwei Abende in Oſtende oder San Sebaſtian zubringen.“

Sein Handgepäck iſt ſorgſam ausgewählt. Aber um Gottes willen keinen neuen Koffer! Das iſt nicht vornehm. Es gibt deshalb beſondere Geſchäfte, in denen man Gepäckſtücke für Snobs kaufen kann. Inwendig ſind dieſe natürlich funkelnagelneu, außen jedoch zeigen ſie die charakteriſtiſchen Spuren langen Gebrauchs. Auch kann man Koffer mit Hotelzetteln aus Kairo, Singapore, Tokio, San Francisco, Sidney uſw. bekommen, was ſehr fein iſt. Hotelzettel aus Rom, Paris, Venedig ſind nicht mehr gangbar; beſonders beliebt ſind dagegen in dieſem Jahre ſolche aus Schottland. Man war dann nämlich „vergangenen Herbſt ein wenig zur Schnepfenjagd in den ſchottiſchen Bergen“.

Der richtige Snob trägt zur Reiſe ſtets möglichſt helle Kleidung mit beſonders ſtraffgebügelter Hoſe. Je heller, deſto vornehmer. Das verrät Großzügigkeit, und der Träger zeigt damit deutlich, daß es ihm gar nicht darauf ankommt, ſeine weiße Weſte durch Eiſenbahnruß ruinieren zu laſſen. Denn er hat's ja dazu. Er reiſt auch nicht, um ſich zu erholen oder zu unterhalten, ſondern eben nur, um zu reiſen.

Eine ſehr wichtige Sache iſt auch die Reiſelektüre und deren Handhabung. Zunächſt führt der echte Snob kein Kursbuch mit ſich, ſieht auch keines an. Er iſt doch nicht dazu da, ſich um die Angelegenheiten des Kammerdieners oder des Hotelportiers zu kümmern. Vielleicht hat er eine Zeitung, in die er flüchtig ſieht. Wichtig iſt dabei aber, daß dies recht läſſig und oberflächlich geſchieht, damit ja nicht etwa der Eindruck erweckt werden könnte, er intereſſiere ſich für den Inhalt. Empfehlenswert ſind ausländiſche Zeitungen, ſie machen einen beſonderen Eindruck. Jedenfalls gehört aber noch dazu, daß man beim Leſen auf ganz beſondere Art die Augenbrauen hochzieht. Das iſt zwar nicht ſo leicht, zeigt aber, daß man alle die in den Zeitungen etwa gebotenen Bilder und Artikel als aufdringlich empfindet, weshalb man eben läſſig darüber hinweggeht.

Der Snob kann aber auch ein Buch mitnehmen, jedoch auf keinen Fall ein gebundenes oder auch nur ein aufgeſchnittenes. Man muß ihm deutlich anſehen, daß er es eben erſt, irgend einer augenblicklichen Laune folgend, am Bahnſteig mitgenommen hat. Man nimmt es dann wohl gelegentlich zur Hand, um darin zu blättern und ein paar Seiten aufzuſchneiden. Aber dies beileibe nicht etwa mit einem Meſſer! Man ſchneidet die Seiten vielmehr nachläſſig mit einem Finger auf. Mit welchem, iſt beſonderer Individualität überlaſſen. Sehr fein iſt es, dabei eine Seite zu zerreißen. Man kann dann etwas darin leſen, beginne aber ja nicht am Anfang. Das wäre ordinär. Auch lieſt man nicht etwa mehrere Seiten nacheinander. Man lieſt vielmehr da ein paar Zeilen, dort ein paar, und dokumentiert dadurch, daß man über das lächerliche Intereſſe gewöhnlicher Sterblicher an ſolchen Dingen erhaben iſt.

Länger als fünf Minuten zu lesen ist unschicklich. Plötzlich runzelt der Snob die Stirne, blickt schärfer auf eine Stelle, zieht die Augenbrauen hoch, klappt das Buch ärgerlich zu und wirft es schließlich zum Fenster hinaus. A. M.

Die Montblancgruppe. — Das gewaltige Gebirgsmassiv, dessen Hauptpfeiler der 4810 Meter hohe Montblanc bildet, läßt sich mit einem Dach vergleichen, das zwei lange und zwei kurze Seitenflächen aufweist. Der First des Daches ist von Südosten nach Nordwesten gerichtet, und die vier Dachrinnen werden von den Tälern dargestellt, die das Massiv entwässern. Die eine Langseite wird vom Arvetal, die andere vom Val Béni und den beiden Ferrettälern entwässert, während auf die eine Kurzseite als Entwässerungsrinne das Val Montjoie und auf die andere die Talfurchen von kleinen Nebenbächen des Rhoneflusses entfallen.

Der Gipfel des Montblanc.

Selbstverständlich verlaufen die Rinnen nicht geradlinig und auch nicht in stets gleichmäßigem Fall. Vielmehr ist eine jede von ihnen ein oder mehrere Male nach oben hochgebogen. An diesen Stellen entsteht dann ein Joch, das zum Ursprung zweier Täler wird. So bildet beispielsweise auf der einen Längsrinne der Col de Balme den Ursprung für das Arvetal einerseits und für das Trienttal anderseits.

Das dachförmige Massiv selbst bietet in vollendeter Weise alles, was das Hochgebirge auszeichnet. Schneefelder,

Gletscherströme, Eishänge und Eisnadeln, Trümmerhalden, Felsmauern wechseln mit Gesteinkaminen, vereisten Couloirs, Gratschneiden und Plateaustufen ab. Aus der Fülle der großartigen Naturszenerien heben sich als besonders eindrucksvolle Einzelheiten ab die Abstürze nach dem Val Véni, die weiten Schneefelder auf der Seite von Chamonix, die großen Eisströme der Mer de Glace und des Gletschers von Argentière, die zerklüfteten Massen des Brenvagletschers, die Felsnadeln

Der Gipfel des Mont Maudit.

der Charmoz und der Dru, der Dent du Géant, die Aiguille Verte und die Grandes Jorasses.

Am wirkungsvollsten zeigt sich der Montblanc auf der Grenze zwischen Frankreich und Italien vom Col de la Seigne aus. Der Bergriese erscheint hier als eine ungeheure, mehr als 2000 Meter fast senkrecht abfallende Felsmasse, die die gewaltige Eiskuppe des Gipfels krönt. Ihren scheinbaren Fuß bildet der Miagegletscher. In den Einkerbungen des Felskolosses hängen zahlreiche kleinere Gletscher, die in dem bezeichnenden Namen Allée Blanche — Weiße Allee — zusammen-

gefaßt werden. Dem Montblanc benachbart ragt mit seinen Eishängen der 4471 Meter hohe Mont Maudit auf.

Die Besteigung des Montblancs von Chamonix aus, wozu für je einen Touristen zwei Führer und ein Träger erforderlich sind, verlangt zwei Tage. Man übernachtet in 3050 Meter Höhe im Chalet = Hotel der Grands Mulets und erklimmt am zweiten Tag den Gipfel selbst.

Bei klarem Wetter umfaßt die Rundschau die Savoyischen Alpen, den Jura, die Grajischen, Kottischen und Dauphiné-Alpen. Th. S.

Geniale Fälscher. — Vor kurzem hat das Reichsbankdirektorium auf die Ergreifung eines Fälschers die ungewöhnlich hohe Summe von 3000 Mark als Belohnung ausgesetzt. Dieser Fälscher, der Zwanzigmarkscheine angefertigt hatte, die so gut waren, daß sie von den Sachverständigen der Reichsbank nur mühsam als falsch erkannt werden konnten, ist in der Person des Stubenmalers Preuß ermittelt worden. Es handelt sich hier in der Tat um einen der genialsten Fälscher, der je in der Kriminalistik Deutschlands vorgekommen ist, denn man fand bei der Haussuchung Scheine, die als falsch überhaupt nicht mehr zu erkennen waren. Für die Gefährlichkeit dieses Verbrechers spricht auch der Umstand, daß er sich mit der Herstellung von Zwanzigmarkscheinen begnügte.

Er hatte jedenfalls aus dem Schicksal des genialsten amerikanischen Banknotenfälschers der Neuzeit, des Schildermalers Emanuel Ninger, gelernt. Ninger hatte sich zu einem Meister in der Kunst ausgebildet, mit Pinsel und Farbe Banknoten herzustellen. Ein paar gefälschte „blaue Lappen" gewährten ihm die Mittel zur Überfahrt nach New York, wo er sich in der City ein eigenes Büro mietete, in dem er Hundertdollarnoten malte. E. gestand später, daß er lange mit sich gekämpft habe, ob er nicht klüger nur Zwanzigdollarnoten herstellen solle. Aber die Erwägung, daß ihm eine Zwanzigdollarnote gerade so viel Arbeit wie eine von hundert mache, hätte den Ausschlag gegeben, obschon es weit schwieriger sei, eine Hundertdollarnote ohne Gefahr anzubringen als eine zu zwanzig. Er verließ sich auf sein Glück und sein elegantes,

ſicheres Auftreten. Hatte er eine Anzahl Noten zuſammen, die er ſo ſorgfältig herſtellte, daß ſelbſt Fachleute getäuſcht wurden, ſo ging er, um ſie leicht abſetzen zu können, auf Reiſen. Merkwürdigerweiſe dauerte es Jahr und Tag, bis die Banken und damit die Polizei auf die eigenartige Malerei kamen. Der Zufall brachte auch hier die Löſung. Ninger wurde in einer Bar feſtgenommen, als er dem Barkeeper eine ſeiner falſchen Noten in Zahlung gab. Dabei kam ein Tropfen Alkohol auf dieſe; die Farbe lief aus, und Ninger war entlarvt.

Faſt um dieſelbe Zeit, in der Ninger ins New Yorker „Sing-Sing"-Gefängnis wanderte, wurde Charles Becker, der „König der Scheckfälſcher", aus demſelben entlaſſen. Von dieſem genialen Verbrecher ſchreibt der bekannte Detektiv Pinkerton, der ihn auch zur Strecke gebracht hatte: „Er war zum Zweck des Fälſchens von Schecks und Wechſeln nicht nur mit der fälſchenden Feder geſchickt, ſondern Papierfabrikant, Lithograph, Graveur, Radierer in einer Perſon und erfahren im Gebrauch von Tinten und ihrer Entfernung mittels Säuren. Er war einer der wenigen Fälſcher, die durchlochte Stellen in Wechſeln und Schecks wieder ausfüllen konnten. Der gefälſchte Wechſel, wegen deſſen er verurteilt worden iſt, war urſprünglich ausgeſtellt und durchlocht auf einen Betrag von 1200 Dollar. Becker hatte die durchlochte Stelle ausgefüllt und den Betrag auf 22 000 Dollar geändert."

Dieſer „König der Fälſcher" hatte die amerikaniſchen Banken um Hunderttauſende geprellt. Als armer Teufel iſt er geſtorben. Wie gewonnen, ſo zerronnen! W. F.

Türkiſche Philoſophie. — Der Paſcha von Syrien, Achmed, dem man wegen ſeiner Grauſamkeit den Beinamen der Schlächter gegeben hatte, ſtarb im Jahre 1804. Als er auf dem Totenbette lag, ließ er einen Staatsgefangenen namens Selim, den früheren Paſcha von Jeruſalem, der ein Mann von Talent und ausgezeichneten Eigenſchaften war, holen. „Selim," ſagte er, „ich ſterbe, dich aber beſtimme ich zu meinem Nachfolger, weil du der einzige biſt, der Kraft und Geſchick dazu hat. Doch damit du nicht gleich im Anfang ſchon Hinderniſſe findeſt, will ich vorher noch reinen Tiſch machen. Deine Mitgefangenen

sind ohne Ausnahme Schufte, Hetzer und Ruhestörer. Ohne Zweifel hast du einigen von ihnen Vertrauen geschenkt, du würdest ihnen sogar die Freiheit schenken, sobald du mein Nachfolger geworden, würdest sie an deine Seite stellen und bald die traurigen Folgen davon erleben. Das darf nicht sein." Damit winkte er einem seiner Beamten, dem die Ausübung der Justiz unterstellt war, und befahl ihm, allen Mitgefangenen Selims die Köpfe abzuschlagen, indem er zugleich vor den versammelten Ministern, Gesandten und der Dienerschaft Selim zu seinem Nachfolger ernannte. Sobald man ihm meldete, daß sein Befehl vollzogen sei, lächelte er seinem Nachfolger noch einmal freundlich zu und sagte: „Nun erst sterbe ich ruhig." A. Sch.

Leute, die kein frisches Hemd anziehen möchten. — Was für eine Plage das Wäschewechseln für gewisse Leute sein muß, davon hatte der berühmte Erfinder Edison sprechende Beweise. Irgend ein findiger amerikanischer Reporter hatte während der nachrichtenarmen Hundstage einmal die Ente in seine Zeitung gebracht, Edison habe ein Hemd erfunden, das man ein ganzes Jahr hintereinander tragen könne. So lange garantiere der Erfinder für die Haltbarkeit des neuen Produktes, und gewaschen brauche es nie zu werden.

Die Zeitungsleser der Unionstaaten rochen den Entenbraten und fielen nicht darauf hinein. Anders war es, als auch brasilianische Zeitungen die interessante Notiz brachten. In Südamerika wurde sie gläubig aufgenommen und kam offenbar den Bedürfnissen zahlreicher Herren entgegen. Edison selbst veröffentlichte einen launigen Bericht darüber. „Kaum," schreibt er, „war die wichtige Neuigkeit in Südamerika bekannt geworden, da liefen bei mir Bestellungen über Bestellungen von dort auf den neuen Artikel ein, den weder ich noch sonst ein Mensch erfunden hatte. Sogar Vorausbezahlungen kamen massenhaft an. Ein Diamantenhändler aus Brasilien war dermaßen entzückt über das ‚unvergleichlich bequeme' Hemd, daß er gleich hundert Pfund Sterling (zweitausend Mark) einschickte mit der Bemerkung, der Preis für solch ein Hemd

sei zwar nicht in der Zeitung angegeben worden, allein mehr als hundert Pfund könne es doch nicht gut kosten, und so viel sei es ihm wert!“ C. D.

Schlagfertig. — Der einstige Besitzer einer noch jetzt sehr bekannten Berliner Weinstube war seinerzeit wegen seines Humors und seiner Schlagfertigkeit geradezu berühmt. So erzählte man sich folgendes lustige Stückchen von ihm.

Ein junges Herrchen aus der Provinz kommt mit einer Dame in sein Lokal. Da den Gast des Lebens tiefere Sorgen noch nicht bedrücken, so fühlt er das naive Bedürfnis, seiner Begleiterin auf Kosten des Wirtes zu imponieren, ruft denselben mit blasierter Miene heran und bestellt „einen Haifisch vom Grill“. Wenn er nun geglaubt hatte, der Wirt würde verlegen dastehen, so hatte er sich geirrt. Mit dienstbeflissener Miene notiert dieser die Bestellung und zieht sich zurück.

„Und mit Butter, bitte,“ ruft ihm der Jüngling noch nach.

„Jawohl, mein Herr.“

Eine geraume Zeit verstreicht, das Bestellte wird noch immer nicht serviert, der Wirt bedient andere Gäste, die viel später gekommen waren, und kümmert sich um das junge Pärchen überhaupt nicht mehr.

„Nun, wie ist es denn, wollen Sie mir nicht endlich das Bestellte bringen?“ fragt der Jüngling.

„O ja, bringen will ich es Ihnen schon, aber Sie müssen noch ein Weilchen warten. Wir haben den Haifisch erst telegraphisch in Bombay bestellt. Und außerdem muß er im voraus bezahlt werden. Ein Haifisch vom Grill kostet zehntausend Mark, ohne Butter ist es zehn Mark billiger.“

Alles lachte, der junge Mann aber wurde nun ganz still und griff von neuem nach der Speisekarte, um für sich und seine Begleiterin ein etwas billigeres Gericht auszusuchen. A. S.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Die gesteigerten Ansprüche,

welche die heutige Zeit an die Arbeitskraft des einzelnen stellt, und von denen auch unsere Kinder schon in der Schule betroffen werden, bedingen eine besonders kräftigende Ernährungsweise. **Diese läßt sich durch die Verwendung von**

MAIZENA

zu fast allen Speisen des täglichen Tisches erzielen, wodurch dieselben an Nährkraft und Wohlgeschmack bedeutend gewinnen.

„Maizena“ ist seit mehr als 50 Jahren in Deutschland als hervorragendes Nährmittel bekannt und beliebt, und sollte an Stelle der vielen, teilweise sehr teuren Nährpräparate die weitestgehende Verwendung finden. Man befrage seinen Arzt.

Rezepte für viele schmackhafte Speisen finden Sie in unserem kostenlos erhältlichen neuen Kochbüchlein. Senden Sie heute noch eine Karte an uns.

Corn Products Co., Abteilung 34, Hamburg 15.

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen und ein blendend schöner Teint. – Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. Ferner macht der Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg.

Lippenformer, Ohrenformer

Eine neue Erfindung des Spezialisten Baginski, **gegen abstehende Ohren!** Durch Streckung der Ohrwurzel mit der neuen Kappe „Trados" wird bei Herren, Damen u. Kindern ein verblüffender Erfolg erzielt. Hutnummer oder Alter angeb. Preis M. 3.50. **Wulstige Lippen,** zu großen od. breiten Mund, korrigiert der neue verstellb. Lippenformer in wunderb. Weise. Durch seine pneumatische Eigenschaft bekommen die Lippen eine naturfrische Röte. Preis M. 2.70, in Kautschuk M. 5.—. Interessenten wollen sich direkt a. d. Spezialisten **L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstrasse 34,** wenden.

Licht-Hingfong-Essenz-Destillat

1000000-fach im Gebrauch und bewährt!

Als Hausmittel unentbehrlich!

Dtz. 3.60, 30 Fl. franko nur en gros aus dem

Laboratorium L. Lichtenheldt,

Meuselbach 4 a Th. Wald.

Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Da ich schon von verschiedenen Stellen versucht habe, aber von dem Publikum immer Klagen kommen, dass die Essenzen nichts taugen, so bitte ich . . . folgt Bestellung . . .

Herr H. K. in Graudenz.

Ueber 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,

Berlin 75, Koppenstr. 9.

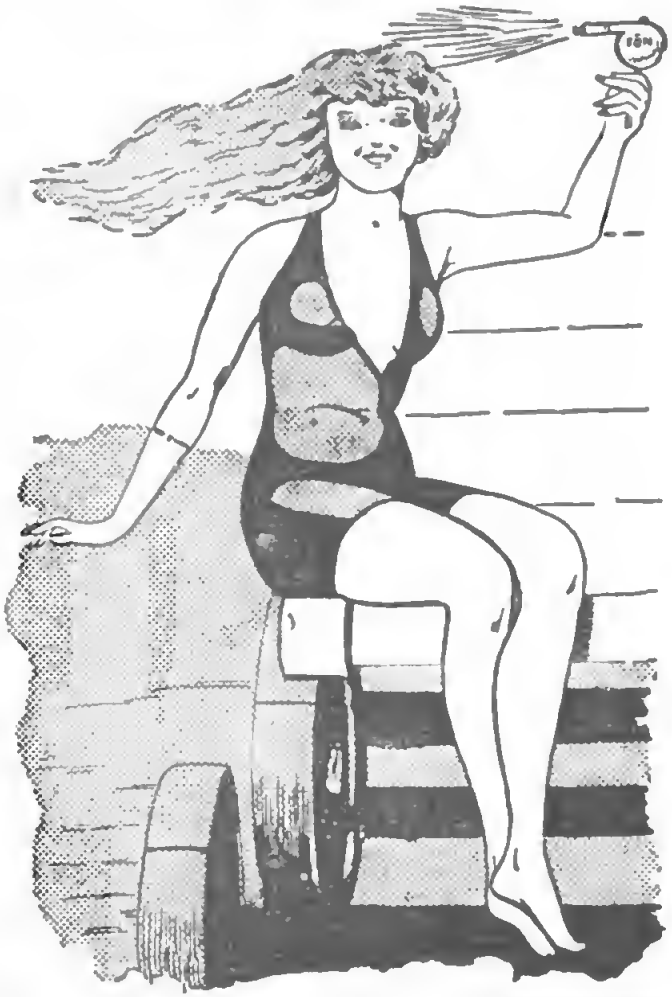
Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt **graues** oder **rotes** Haar **echt blond, braun** od. **schwarz.**

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M. 3.—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.



◆ ◆ ◆ ◆ ◆ Humoristisches. ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

Fred an Maud: „Vereiste Höhn
Ragen um die Baude wild,
Schneelawinen jagt der Föhn.
Komm! Bewundre dieses Bild!“

Maud an Fred: „Um keinen Preis!
Finde es hier wunderschön!
Pfeif auf deine Höhn voll Eis!
Hab auch ganz famosen Fön!“

Fön-Verkaufsstellen sind durch Plakate kenntlich!

Fabrik: Sanitas, Berlin N. 24, Friedrich-straße 131 a.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 966 A

WILSON
ANNEX